Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	......	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	......	— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

Bachem's Roman-Sammlung.

Zwei-Mark-Bände.

Der durchschlagende Erfolg, welchen die erste Serie von „Bachem's Novellen-Sammlung" (20 Bände à 1 Mark gebunden) erzielt hat, und die ausnahmslos anerkennenden Aeußerungen, mit welchen dieselbe von der Kritik jeglicher Richtung begleitet worden ist, bestimmten die unterfertigte Verlagshandlung, mit der Ausgabe einer Reihe von zunächst 10 doppeltstarken Bänden (à 2 Mark elegant gebunden) unter vorstehendem Titel zu beginnen, um eine Anzahl vorzüglicher Romane größern Umfangs, die in den Rahmen der Ein-Mark-Bände nicht passen, bringen zu können.

Für den sorgfältig gewählten Inhalt dieser Zwei-Mark-Bände gelten dieselben Grundsätze, welche der „Novellen-Sammlung" die **Gunst des Publicums im Fluge erobert** haben. Es wird also auch fernerhin die Rücksicht auf „**Gediegenheit, fesselnde Gestaltung und sittliche Reinheit des Inhalts, Schönheit der Form und reichen Wechsel der Stoffe und der Scenerie**" bei der Auswahl maßgebend sein. Bis jetzt sind erschienen:

Stimmen der Kritik siehe am Ende dieses Bandes.

Band 1: **Trüber Morgen, goldener Tag.** Roman v. **M. Lenzen di Sebregondi.**

Band 2: **Der Erbe von Weidenhof.** Roman von **F. von Pelzeln.**

Band 3: **Alda Renzoni.** Roman. Frei nach **Melati von Java** von **Leo van Heemstede.**
Ein Lichtblick. Novelle von **M. Herbert.**

Band 4: **Ein stolzes Herz.** Roman von **Cuno Bach.**
Die Wüstenräuber. Africanische Erlebnisse auf einer Sahara-Expedition. Von **Dr. Karl May.**

Band 5: **Die Hexe von Scharnrode.** Roman von **Herm. Hirschfeld.**
Prinzessin Irrlicht. Roman von **M. v. Pelzeln.**

Band 6: **Die Osteringen-Haldenstein.** Roman von **Paula Ried.**
In Treue fest. Eine Hochlands-Geschichte von **Th. Messerer.**

verte.

Bachem's Roman-Sammlung.

(Zwei-Mark-Bände.)

Eine belletristische

Haus- und Familien-Bibliothek.

Band 6.

Die Osteringen-Haldenstein.

Roman

von

Paula Ried.

In Treue fest.

Eine Hochlands-Geschichte

von

Th. Messerer.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Köln am Rhein.

[1885]

1818
J. P. BACHEM BUCHDRUCKEREI
KÖLN
41475

Die Osteringen-Haldenstein.

Roman von Paula Ried.

I.

Wem wäre nicht schon ein Mal der Gedanke nahe getreten, daß der Friedhof so recht eigentlich unsere irdische Heimath ist? — besonders wenn die Seele, unruhig und gequält, nach dem Frieden der ewigen Heimath verlangt, und auch dem Leibe die Ruhe am Herzen der Mutter Erde gönnen möchte nach der Arbeit und Last dieses Lebens; oder auch dann, wenn jenes stille Reich der Todten unsere Lieben aufgenommen, und wir gramgebeugt, aber nicht hoffnungslos, an ihren Hügeln die Vereinigung mit ihnen ersehnen dort, wo es keinen Trennungsschmerz mehr gibt! Freilich, wen des Lebens Lust noch an allen Fasern des Herzens gefesselt hält, und der, dessen Seele schuldbefleckt ist, sie scheuen den ernsten Ort, der so eindringlich das „Memento mori!“ predigt. Nur Entsagung und Unschuld weilen dort ohne Zagen.

Der sogenannte „alte“ Kirchhof von Eichenau, einem Gebirgsstädtchen im südöstlichen Deutschland,

zeigte dies täglich. In seinen schattigen Alleen spielten die Kinder der Nachbarschaft, sobald der erste milde Frühlingshauch die Veilchen am Fuße seiner hohen Mauern für sie hervorlockte, bis die Stürme des Herbstes ihnen die Kastanien in den Schooß schüttelten; und auf einer der zahlreichen Rasenbänke ruhte nicht selten ein müder Spaziergänger, dessen Kräfte eine weite Promenade in die schönen Anlagen der Umgegend nicht gestatteten.

Es war an einem jener freundlichen Herbsttage, deren klare Himmelsbläue und warmer Sonnenschein so täuschend den Frühling nachahmen würden, wenn nicht das röthlich gefärbte Laub, das jeder leise Windhauch niederweht, zu deutlich zeigte, daß die Natur, des Schaffens müde, zur langen Ruhe des Winters sich entkleidet.

Auf einer aus Steinen errichteten Bank an der alten, moosreichen Mauer, welche einst zu den Festungswerken der Stadt gehört hatte und nun einen Theil der Kirchhofumfriedung ausmachte, saß ein etwa vierzehnjähriger Knabe. Er hatte sich ein lauschiges Plätzchen gewählt: die überhängenden Zweige einer Trauer-Esche bildeten ein schützendes Dach über einer wallartigen Erhöhung, an deren Abhang manchfaches Strauchwerk stand, besonders wilde Rosen mit ihren röthlichen Früchten zwischen dem schon fahlen Laube. Nach links setzten sich die Sträucher als Grenze zwischen weiten Gärten und dem Kirchhofe fort; rechts aber stand ein kleines Häuschen mit weinumrankten

Fenstern, deren schneeige Vorhänge freundlich zwischen dem dichten Blätterwerk hervorleuchteten.

Ein Buch schien den Knaben bisher beschäftigt zu haben; jetzt aber lag es unbeachtet auf seinem Schooße, und das helle freundliche Auge folgte träumerisch dem Fluge der Vögel, die sich zum Abzuge nach dem schönen Süden rüsteten.

Plötzlich wurde er aus seinem Sinnen emporgeschreckt. Ein bunter Gummiball flog über die Hecke und fiel grade vor ihm nieder. Gleichzeitig hörte er den klagenden Ruf einer zarten Kinderstimme: „O weh, mein Ball!“ Der Knabe hob das Spielzeug auf und näherte sich der Hecke, an welcher ein niedliches Mädchen von etwa vier Jahren stand und ihm halb froh, halb schüchtern das Händchen entgegenstreckte. Aber die Hecke war zu hoch und zu breit; sie konnte den dargebotenen Ball nicht erreichen.

„Ich werde ihn dir hinüberwerfen. Gib Acht!“

„O danke, danke!“

Die Kleine haschte den Ball, der auf dem festgetretenen Kieswege wiederholt in die Höhe schnellte, wendete sich aber bald wieder zu dem freundlichen Helfer in der Noth und fragte, die Händchen wie zum Gebet faltend: „Bist du ein Engel?“

„O nein!“ lachte der Knabe, wie es schien, von der naiven Frage der hübschen Kleinen höchlichst amusirt. „Warum soll ich denn ein Engel sein?“

Das Mädchen schaute ihn lange mit den großen dunkeln Kinderaugen an und schüttelte dann halb un-

willig das braungelockte Köpfchen. „Die Bonne hat mir erzählt, daß die Engel die Kinder schützen und ihnen helfen, wenn sie zu ihnen beten. Ich habe aber gebetet: Guter Engel, bringe mir meinen Ball wieder! Und da bist du gekommen; vorher habe ich dich gar nicht gesehen . . . du siehst auch aus wie der Engel auf meinem Bilde. Der hat auch so schöne, lange goldene Locken wie du, und so freundliche Augen, und . . . und . . .“

„Nun, was denn?“

„Und du bist so gut! Ein Knabe hätte mir den Ball vielleicht fortgenommen oder ihn doch versteckt. Ich hätte ihn lange bitten und ihm vielleicht all' mein Zuckerzeug geben müssen. Mein Bruder Leo macht es immer so.“

„Aber ich bin kein Engel . . . Wart', du kleines, liebes Herzchen, ich will mich dir ganz zeigen.“

Immer noch zweifelhaft und den vermeinten Engel unausgesetzt im Auge behaltend, folgte ihm das kleine Mädchen bis an eine etwas niedrigere und schmälere Stelle der Hecke, wo ein Ueberspringen für den gewandten Knaben möglich war. Sein bequemer Turnanzug erleichterte das Kunststückchen.

„Nun sieh' mich genau an, vom Kopf bis zu den Füßen . . . Flügel habe ich ja auch nicht.“

„Das ist wahr!“ murmelte die Kleine.

„Und dort unter der Esche liegt noch das Buch, aus dem ich lernte. Alle Knaben, die kluge Männer werden wollen, müssen lernen. Engel wissen alles von

selbst.“ Bei diesen Worten hatte der Knabe das zarte Figürchen in die Höhe gehoben.

„Dann bist du aber ein recht guter Knabe, und ich bin dir sehr, sehr gut!“ Sie legte die runden Aermchen um seinen Hals und drückte sich fest an ihn, wie Kinder zu thun pflegen, wenn sie den höchsten Grad ihrer Zärtlichkeit ausdrücken wollen.

„Ich bin dir auch gut, du kleine Maus! Wie heißest du eigentlich?“

„Mama nennt mich »Lonny«, und die Bonne »Leonie«. Wenn Bruder Leo gut ist, ruft er »Tina«; wenn er aber zankt, sagt er »Trine«, und das ärgert mich.“

„Und Papa?“

„Der ruft mich jetzt gar nicht. Er ist ja nicht zu Hause. Aber er wird wiederkommen, und dann wird die Mama gesund werden. Jetzt ist sie krank, sehr krank, die arme Mama.“

Die Kleine blickte nachdenklich vor sich nieder. Plötzlich aber umfaßte sie ihren neuen Freund, der ihr theilnehmend in das umwölkte Gesichtchen sah, noch ein Mal und blickte ihn mit süßem Kinderlächeln an, indem sie fragte: „Hast du nicht auch einen Namen?“

„Gewiß, ich heiße Felix.“

„Felix? . . . Das ist hübsch! Lieber Felix, komm mit mir in’s Zimmer; ich will dir meine Spielsachen zeigen.“

Da ward der Knabe sich bewußt, daß er in einem fremden Garten sei. Bei dem Gedanken, es könnte

Jemand sein Eindringen übel auslegen, stieg ihm die Röthe in's Gesicht. „Ich kann nicht, Tina! Mein Mütterchen wartet auf mich; ich muß gehen."

„Wirst du denn wiederkommen?"

„Möchtest du es gern?"

„Ja, lieber Felix! Komm! Du mußt recht viel mit mir spielen. Ich habe Niemand als Leo, und der mag nicht immer. Früher that's die Mama. Jetzt aber bin ich gar nicht oft bei ihr, und wenn ich komme, schickt sie mich bald wieder fort. Sie sagt immer: Kind, du machst mich nervös! Was ist denn das, lieber Felix?"

Felix war in Verlegenheit, wie er seine kleine Freundin belehren solle, und umging die naive Frage, indem er Leonie das Versprechen gab, wieder zu kommen. Rasch schwang er sich über die Hecke, nahm sein Buch und ging dem kleinen Häuschen zu, in dessen Thüre jetzt eben eine schlanke Frauengestalt trat.

„Mutter!" rief Felix schon von weitem. „Wollen wir heut' spazieren gehen? Es ist so wunderschön. Die frische Luft wird dir gut thun."

„Hast du auch Zeit? Sind deine Schulaufgaben fertig?"

„Die Vorbereitung aus dem Horaz habe ich vorhin unter der Esche abgemacht; die schriftlichen Arbeiten besorge ich lieber am Abend. Beim Lampenlicht kommen mir immer die besten Gedanken; im Sonnenschein fliegen sie in alle Welt hinaus. Ach, Mutter, ich habe heut' den Kranichen zugesehen. Sie ziehen fort

in den schönen, warmen Süden. Wenn wir doch auch fort könnten! In einer wärmern Gegend würdest du gesunder sein."

Der Eifer, mit dem Felix seinen Vorschlag machte, entlockte der Mutter ein freundliches Lächeln, das den ernsten, fast schmerzlichen Ausdruck ihres Gesichtes milderte. Liebkosend strich sie mit der feinen, schmalen Hand über das blonde Gelock ihres Sohnes, der erwartungsvoll zu ihr aufsah.

„Es geht nicht, Felix. Um meinetwillen ist es nicht nöthig; für dich aber wäre es nachtheilig, wenn du im Lernen unterbrochen würdest. Wir müssen schon hier bleiben, bis du für die Prima eines Gymnasiums reif geworden. Dann ziehe ich mit dir in eine Universitätsstadt."

„Soll ich denn weiter studiren?"

„Du sollst nicht; aber du darfst, wenn du willst. Ich lasse dir vollkommen freie Berufswahl. Was möchtest du denn werden?"

„Ich habe schon manchmal darüber nachgedacht. Die meisten meiner Kameraden wissen schon, was sie werden wollen. Aber ich habe gar keine entschiedene Neigung zu einem Berufe."

„Es ist mir ganz lieb, daß du diese Entscheidung für spätere, reifere Jahre verschiebst. Du bist dann weniger in Gefahr, deinen Beruf zu verfehlen."

„Hast du gar keinen Wunsch in dieser Beziehung? Du weißt, liebste Mutter, daß ich so gern thue, was du willst."

„Ich weiß es, und darum werde ich nie einen Wunsch äußern, der möglicherweise deine Berufswahl zu deinem Nachtheil beeinflussen könnte. . . . Doch das alles hat noch Zeit, Felix. Trage dein Buch hinein. Wenn wir eine kleine Promenade machen wollen, müssen wir es bald thun. Der Herr Pfarrer hat mir seinen Besuch für heute versprochen. Sage Susanna, sie möchte mit dem Thee auf ihn rechnen. Ich mache mich inzwischen zum Ausgang bereit."

„Das ist ja prächtig! Ich wollte schon zu ihm gehen und mir seinen Rath für meinen Aufsatz erbitten." Mit einem Freudensprunge verschwand Felix im Hause.

Die Mutter sah ihm lächelnd nach und ging dann auch hinein. Nach wenigen Minuten kehrten Beide zurück. Felix trug ein großes, warmes Tuch, um die Mutter auf dem Heimwege vor der Abendkühle zu schützen.

Wer die Beiden neben einander sah, mußte unwillkürlich an Frühling und Herbst denken. Es war nicht der Altersunterschied allein, der diesen Gedanken wachrief. Die Züge der Mutter trugen nicht bloß den Stempel jener wehmüthigen Trauer, mit der wir in reifern Jahren auf die Stürme zurückschauen, welche die Blüthen unserer Hoffnungen vernichtet haben; es lag darin auch das unaussprechliche Sehnen nach Ruhe, nach Frieden, welches der Herbst in uns hervorruft und nährt. Das Antlitz des frischen, lebensfrohen Knaben dagegen war ein sprechendes Sinnbild für die tausend Hoffnungen weckende Blüthenfülle und die schöpferische

Kraft des Frühlings. „Mein ist die Zukunft!“ schien der freie, kühne Blick, der Zug fester Entschlossenheit in den schön geschwungenen Augenbrauen und um den feinen, ausdrucksvollen Mund zu sagen.

Daß Felix solch frohen, unbefangenen Kindersinn und Jugendmuth bewahrt hatte, war fast wunderbar. Das kleine, innerhalb der Friedhofmauern gelegene Häuschen sah nicht viel heitere Gesichter. Auf der Mutter lastete eine tiefe Schwermuth, die nur selten und dann nur auf einige Zeit sie verließ. Susanna, die alte Dienerin, war fast immer ernst und still. Trotzdem war Felix ein Gegenstand der zärtlichsten Sorge für Beide. Darum fehlte es ihm nicht an der für ein kindliches Gemüth nothwendigsten Bedingung des Gedeihens, an Licht und Wärme der Liebe; und er ward wiederum die Freude, das Glück seiner Mutter, der einzige Sonnenschein in ihrem traurigen Leben.

Elf Jahre waren vergangen, seit Frau Werden mit ihrem kaum vierjährigen Kinde eine Zuflucht in dem kleinen, entlegenen Gebirgsstädtchen gesucht hatte. Ruhe und Einsamkeit waren ihr einziger Wunsch. Der wohlwollende Pfarrer nahm sich ihrer mit besonderer Fürsorge an. Er allein wußte, welch' schweres Leid die damals noch blutjunge und bildschöne Frau niederbeugte. Seine Schwester, eine kinderlose Wittwe, die ihm die Wirthschaft führte, würde es sehr gern gesehen haben, wenn Frau Werden nach dem Vorschlage des Pfarrers einen Theil seiner Amtswohnung bezogen hätte. Diese aber nahm das freundliche Anerbieten

nicht an. Sie wollte ganz allein und unabhängig sein. Da dachte der gute Pfarrer an das Todtengräber-Häuschen des alten Kirchhofes. Es stand seit zwei Jahren unbenutzt. Seit dieser Zeit war nämlich eine neue, größere Kirche vollendet und das alte, allzu kleine Kirchlein abgetragen worden. Auch den Kirchhof hatte man verlegt. Die frühere Begräbnißstätte sollte nur noch für Solche benutzt werden, welche auf Beisetzung in Familiengrüften Anspruch hatten.

Frau Werden ging auf den Vorschlag, das Todtengräber-Häuschen zu beziehen, nachdem es renovirt und wohnlich eingerichtet worden, mit großem Eifer ein. Pfarrer Neumann, dem es nicht so ganz ernst mit dieser Idee gewesen, machte freilich noch mancherlei Einwendungen, die vorzüglich darauf fußten, daß die traurige Umgebung ihren Geist noch mehr verdüstern müsse.

Frau Werden aber hatte mit trübem Lächeln geantwortet: „Mein Herz ist selbst ein großer Kirchhof, mein Leben ein weites Grab. Vielleicht lerne ich hier, das Kreuz darauf zu pflanzen, daß es mir zum Friedhof werde.“

Der würdige Pfarrherr mußte oft an diese Worte denken, wenn er die bleiche, stille Frau beobachtete, wie sie so ernst und ruhig zwischen den grünen Hügeln einherging und es sich zur Aufgabe machte, die verlassensten Gräber, für die keine freundliche Hand einen Blüthenschmuck bereitete, zu pflegen.

Ob sie den Frieden im Opfer, die Ruhe im Kampfe gefunden? — Er wußte es nicht. Nachdem Frau Werden ihm einmal ihr vergangenes Leben mit seinem tiefen Weh erschlossen hatte, war sie nie wieder darauf zurückgekommen. Er aber scheute sich, die Wunde zu sondiren. Dagegen suchte er ihr das Leben nach außen möglichst zu erleichtern. Er verwaltete das kleine Capital, welches sie ihm bald nach ihrer Ankunft übergeben hatte, und wußte es so einzurichten, daß die Zinsen desselben für alle ihre Bedürfnisse ausreichten. Außerdem versah er sie mit Blumen, Musicalien und Büchern. Seine Schwester, Frau Kersten, fand hundert Mittel und Wege, die alte Dienerin Susanna, welche Frau Werden hierher begleitet hatte und mit rührender Treue an ihrer jungen Herrin hing, in der Sorge für die Küche zu unterstützen. Der kleine Felix war ihr erklärter Liebling. Sie kam oft nur in das Häuschen auf dem Kirchhofe, um den hübschen Jungen ein wenig zu verhätscheln.

Später nahm ihr Bruder sich des Kleinen sorgsam an. Er unterstützte die Mutter erfolgreich in Erziehung und Unterricht des Knaben, und dies wurde ihm selbst zu einer Quelle herzlicher Freude. Denn Felix war ein lernbegieriger und sehr begabter Schüler. Spielend lernte er von der Mutter das Lesen und Schreiben. Auch unterrichtete sie ihn frühzeitig im Clavierspiel, wozu er große Anlagen zeigte. Er schien sie von der Mutter geerbt zu haben: Frau Werden spielte meisterhaft, und ihr Gesang war entzückend. Sie hatte über-

haupt eine seltene, nicht bloß umfassende, sondern gründliche Bildung. Französisch und Englisch sprach und schrieb sie correct. Hierin, wie auch im Zeichnen und Malen war Felix ebenfalls ihr gelehriger Schüler. Den Unterricht in Religion, Mathematik und in den Realien hatte sich der Pfarrer vorbehalten. Später fügte er dazu das Lateinische.

Als Felix sein zwölftes Jahr erreicht hatte, erklärte sein väterlicher Freund, der Knabe wüchse ihm über den Kopf und er müsse nun eine Schule besuchen. Es sei dies auch nöthig, damit er mehr in Verkehr mit Altersgenossen komme und nicht einseitig gebildet werde. „Ich lasse mich viel zu sehr von dem Jungen beeinflussen," fügte er lächelnd hinzu. „Wozu er mehr Lust hat, das betreiben wir mit größerm Eifer."

So kam denn Felix in eine Familienschule, die ein Doctor der Philosophie in Eichenau gegründet hatte. In politischer Beziehung compromittirt, war Dr. Metzner um seine staatliche Anstellung gekommen und genöthigt worden, seine Kenntnisse durch Privatunterricht zu verwerthen. Nachdem er Jahre lang vergeblich eine dauernde Stellung gesucht, fand er dieselbe in Eichenau. Das Städtchen war gesund und schön gelegen und das Leben dort billiger wie sonst in der Gegend; darum hatten sich Familien aus höhern Ständen, besonders pensionirte Offiziere, dahin zurückgezogen. Obgleich nun ganz gute Schulen vorhanden waren, eine sogenannte Lateinschule sogar die Vorbereitung für die höhern Klassen eines Gymnasium gewährte, übergaben doch Viele ihre Söhne

gern der Leitung Dr. Metzner's, der, abgesehen von seinen politischen Extravaganzen, ein sehr tüchtiger und liebenswürdiger Mann, dabei durch und durch Pädagoge war. Seine Familienschule bot die Vortheile privaten Unterrichtes ohne dessen Nachtheile. Denn die geringere Anzahl der Schüler ermöglichte eine größere Berücksichtigung der Individualitäten, während ihrer immer noch genug waren, um einander durch edeln Wetteifer anzuspornen und kameradschaftlichen Verkehr zu pflegen.

Pfarrer Neumann wußte bald Felix das Interesse seines neuen Lehrers zuzuwenden, und dies verwandelte sich nach und nach in eine herzliche Zuneigung, je mehr Metzner die schönen Geistes- und Gemüthsanlagen in seinem Schüler schätzen lernte. Es machte ihm viel Freude, daß Felix ihm einen Theil der Liebe und des Vertrauens schenkte, wodurch er mit seinem frühern Lehrer verknüpft war und blieb. Denn Pfarrer Neumann ließ seinen Schützling nicht aus dem Auge und ging ihm noch immer mit Rath und That zur Hand. Nicht selten kam es vor, daß er ihm irgend einen mathematischen Knoten lösen oder die Schwierigkeiten einer schriftlichen Arbeit überwinden half.

Seit Felix sich in regelmäßigen Schulverhältnissen bewegte, waren ihm andere Schwierigkeiten entgegengetreten, in welchen er nicht minder der Hülfe und des Rathes, oft auch der ernsten Mahnung und Zurechtweisung bedurfte. Die meisten der Knaben hatten ihn lieb, und nur wenige neideten ihm die Vorzüge, welche

seine geistige Ueberlegenheit ihm verschaffte. Einige jedoch, die ein Hauptverdienst im Adel der Geburt und in materiellem Reichthum sahen, suchten ihren bürgerlichen Kameraden nicht selten den Unterschied fühlbar zu machen, den das Wörtlein „von“ bewirkt. So kam es denn häufig zwischen den adeligen und bürgerlichen Elementen zu Reibungen, unter denen Felix, der eine starke Neigung zum Stolz besaß, viel zu leiden hatte. Der Mutter gegenüber klagte er nie über Kränkungen, welche ihm in solcher Beziehung zugefügt wurden. Aber der Pfarrer brachte ihn leicht zur Aussprache hierüber und benutzte derartige Gelegenheiten, die Auswüchse eines sonst nicht verwerflichen Stolzes möglichst zu beschneiden.

Eine andere Klippe lag für Felix in seinem Hange zur Uebertreibung. Er entwickelte oft wochenlang einen Fleiß, der ihn zum Muster für alle übrigen Schüler machte, und leistete viel mehr, als verlangt wurde, obgleich Dr. Metzner ziemlich hohe Forderungen stellte. Dann gönnte er sich kaum die nöthige Ruhe und Erholung. Darauf aber kamen Zeiten, in denen er nur zur Noth seine Schulpflichten erfüllte. Entweder gab er der Erschlaffung nach, welche eine natürliche Folge seiner Ueberanstrengung war, oder er widmete sich gewissen Lieblingsbeschäftigungen.

Auch hier wirkte die vernünftige, ruhige Leitung des guten Pfarrers wohlthätig auf Felix ein; freilich konnte er die ihm angeborene Neigung zur Excentricität nicht ganz unterdrücken, und darum stiegen oft bange

Befürchtungen für die Zukunft des Knaben in ihm auf, die um so mehr Grund hatten, als Felix auch eine sehr heftige Natur war. Die letztere Leidenschaft verursachte der Mutter die meiste Sorge. Fast ängstlich beobachtete sie diese Regungen in ihrem Sohne, und frühzeitig machte sie ihn aufmerksam auf die Gefahren derselben. Felix kämpfte auch ernstlich dagegen und unterlag selten der Versuchung zu einer Aeußerung des Zornes.

Neumann tröstete Frau Werden, wenn sie ihre Befürchtungen aussprach.

Dann schüttelte diese wohl traurig das Haupt. Vor ihrer Seele stand die Erinnerung an ein edeles Herz, welches die Leidenschaft des Zornes gebrochen, an einen reichen Geist, den maßloser Stolz umnachtet hatte, wodurch unsagbares Elend über ihr eigenes Herz gebracht worden war.

2.

Die alte Susanna war schon mehrmals vor die Thüre gegangen, um nach ihrer Herrin auszuschauen.

„Der Herr Pfarrer kann jeden Augenblick kommen," murmelte sie ein wenig verdrießlich. „Und er ist nicht gewöhnt, auf den Thee zu warten. — Richtig! Da ist

er schon, oder doch sein Karo, was so ziemlich dasselbe ist."

Ein hübscher schwarzer Pudel kam eben vom offenen Kirchhofpförtchen herbei gelaufen und beschnupperte freudig seine alte Bekannte, die ihm schon manchen guten Bissen zugesteckt hatte. Susanna streichelte ihm freundlich den zottigen Kopf.

„Da kommen ja alle Vier! Nun heißt's: tummele dich!"

Diese Eilfertigkeit hinderte sie jedoch nicht, den Ankömmlingen einige Schritte entgegen zu gehen und sie mit der ihr eigenen ehrerbietigen Zutraulichkeit zu begrüßen.

„Grüß' Gott, Herr Pfarrer! Schön willkommen, Frau Kersten! Das ist aber eine Freude, daß Sie Beide uns besuchen. Sie haben sich wohl unterwegs getroffen?"

Susannens herzliche Begrüßung wurde eben so herzlich erwidert. Nachdem die treue Seele sich noch überzeugt, daß Frau Werden gegen die Abendkühle gut verwahrt gewesen, zog sie sich in ihr Revier, die Küche, zurück, wohin Frau Kersten ihr folgte, um sie mit etwas Wildpret zum Aufschnitt zu versehen. „Sie müssen Frau Werden besser pflegen, Susanna! Sie sieht recht bleich und angegriffen aus."

„Da haben Sie ganz recht. Aber, was kann ich thun? Sie ißt sehr wenig. Freilich ist das immer so gewesen, wenigstens seit . . ."

Susanna hielt erschrocken inne. Frau Kersten that, als bemerkte sie es nicht. Sie gab ihr noch einige Verhaltungsregeln und ermahnte sie, besonders für warme Stuben zu sorgen. „Frau Werden ist im Herbst hinfälliger als je. Es ist eine gefährliche Zeit für sie. Wenn sie noch einige Jahre hinter sich hat, wird ihre Gesundheit sich mehr kräftigen. Wie alt ist sie jetzt?"

„Drei- oder vierunddreißig Jahre."

„Das sieht man ihr nicht an. Da wäre sie ja über die gefährliche Zeit hinaus. Denn ich lasse mir's ein Mal nicht ausreden, daß sie an der Lunge leidet. Sie will's mir nicht glauben, weil sie nicht hustet. Aber diese fast durchsichtige Haut, welche die blauen Adern durchschimmern läßt, die oft so scharf abgegrenzte unnatürliche Röthe der Wangen, die mit todesähnlicher Blässe wechselt, und der eigenthümliche Glanz ihrer Augen, das sind untrügliche Anzeichen."

Frau Kersten hatte mehr zu sich selbst als zu Susannen gesprochen. Ein leises Schluchzen machte sie aufmerksam und zeigte ihr, welchen Eindruck ihre Worte auf das treue Wesen machten.

„Nun, lassen Sie's nur gut sein, Susanna! Jetzt kann sie vielleicht noch Jahrzehnte leben. Zu ihrer und meiner Beruhigung werde ich auch dafür sorgen, daß ein vernünftiger Arzt sie beobachtet, ohne daß sie es merkt. Ein entfernter Verwandter von uns hat einen Ruf als Professor der Medicin an die Universität zu Berlin erhalten; künftigen Monat reist er hier durch und wird uns besuchen."

Susanna trocknete die nassen Augen mit dem Schürzenzipfel. „Gott lohne Ihnen, Frau Kersten, was Sie schon an meiner Frau und an unserm Felix gethan haben.“

Die alte Dame nickte Susannen noch freundlich zu und kehrte dann in die trauliche Wohnstube zurück, wo sie die Hausfrau an der Theemaschine, ihren Bruder aber in der lebhaftesten Unterhaltung mit Felix fand. Lauschend blieb sie an der Thüre stehen.

Es handelte sich um das Aufsatzthema, über das Felix mit seinem frühern Mentor zu sprechen gewünscht hatte: „Welche Regierungsform ist für Rom segensreicher gewesen, die monarchische oder die republicanische?“ Der Knabe war erregt; seine Wangen glühten. Er hatte sich in eine solche Begeisterung für Rom als Republik hineingeredet, daß er fast gar keine Vorzüge der Monarchie, selbst nicht unter Octavian gelten lassen wollte.

Es war interessant, mit welcher freundlichen Herablassung und Ruhe der Greis im Silberhaare seinem blondlockigen, jugendlichen Gegner zuhörte und widersprach. „Du bist von Vorurtheilen befangen, Felix. Auch ist dies wohl kaum deine eigene Ueberzeugung. Knaben von deinem Alter sehen durch die Brille ihres Lehrers, und die ist in diesem Falle freilich republicanisch gefärbt.“

„Nein, Onkel! Du thust Herrn Metzner Unrecht und mir auch ein wenig. Er beeinflußt unser Urtheil gar nicht; er sucht es vielmehr selbständig zu machen

und zeigt uns immer Licht- und Schattenseiten der Dinge. Er hat sogar gesagt, das Kaiserthum sei damals die einzige Rettung Rom's gewesen. Aber man kann doch nicht leugnen, daß die Republik mehr große Männer erzeugt hat; und diese Ansicht habe ich schon gehabt, als du mich noch in der Geschichte unterrichtetest."

„Nicht die Republik erzeugte die großen Männer, mein Sohn, sondern der noch ungeschwächte Geist des Volkes. Du vergissest, daß Rom unter dem Königthum auch große Männer gehabt hat. Jede Regierungsform ist gut, wenn und so lange sie den Bedürfnissen einer Nation entspricht. Das richtig zu beurtheilen erfordert jedoch ein gründlicheres Studium, als ein fünfzehnjähriger Kopf zu bewältigen im Stande ist."

„Warum stellt uns aber Dr. Metzner ein solches Thema, wenn es über unsere Urtheilskraft hinausgeht?" erwiderte der Knabe, während die dunkelere Färbung seiner Wangen dem scharfen Auge des väterlichen Freundes verrieth, daß Felix sich in seinem Schülerstolz verletzt fühlte.

„Vermuthlich will er durch diese Aufgabe erproben, in wie weit ihr euch ein Urtheil gebildet habt, wenn er nicht eine bloße Einprägung von geschichtlichen Thatsachen durch reiflicheres Nachdenken darüber beabsichtigt."

Der Eintritt der Frau Kersten lenkte die Unterhaltung von dem bisherigen Gegenstande ab. Mit der ihm eigenen höflichen Aufmerksamkeit bereitete Felix der guten Tante — wie er sie von Kindheit auf

zu nennen gewohnt war, ebenso wie er den Pfarrer stets mit Onkel anredete — einen Platz auf dem Sopha neben ihrem Bruder, der in einem bequemen Lehnstuhl saß.

Nach dem Abendbrod bat Felix um Erlaubniß zur Vollendung seiner schriftlichen Arbeit. Es kostete ihm nicht geringe Ueberwindung, die gemüthliche Unterhaltung gegen die Arbeit auf seinem einsamen Stübchen zu vertauschen. Aber die Idee der Pflicht war sehr lebendig in ihm; ihr ein Opfer zu bringen, hatte er frühzeitig lernen müssen.

„Aber ich nehme noch nicht Abschied. Jedenfalls komme ich noch ein Mal herunter, um »Gute Nacht« zu sagen. Vielleicht führt mir der Schutzengel die Feder, so daß ich noch ein Viertelstündchen Zeit erübrige."

„Wenn dein Engel dir die Feder führt, wird deine Arbeit wohl gut monarchisch gehalten sein. Dort oben ist alles einem Willen unterthan," sagte lächelnd Frau Werden.

„Da fällt mir ein, daß ich heut' selbst für einen Engel gehalten worden bin. Ein kleines, herziges Mädchen, dem ich den fortgesprungenen Ball wiedergab, glaubte allen Ernstes, ich sei sein Schutzengel. Ist das nicht drollig?"

„Ich finde es mehr rührend, weil es Zeugniß von dem lebendigen Glauben kindlicher Einfalt gibt," sagte ernst der Pfarrer.

„Wer war die Kleine?“ fragten die beiden Frauen fast gleichzeitig.

„Ich weiß nur, daß sie Leontine heißt, eine kranke Mama hat, die gesund werden wird, wenn der Papa wiederkommt, und daß sie mit ihrem Bruder Leo nicht immer auf dem besten Fuße steht.“

Auf den Wunsch der Mutter erzählte Felix die Begegnung ausführlicher. „Die Kleine trägt ja deinen Namen, Mütterchen! Du heißest auch Leontine, nicht wahr? Daß mir das nicht gleich aufgefallen ist!... Doch nun gehe ich.“

Das kleine Abenteuer bildete noch einige Zeit den Gegenstand des Gespräches. Der Besitzer jenes Hauses, zu welchem der große, an den Kirchhof stoßende Garten gehörte, hatte keine Miether. Es war ein alter Junggeselle, der allein mit seiner noch ältern Haushälterin abgeschlossen von der Welt in dem weiten Hause lebte und am wenigsten Kinder in seiner nächsten Umgebung duldete.

„Ach, ich kann mir das Räthsel erklären!“ rief Frau Kersten plötzlich. „Weißt du noch, Bernard, daß kürzlich spät Abends Jemand am Pfarrhofe schellte und um etwas kuhlaue Milch für eine Kranke bat. Am andern Morgen erzählte mir unser Mädchen, der alte Herr von Rochow habe Besuch von einer Nichte bekommen, der eigentlich nur kurze Zeit dauern sollte; die Dame sei aber krank geworden und werde nun länger in Eichenau verweilen. Rochow sei nicht gerade sehr erbaut davon, um so weniger, weil er ja selbst

kränklich ist; er müsse sich aber in die Umstände fügen. Die zwei Kinder der Dame, ein Knabe und ein Mädchen, hätten anfänglich seinen Verdruß am meisten erregt. Nun sei er jedoch schon mit der Idee, sie täglich einige Stunden um sich zu haben, ausgesöhnt."

„Und wie heißt die Dame?" fragte Frau Werden in einer fast athemlosen Spannung, die den Andern hätte auffallen müssen, wenn Pfarrer Neumann nicht eben von seinem Rechte, nach dem Thee sein Pfeifchen anzuzünden, Gebrauch gemacht, und Frau Kersten gerade eine verlorene Masche des Strickstrumpfes aufgehoben hätte.

„Ich habe ein schlechtes Namengedächtniß und hörte auch nicht darauf. Es klingt mir aber noch wie »Haldenstein« in den Ohren . . . Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sind Sie . . ."

„Ein altes Uebel, ein Bißchen Herzkrampf," brachte Frau Werden, welche todtenbleich in den Sessel zurückgesunken war, mühsam hervor, indem sie vergeblich ein unbefangenes Lächeln zu erzwingen suchte.

Der Blick des Pfarrers ruhte mit inniger Theilnahme auf dem bleichen Antlitz, das mehr geistige als körperliche Pein verrieth. Er wußte, daß ein einziges Wort alte Wunden aufgerissen. Aber er fragte nur: „Wenden Sie gar nichts gegen dies Uebel an?"

„Nein, es geht vorüber, wie es kommt. In einigen Minuten ist's wieder gut."

So war es wirklich, oder es schien doch so. Später kam sogar die gewohnte Partie Schach noch zu Stande;

aber der Pfarrer hatte nicht viel Mühe, seine Gegnerin aus dem Felde zu schlagen. Frau Kersten bemerkte mit Bangen, daß die großen dunkeln Augen ihrer Freundin fieberhaft glänzten und Blässe und Gluth in ihrem Antlitz in rascher Folge wechselten.

„Sie sind krank, Frau Werden; Sie müssen zeitig zu Bett gehen. Gewiß haben Sie sich erkältet."

Frau Werden machte nur schwache Einwendungen. Sie sehnte sich, allein mit den Erinnerungen zu sein, welche in ihr wachgerufen worden.

Pfarrer Neumann bedeutete seiner Schwester durch einen Blick, daß sie sich für eine Weile zurückziehen möge. Sie verstand ihn sofort. Unter dem Vorwande, mit Susanna die Bereitung einer neuen Art Mehlspeise zu besprechen, suchte sie die alte Dienerin in der sogenannten Küchenstube auf. Als die Thüre sich hinter ihr geschlossen hatte, bedeckte Frau Werden ihr Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus.

„O, Herr Pfarrer, Sie ahnen, welche Bedeutung dieser Name für mich hat. Suchen Sie mir Aufklärung über diese Frau von Haldenstein zu verschaffen!" Mit bebender Stimme und fast flüsternd fügte sie hinzu: „Wenn es so ist, wie ich ahne, dann erfahren Sie vielleicht auch, was . . . wie es . . ."

„Ich weiß, was Sie meinen. Regen Sie sich nicht unnöthig auf. Alles, was Ihnen zu wissen lieb ist, werde ich zu erfahren suchen."

„Gott vergelte Ihnen. Sie sehen, mein Herz ist noch nicht ergeben genug."

„Die wahre Ergebung liegt im Willen, nicht im Empfinden . . .“

Der Pfarrer wollte noch weiter sprechen; aber in diesem Augenblicke riß Felix die Thüre zum Wohnzimmer auf mit dem fröhlichen Ruf „Fertig“, blieb aber verdutzt an der Schwelle stehen.

Schon wollte er sich wieder zurückziehen, als der Pfarrer ihn freundlich fragte: „Nun? monarchisch oder republicanisch?“

„Neutral, Onkel Pfarrer! Ich habe mich zu deiner Ansicht bekehrt und darzulegen gesucht, daß sowohl die römische Republik wie Rom als Kaiserthum Licht- und Schattenseiten in ziemlich gleichem Maße hatten, beide aber im Weltenplane Gottes ihre Bestimmung erfüllten. Auf diesen Schluß bin ich ganz stolz.“

Des Pfarrers freundliche Absicht, die Aufmerksamkeit des Knaben für einige Augenblicke von der Mutter abzulenken, war gelungen. Frau Werden hatte sich schnell gefaßt und gab Felix den Auftrag, den Schlüssel zur Kirchhofpforte bereit zu halten, da der Herr Pfarrer leider schon gehen wolle.

Felix sah wohl mit einigem Befremden in der Mutter thränenfeuchte Augen, ging jedoch ohne eine Bemerkung darüber in die Küche, den verlangten Schlüssel zu holen.

Dort traf er Tante Kersten in eifrigem Gespräche mit Susanna. Sie wandte sich zu Felix und ermahnte ihn, dafür zu sorgen, daß die Mutter heute bald zu Bette gehe.

„Ist sie krank? Sie sah so sonderbar aus, als ich herunterkam.“

„Sie wird sich erkältet haben. Etwas Schnupfenfieber scheint vorhanden zu sein. Du mußt sie nur recht gut pflegen.“

Felix begleitete den Pfarrer und seine Schwester wie gewöhnlich bis zur Kirchhofpforte. Als er zurückkehrte, war aus dem Gesichte seiner Mutter jede Spur von Aufregung verschwunden. Doch lag in ihren großen träumerischen Augen ein Zug unbeschreiblich rührender Müdigkeit.

„Gute Nacht, Mütterchen! Du bist heute noch weniger wohl als sonst. Bitte, lege dich bald zur Ruhe.“

Ein wehmüthiges Lächeln spielte um ihre Lippen. „Ja, mein Kind, ich lege mich bald zur Ruhe.“

Felix kniete bei der Mutter nieder. Wie allabendlich machte sie das Zeichen des Kreuzes auf ihres Sohnes Stirne und küßte ihn. Felix zog ihre Hand an die Lippen, sah ihr noch ein Mal mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit in die Augen und ging dann zu Bett. Bald lag er im gesunden Schlaf der Jugend, den kein beängstigendes Traumbild störte.

Anders Frau Werden. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß auch die alte Susanna in ihr Kämmerchen gegangen sei, öffnete sie ein verborgenes Fach des Schreibtisches. Zögernd nahm sie ein Päckchen Briefe und ein Medaillon hervor.

Alte Briefe! Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in ihnen. Selten werden wir sie jedoch mit denselben Empfindungen lesen, als da wir sie empfingen; sei es nun, daß die Hand, welche sie schrieb, im Tode starr geworden, sei es, daß das Herz, welches die innigen Worte dictirte, sich kalt von uns abwendete, oder endlich daß in uns selbst das Licht der Liebe erloschen ist, in welchem wir einst diese Briefe lasen. Was wir hoch und heilig hielten und mit Thränen des Entzückens begrüßten, erscheint uns vielleicht nicht ein Mal mehr verständlich, weil unsere innere Welt umgestaltet ist und mit der in den Briefen eingeschlossenen Vergangenheit nichts mehr gemein hat.

Leontine Werden löste das schwarze Band, welches das Päckchen schon halb vergilbter Blätter zusammenhielt. Sie hatte das Verständniß für deren Inhalt nicht verloren. Je weiter sie las, desto trauriger wurde sie. Zuweilen warf sie einen Blick auf das Medaillon, das ein Miniaturgemälde von ausgezeichneter Arbeit enthielt. Die regelmäßigen Züge des jungen Mannes, den es darstellte, sprachen von Geist und Güte; aber in dem stahlblauen Auge lag die Gluth, die man gewöhnlich nur in dunkeln Augen findet, und die fest geschlossenen Lippen, das fast eckige Kinn zeugten nicht bloß von Energie, sondern von unbeugsamer Willenskraft.

Das war der Mann, der um Leontinens Liebe geworben und sie zum Altare geführt hatte. Diese Ehe, der alle Anzeichen dauerndes Glück zu verheißen schienen, wurde aber schon nach Verlauf weniger Jahre

getrennt. In den vornehmen Kreisen der kleinen Residenz, wo das junge Paar wiederholt seinen Winteraufenthalt genommen hatte, trug man sich eine Zeit lang mit den unsinnigsten Gerüchten, die weder bestätigt noch widerlegt wurden, weil die Verwandten beider Gatten unverbrüchliches Stillschweigen beobachteten, die Hauptbetheiligten aber spurlos verschwunden blieben. Die damaligen politischen Wirren — es war um das Jahr 1848 — absorbirten bald das öffentliche Interesse, und als später die Gesellschaft in die ruhigen Geleise des Alltäglichen zurückkehren konnte, hatte der unglückliche Ausgang jener so glücklichen Ehe den Reiz der Neuheit verloren. Nur selten noch wurde die Sache zum Gegenstande des Gespräches gemacht, was um so weniger zu verwundern war, als die pikante Nahrung des Scandals fehlte. Denn die böseste Zunge wagte sich nicht an die Sittenreinheit Leontinens. Eben so wenig konnte das Verhalten ihres Gatten Anhaltspunkte zu Vermuthungen aus diesem Gebiete liefern.

Nach und nach gerieth die räthselhafte Angelegenheit in völliges Vergessen. Das war es, was Leontine Werden gewünscht und dadurch erreicht hatte, daß sie das einsame Eichenau zum Aufenthalt wählte und nicht bloß auf Rang und Comfort ihrer gesellschaftlichen Stellung, sondern auch auf jeden Verkehr mit den Ihrigen verzichtete. Sie wollte die Vergangenheit vergessen und selbst vergessen sein, bis die Pflicht zur Wahrung der Rechte ihres Sohnes sie nöthigen würde, aus ihrer Verborgenheit herauszutreten.

Darum gestattete sie sich auch nur selten einen Blick in die Vergangenheit. Aber heute, wo der Name Haldenstein so plötzlich die schmerzlichsten Erinnerungen in ihr wachgerufen hatte, drängte es sie, in diesen Briefen zu lesen, die ihr den seligen Frühling ihrer ersten und einzigen Liebe vor die Seele führten, den süßen Traum ihres Glückes, dem ein so schreckliches Erwachen ein Ende gemacht hatte.

Es war nahe an Mitternacht, als sie sich zur Ruhe legte. Die Bitte des Vaterunsers: „Dein Wille geschehe," kam heute nur zögernd über ihre Lippen.

Im Glücke spricht diese Bitte sich leicht. Aber wenn die Hand des Herrn schwer auf uns lastet, gehört großer Muth dazu, sich rückhaltlos Seiner Vorsehung zu überlassen, und es Ihm anheimzugeben, wann und wie er uns aus dem Dunkel zum Licht führen will.

3.

Der eigentliche Unterricht war beendet; die letzte halbe Stunde sollte zum Dictiren der Hausaufgaben benutzt werden. Doch sah man es der schon sehr beweglichen Knabenschaar an, daß ihnen daran wenig gelegen war.

O goldene Zeit der Vacanz! Dich kann nur der gehörig würdigen, den Katheder oder Schulbank täg=

lich sechs bis sieben Stunden mit den nicht immer süßen Banden der Wissenschaft fesselt.

Die Geduld Dr. Metzner's war heute schon auf manchfache Proben gestellt worden. Er hatte sie alle bestanden, dem Grundsatze huldigend, daß der letzte Schultag vor den Ferien und der erste nach denselben nur im äußersten Nothfall durch Strafen zu unangenehmen Erinnerungen gemacht werden dürften.

Eben war es ihm gelungen — freilich erst nach dreimaliger vergeblicher Aufforderung —, die nöthige Ruhe herzustellen. Das Aufgabenbuch vor sich, die Feder in der Hand, saßen die Schüler erwartungsvoll da. Plötzlich ertönte ein erschreckender Knall. Die meisten Knaben erbleichten vor Schreck. Doch in den Mienen einiger lag schlecht verhehlte Befriedigung.

„Wer hat das gethan?“ fragte mit tiefem Ernste Rector Metzner.

Keine Antwort.

„Wenn der Thäter sich nicht meldet, muß ich der Klasse die Schande einer Durchsuchung anthun.“

Lautlose Stille. Doch aus dem Gesichte auch des größten Leichtfußes wich die letzte Spur von Muthwillen. Sie kannten alle die große Langmuth ihres Lehrers, kannten aber auch seine unbeugsame Strenge, die fast zur Härte wurde, wenn seine Geduld erschöpft war.

Ernst und ruhig musterte Magister Metzner seine Zöglinge. Als auch die dritte Frage nach dem Urheber

des Attentates unbeantwortet blieb, befahl er: „Hände auf den Tisch!"

Langsam, fast zögernd, als fürchte er das Resultat, ging er an die Revision der Büchertaschen und Pulte. Er brauchte nicht weit zu gehen. Unter den Büchern eines Schülers der ersten Klasse fand er ein Miniatur-Terzerol und einen Vorrath von Zündhütchen.

„Also du, Felix?" Schmerzliches Staunen sprach sich in Wort und Miene des Lehrers aus.

Der Gefragte stand auf; aber er senkte das Haupt nicht wie ein Schuldiger, sondern sah dem Rector mit seinen klaren blauen Augen fest in's Gesicht, sprach jedoch kein Wort.

„Warum hast du das gethan?" Der fast wehmüthige Ton der Stimme verrieth den Gedanken: „Wie konntest du das mir anthun?"

Als wiederum keine Antwort erfolgte, sah sich Metzner zu der in solchen Fällen selten ohne Erfolg angewandten Strafe genöthigt.

„Strecke die Hand aus!"

Ohne Widerrede, ohne auch nur zu zögern, gehorchte Felix und empfing lautlos einen Schlag nach dem andern, bis die Hand aufzuschwellen begann. Keine Muskel seines Gesichtes zuckte; aber das erst so ruhige, fast milde Auge blickte nun finster und stolz auf den strengen Richter, und die Wange flammte in der Gluth des Zornes.

In den Mienen der Zöglinge wechselte Furcht, Unwille, Mitleid. Einer aus ihnen barg das hoch

erglühende Gesicht in den Händen. Plötzlich stand er auf, als wolle er sprechen, um Einhalt zu thun, setzte sich aber eben so schnell wieder und senkte den Blick scheu zu Boden.

Metzner bemerkte nichts davon; sein Auge haftete auf Felix, als könne er sein Wesen nicht begreifen.

„Ein offenes Geständniß hätte dir jede Strafe erspart. Ich gebe dir vierundzwanzig Stunden Frist. Wenn du darüber hinaus auf deinem eigensinnigen Schweigen beharrst, muß ich dich von dem gemeinsamen Schulspaziergange ausschließen, und dein Zeugniß bezüglich des Betragens ändern.“

Vom nahen Kirchthurme schlug es zwölf Uhr. Ohne an die beabsichtigten Ferien-Aufgaben zu denken, entließ Dr. Metzner seine Zöglinge.

Als der letzte die Thüre hinter sich hatte, besichtigte der Lehrer noch ein Mal das confiscirte Terzerol und entdeckte drei zu einer Krone verschlungene Buchstaben.

„L. v. H.? — Leo v. Haldenstein? — Ha, meine Ahnung! O, diese Starrköpfe mit ihren verkehrten Begriffen von Ehre! Ich glaube, Felix bisse sich die Zunge ab, ehe er einen dieser saubern Patrone verriethe, und wäre es selbst dieser adelstolze Haldenstein, der jede Gelegenheit ergreift, Felix in seinem Bürgerstolze zu kränken. — Armer Junge! Ich mußte dir eine harte Lection ertheilen; wer weiß, ob sie dein Herz nicht von mir gewendet hat!“

Seufzend schloß der greise, aber noch rüstige Mann den Katheder und trat an's Fenster, von wo aus er

noch einen Theil der Knaben erblickte, welche offenbar in Streit gerathen waren.

„Dachte ich mir's doch! Felix wird an Leo gerächt. Immerhin, wenn's nur nicht blutige Köpfe gibt."

Metzner hatte sich nicht getäuscht. Kaum hatten die Schüler das Local verlassen, als ein lebhafter Wortwechsel unter den Senioren der Klasse sich erhob. Leo hatte Felix die Hand gereicht, war aber zurückgewiesen worden.

„Sie wissen, Herr v. Haldenstein," — und er legte eine scharfe Betonnng auf den Titel, der unter vierzehn- bis fünfzehnjährigen Knaben etwas sonderbar klang — „Sie wissen, daß mein Schweigen nicht der Vorliebe für Ihre Person galt."

Finster wollte Leo sich abwenden; aber die Andern vertraten ihm den Weg. „Warum hast du dich nicht gemeldet, Haldenstein? — Du bist ein feiger Kerl. Pfui! Ist das deine Uebersetzung von Noblesse oblige?" So schrieen sie durch einander. Mienen und Bewegungen wurden immer drohender, je mehr sich in Leo's Zügen Spott und Verachtung ausdrückte. Manche Faust war zum Schlage geballt.

„Der Allerwelts-Liebling kann kaum schwer an dieser Strafe tragen, die ihm bald genug versüßt werden wird, und die Schande wird sein plebejisches Blut wohl nicht allzu sehr aufregen."

Felix, der bis jetzt keinen Antheil am Streite genommen, sondern schweigend seines Weges gegangen war, blieb plötzlich stehen und sagte mit vor Zorn

bebender Stimme: „Es ist kein beneidenswerthes Vorrecht Ihres Standes, Herr Leo v. Haldenstein, Feigheit mit Unverschämtheit zu paaren. Ich möchte keinen Tropfen meines Blutes mit dem Ihrigen vertauschen.“

Kaum war das stolze Wort gesprochen, da stürzte Leo auf Felix los und würde den jüngern Knaben niedergeschlagen haben, wenn nicht die übrigen ihn zurückgehalten hätten.

„Laßt mich!“ brüllte er zitternd vor Wuth. „Ich muß diesem Unverschämten einen Denkzettel geben.“

„Wir dulden es nicht; du hast ihn gereizt. Krümmst du ihm auch nur ein Haar, so hast du es mit uns Allen zu thun!“

„Nur zu! Ich nehme es mit euch Allen auf.“

Bald waren die Knaben handgemein. Felix betheiligte sich nicht. Leo vertheidigte sich mit großer Geschicklichkeit und Kraft, wurde aber doch bald in die Enge getrieben; wenigstens war ihm der weitere Rückzug abgeschnitten, als sie an dem zwar nicht bedeutenden, aber reißenden Gebirgswasser, an dessen Ufern sich Eichenau ausbreitete, angekommen waren.

„Ergib dich auf Gnade und Ungnade!“ schrieen die erhitzten Kämpen Leo zu.

Dieser sah ein, daß er den Kürzern ziehen müsse, und fing an zu capituliren. „Was wollt ihr eigentlich von mir?“

„Du sollst Felix um Verzeihung bitten.“

„Nimmermehr! den Feigling! Hat er es wohl gewagt, eine Hand gegen mich aufzuheben?“

Da ballte Felix die schmerzende Rechte und erhob sie zum Kampfe. „Gebt Raum, daß wir unsere Sache allein ausfechten.“

Was Felix an Kraft abging, ersetzte er durch Gewandtheit. Geschickt parirte er Leo's Schläge und drängte ihn immer mehr dem Ufer zu. Eben holte Leo zu einem neuen Schlage aus, als Felix scheinbar zurückwich, plötzlich aber auf seinen Gegner losging, ihn um den Leib faßte und zu Boden warf.

Ein wahrer Sturm des Beifalls brach aus; denn bisher hatten die Knaben Felix für zu mädchenhaft scheu in solchen Scenen gehalten. Dem Triumphgeschrei folgte jedoch bald eine tiefe Stille. Leo war unglücklicherweise gegen einen spitzen Stein gefallen und blutete aus einer nicht unbedeutenden Kopfwunde. Erst war er nicht im Stande, sich allein aufzurichten. Regungslos sahen die Knaben einander an. Felix, dessen eben noch zorngeröthetes Gesicht todtenbleich geworden war, bat die bestürzten Knaben, Leo zu helfen; er selbst kletterte rasch das steile Ufer hinunter, tauchte sein Taschentuch in's Wasser, wischte vorsichtig das Blut von der verwundeten Stirne und verband sie, so gut er konnte.

Finster ließ sich Leo die Hülfeleistung gefallen; als ihm aber jetzt Felix die Hand reichen wollte, um ihm vollends aufzuhelfen, wandte er sich mit spöttischem Lächeln ab, richtete sich allein auf und sagte: „Nun sind wir quitt, Herr Felix Werden.“

Traurig wandte Felix sich ab; ein Theil der Knaben zerstreute sich; einige gingen noch ein Stück Weges mit Felix. Um Leo kümmerte sich keiner.

„Nun muß die Terzerolgeschichte dem Doctor Metzner doch aufgeklärt werden. Wenn du willst, thun wir es," bemerkte einer der Knaben zu Felix.

„Nein, das gebe ich durchaus nicht zu. Es ist meine Angelegenheit, und ich dulde nicht, daß ihr euch hineinmischt, um Leo anzuklagen. Er hat Recht: wir sind jetzt quitt."

Langsam ging Felix nach Hause. Der Gedanke, die geliebte Mutter durch das Bekenntniß, er habe sich wieder ein Mal durch Stolz und Zorn beherrschen lassen, von neuem zu betrüben, lag ihm um so schwerer auf dem Herzen, je mehr er gerade heute wünschte, ihr Freude zu machen, um den Kummer zu verscheuchen, den er gestern an ihr bemerkt hatte. Ueberdies war sie körperlich leidender als sonst.

An der Thüre begegnete ihm Susanna, die wohl schon zum fünften Male nach ihrem Liebling ausschaute und ihm halb vorwurfsvoll entgegenrief: „Wo bleibt der junge Herr heute so lange?"

„Mußt nicht schelten, Sanna," erwiderte Felix mit schlecht gelungenem Versuche eines heitern Lächelns. „Liegt die Mutter noch zu Bett? Unser gestriger Spaziergang muß ihr geschadet haben."

„Dann hätten Sie um so pünktlicher sein müssen, junger Herr! Es ist doch sonst nicht Ihre Art, uns warten zu lassen. Hoffentlich bringen Sie wenigstens

guten Appetit mit, daß Ihnen auch die angebrannten Gerichte munden."

„Wenn mein Appetit deinen Unwillen beschwichtigen kann, will ich mein Möglichstes thun," rief Felix der Scheltenden nach, während er die Treppe zu seinem Zimmer hinanstieg, um die Büchertasche niederzulegen. Zögernd ging er dann in's gemeinschaftliche Wohnzimmer.

„Verzeihe, Mutter, daß ich dich warten ließ. Susanna hat mir schon tüchtig den Text gelesen. Du zürnest mir doch nicht?"

Prüfend schaute Frau Werden den Sohn an. Felix erröthete unter diesem Blicke. Verlegen sah er auf seinen ein wenig in Unordnung gerathenen Anzug.

„Was hast du?" bemerkte Frau Werden. „Du siehst auch gar nicht wohl aus!"

„Herzensmütterchen, ich erzähle dir nachher alles. Aber jetzt kommst du zu Tisch, nicht wahr? Wenn ein Gericht wegen der Zögerung an Güte einbüßt, verderbe ich es auf immer mit Susanna, und das möchte ich doch nicht gern," erwiderte Felix mit erzwungener Heiterkeit.

Das einfache Mahl dauerte nicht lange. Frau Werden war einsilbiger als sonst, und Felix hatte vollauf mit dem Gedanken zu thun, wie er der Mutter seinen Fehler gestehen könne, ohne ihr durch das, was ihn selbst so gekränkt hatte, ein peinliches Gefühl zu bereiten.

Als Susanna mit vorwurfsvollem Blicke auf die kaum berührten Schüsseln den Tisch abgedeckt, und Frau Werden ihr Lieblingsplätzchen am Fenster, von wo aus sie den größten Theil des Friedhofes überschauen konnte, eingenommen hatte, zog Felix einen niedrigen Stuhl an ihren Sessel und leitete sein Bekenntniß mit den Worten ein: „Blicke nicht so ernst, Mutter; sonst habe ich nicht den Muth, dir das Unrecht einzugestehen, das mit meinem unordentlichen Aussehen vorhin zusammenhängt."

Mit einer lieblichen Mischung von Demuth, Scham und Reue in den ausdrucksvollen Zügen erzählte er nun schlicht und kurz die Vorgänge seit dem Schulschluß und suchte sein Unrecht in keiner Weise zu mildern, verschwieg vielmehr, daß Leo ihn durch die höhnische Anspielung auf seine bürgerliche Abkunft gekränkt habe.

Schweigend hatte Frau Werden zugehört. Kein Wort des Tadels kam über ihre Lippen. Aber als Felix ihr Auge suchte, sah er Thränen darin. Tief ergriffen faßte er die Hand der Mutter und bat um Verzeihung.

Frau Werden lächelte trübe, antwortete aber nicht.

„Mutter, sprich zu mir! Ich kann es nicht ertragen, dich meinetwegen so traurig zu sehen."

„Was soll ich dir sagen, Felix? Du erkennst ja dein Unrecht und wirst für die nächste Zeit strenger auf der Hut vor dir selbst sein. Mehr könnte ich kaum erreichen. Was mich so schmerzlich bewegt, ist der Gedanke an die Zukunft. Jetzt bist du noch Kind, noch

mein Kind. Du findest noch das Mutterherz, wenn die leidenschaftliche Aufwallung vorüber. Wie aber wird es sein, wenn du älter bist und gelernt hast, deine eigenen Wege zu gehen, ohne der warnenden Stimme der Mutter zu achten?"

„Das werde ich nie, Mutter. Wie kannst du nur so sprechen? Verlange von mir, was du willst, ich werde es thun."

Sinnend blickte Frau Werden vor sich hin. Es schien, als habe sie Felix ganz vergessen.

„Das Versprechen, das ich heute von dir fordern möchte, wird dir vielleicht sonderbar erscheinen," sagte sie endlich in leisem, gepreßtem Tone. „Gib mir dein Wort, dich, wenn du erwachsen bist, unter keinerlei Umständen zu duelliren, selbst nicht, wenn du dich dem Militairstande widmest."

Bestürzt blickte Felix auf. Es waren weniger die Worte, die ihn erschreckten, als der Ausdruck unsäglicher Pein, der über die Züge der Mutter glitt.

„Durch ein Duell verlor ich deinen Vater." Frau Werden beschattete mit der feinen weißen Hand die Augen und rang mühsam nach Fassung.

„Arme Mutter!" war alles, was Felix hervorbrachte. Er hätte so gern nach dem Vater gefragt, dessen er sich gar nicht erinnern konnte. Er mußte wohl schon wenige Jahre nach seiner Geburt gestorben sein. Frau Werden sprach nie von ihm. Aus Bemerkungen Susanna's hatte Felix geschlossen, die Mutter sei durch

den Tod des Vaters so unglücklich geworden, daß sie ein Gespräch darüber nicht ertragen könne.

„Du wirst später alles erfahren," bemerkte Frau Werden, die ihres Sohnes Gedanken errathen mochte. „Wenn du mich liebst, gibst du mir das heilige Versprechen, dich nie in einen Zweikampf einzulassen."

„Ja, Mutter, ich schwöre es dir, und nehme mir auch vor, wenn es in meiner Macht stehen sollte, ein Duell Anderer zu verhindern, dies zu thun. Bist du zufrieden?"

„Gott segne dich, mein Sohn," sagte Frau Werden, indem sie die offene Stirne des Knaben mit ernster Innigkeit küßte. „Wenn das Gebet einer Mutter etwas vor Ihm vermag, wird es dich in der Versuchung schützen und dir Kraft zum Widerstand gegen die Leidenschaft des Zornes und der falschen Ehrliebe geben."

Felix erröthete. „Erlaube mir noch eine Frage, Mütterchen. Warum schicktest du mich in die Schule von Dr. Metzner, wo ich sehr oft Demüthigungen ausgesetzt bin, die ich nur schwer ertrage? In der Bürgerschule wird ja auch Latein gelehrt."

„Es lag mir daran, dich recht lange hier zu behalten. Von Dr. Metzner's Schülern haben mehrere nur noch die Prima eines Gymnasiums besucht und doch ein glänzendes Abiturienten-Examen bestanden. Außerdem liegen noch andere Gründe vor, die du erst später erfahren kannst. — Du verzichtest wohl ungern auf die Theilnahme am allgemeinen Spaziergang?"

fragte Frau Werden, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Meinetwegen nicht. Aber ich hatte gehofft, daß du dich vielleicht betheiligen würdest. Es geht dies Mal über die Grenze. Du weißt noch gar nicht, daß die Padderauer Anlagen unser Ziel sind. Es soll dort so schön, so sehr schön ...... Mutter, Mutter! was ist dir?“

Frau Werden war ohnmächtig zurückgesunken. Zum Glück kam Susanna dem geängstigten Knaben zu Hülfe. „Es ist nicht so schlimm,“ tröstete sie, als sie die leblose Gestalt auf's Sopha gebettet hatte. „Die gnädige Frau ist heute nur schwächer als gewöhnlich und kann keine Aufregung ertragen. Doch ich vergaß ganz, wozu ich hereinkam. Ein junger Herr fragte nach Ihnen und wartet draußen.“ Felix ging hinaus und war nicht gerade angenehm überrascht, als er in dem kleinen Hausflur Leo von Haldenstein gegenüber stand. Indeß fragte er in höflichem Tone nach seinem Begehr.

Statt einer Antwort reichte ihm Leo das Tuch, womit Felix vor kaum einer Stunde seines Gegners Kopf verbunden hatte. Schweigend nahm ihm Felix dasselbe ab, einen verstohlenen Blick auf die verwundete Stirne Leo's werfend. Die Verletzung mochte doch nicht so bedeutend sein, als es anfänglich geschienen hatte; sonst hätte ein englisch Pflaster dafür nicht genügt. Leo sah nur recht blaß aus.

„Außerdem habe ich Ihnen noch etwas auszurichten,“ nahm Leo nochmals das Wort. „Eben war

ich bei Dr. Metzner, um ihm meinen Fehler einzugestehen. Er hat mir verziehen und die Versicherung gegeben, der bedauerliche Vorfall von heute Morgen solle für Sie wie für mich als ungeschehen betrachtet werden. Endlich möchte ich" . . . die Stimme des sonst so kecken, selbstbewußten Knaben wurde weich, und mit schüchterner Bewegung streckte er Felix die Hand entgegen . . . „ich möchte auch Sie um Verzeihung bitten, daß ich Sie so tief gekränkt."

Felix, welcher die in dieser Bitte liegende Selbstverleugnung des stolzen Knaben wohl zu würdigen wußte, beeilte sich, die dargebotene Hand zu nehmen. In fast herzlichem Tone sagte er: „Wir haben einander Beide Unrecht gethan; vergessen wir die ganze Geschichte."

„Das möchte ich nicht," meinte Leo; „die Lection, welche mein Uebermuth heute erhalten, wird hoffentlich Früchte bringen. Es liegt mir daran, Ihnen eine bessere Meinung über mich beizubringen; vielleicht gelingt es mir sogar, Ihre Freundschaft zu erringen."

Felix lächelte ungläubig, und seine Stimme klang fast hart, als er langsam und mit eigenthümlicher Betonung antwortete: „Freunde? Freiherr Leo von Haldenstein und Felix Werden Freunde? Wie würden Sie den Spott Ihrer hochadeligen Kameraden ob des bürgerlichen Freundes ertragen?

„Sie verkennen mich, Felix. Freilich, mein Verhalten Ihnen gegenüber mußte gehässig erscheinen; aber es ging aus verletzter Eigenliebe hervor. Als ich vor wenigen Wochen die Schule zum ersten Male besuchte,

um voraussichtlich nur kurze Zeit zu bleiben, faßte ich sofort eine mir selbst unerklärliche Vorliebe für Sie, wurde aber mit meinen Annäherungsversuchen von Ihnen schroff zurückgewiesen. Dafür rächte ich mich in freilich sehr unedeler Weise, indem ich . . . doch das wissen Sie ja. Heute habe ich Sie mehr als sonst bewundert. Könnten wir nicht Freunde sein?"

Felix zögerte mit der Antwort. Da überflog glühendes Roth Leo's Züge; das dunkele Auge flammte. Er wandte sich zum Gehen. Doch jetzt eilte Felix an seine Seite, faßte seine Hand und schüttelte sie herzlich: „Bleiben Sie noch einen Augenblick, Leo. Ob wir Freunde werden können, weiß ich noch nicht; doch wenn das, was Sie mir eben gesagt, Ihre wirkliche Gesinnung ist, danke ich Ihnen von Herzen."

„Es ist gewiß wahr, und ich bezweifele auch gar nicht, daß wir Freunde werden, echte, rechte Freunde für's Leben. Sie müssen mich in den Ferien besuchen, Felix. Wir bleiben wahrscheinlich längere Zeit hier. Meine Mutter ist noch nicht stark genug zum Reisen. . . . Doch nun Adieu! Ich muß zu Tisch. Onkel Rochow hält auf Pünktlichkeit."

„Nun, dann auf Wiedersehen!" rief Felix dem Freunde in spe nach, der zu seinem Erstaunen, statt zum Kirchhofthor hinaus, bis an den nächsten Gartenzaun ging und sich genau an der Stelle über die Hecke schwang, wo Felix sein Abenteuer mit der kleinen Leonie gehabt hatte.

„Daß ich nicht gleich darauf gekommen bin," murmelte Felix. „Leonie und Leo sind Geschwister."

4.

In augenscheinlich verdrießlichem Selbstgespräche schritt Herr von Rochow in seinem Studirzimmer auf und ab.

„Wenn diese Wirthschaft nur bald ein Ende hätte! Man kommt aus aller Ordnung und hat schließlich doch nur Verdruß und Undank davon. Hab' mich seit länger als zwanzig Jahren um meine Sippschaft nicht gekümmert, und nun werde ich von allen Seiten in Anspruch genommen. Bekommt da meine Nichte einen urplötzlichen Anfall zärtlicher Laune für mich, der sie nie leiden konnte, macht einen Umweg von vielen Meilen, nur um hier krank zu werden und all die Unruhe und Plage eines Familienlebens in mein stilles Junggesellenhaus zu bringen! Ich sehe es kommen, daß sie mir den ganzen Winter hier bleiben. Und wenn das noch alles wäre! Da stirbt mir eine andere Verwandte, in Gott weiß welch' entferntem Grade, und macht mich zum Testamentsvollstrecker und zum Vormund ihrer Adoptivtochter. Der Wurm ist kaum zehn Jahre alt. Was ist da anzufangen? Hierher kann ich sie nicht kommen lassen; mein altes Factotum hat vorläufig genug zu thun . . ."

„Es ist servirt, gnädiger Herr," unterbrach besagtes Factotum in Gestalt einer ganz respectabeln Matrone den Monolog ihres Herrn.

„Eine Viertelstunde zu spät," bemerkte Herr von Rochow mit einem Blick auf die Uhr, die 1/43 zeigte.

Marianne — so hieß die Haushälterin — zuckte die Achseln, offenbar in sympathischer Stimmung mit ihrem Herrn.

„Ja, ja, Alte, weiß schon, daß meine Frau Nichte wieder mit ihrer Toilette im Rückstande war. Aber laß es nur gut sein: es muß doch ein Mal ein Ende nehmen."

„Ein Ende wird's schon nehmen, aber was für eins? Die gnädige Frau überlebt den Herbst nicht, und wenn sie bei uns stirbt, wird Herr von Haldenstein der schlechten Pflege die Schuld geben."

„Da siehst du doch wohl zu schwarz, Marianne. So lange meine Nichte noch Sinn für Toilette und dergleichen hat, kann der Tod so nahe noch nicht sein."

„Gnädiger Herr, ich glaube, die bestimmt sich in ihrem Testament das Leichenzeug, damit nicht ein minder kostbarer Stoff und ein weniger kleidsamer Kranz dazu genommen wird," erwiderte die Alte, die sich nach vierzig Jahren treuer Dienste eine freimüthige Kritik schon erlauben konnte.

„Laß das, Marianne; wir werden sie doch nicht ändern. Mir thut nur die kleine Leonie leid. Das herzige Ding muß bei solchem Beispiele ebenfalls eine verkehrte Richtung einschlagen."

Rochow ging zuerst in den Salon, um seine Nichte in den Speisesaal zu führen. So wenig er auch von ihrer Anwesenheit erbaut war, begegnete er ihr doch stets mit einer ritterlichen Courtoisie, die dem alten Herrn trefflich stand, indeß manchmal nicht frei von Ironie war.

Nachdem er einen Blick auf die fast jugendliche Toilette der Baronin geworfen, bemerkte er lächelnd: „Schade, daß dies prächtige Ensemble von Schönheit und Eleganz hier so wenig Würdigung findet. Du weißt, Julie, ich war von jeher ein Barbar in dieser Beziehung."

„Ganz wie mein Mann, der auch nicht zu überzeugen ist, daß der Schwerpunkt der weiblichen Grazie in der Toilette liegt," erwiderte Frau von Haldenstein, die kein Ohr für den leisen Spott im Lobe ihres Oheims hatte.

Leo, der heute, wie Lonny schon wiederholt bemerkt hatte, sehr guter Laune war, reichte seinem Schwesterchen den Arm und führte sie, dem Onkel folgend, zur Tafel, was der Kleinen viel Spaß machte. Sie durfte heute ausnahmsweise, statt bei der Bonne, mit den Erwachsenen speisen, weil sie ihr Geburtsfest feierte.

Bei Tisch brachte Leo das Gespräch auf den bevorstehenden Schulspaziergang und fragte, ob Onkel Rochow daran Theil nehmen werde, da Mama gewiß zu schwach sei, eine so lange Tour auszuhalten.

„Das fehlte mir gerade! Noch dazu in die Padderau, wo ich in die höchst angenehme Gesellschaft des ver-

rückten Schloßherrn gerathen könnte. . . . Man müßte doch wenigstens in der Hochburg vorsprechen, ... meinst du nicht auch, Julie?"

„Es ist wohl sehr fraglich, ob . . . mein Schwager sich jetzt noch dort aufhält. Seit wir in der Residenz leben, haben wir nur selten Nachrichten," antwortete die Baronin nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, die dem scharfen Blick ihres Onkels nicht entging.

„Du, resp. dein Mann, ihr müßt doch ein hohes Interesse an seinem Thun und Lassen haben. Gehen die Majoratsgüter bei seinem Tode an deinen Mann über?"

Julie von Haldenstein gab keine Antwort, sondern wandte sich Lonny zu, die eben bat, ihre Puppen auch zu Tisch holen zu dürfen.

Leo hatte mit sichtlicher Spannung zugehört und fragte nun möglichst unbefangen: „Du hast doch nichts dagegen, wenn ich den Spaziergang mitmache, Onkel? Mama hat mir die Erlaubniß schon gegeben."

„Daß die Padderau euer Ziel sei, wußte ich zwar damals nicht; indeß ist mir's völlig gleichgültig," fügte die Baronin verdrießlich hinzu.

„Wenn es deiner Mutter gleichgültig ist, daß du mit dem Bürgerthum von Eichenau in so nahe Berührung trittst, habe ich erst recht nichts dagegen," lautete des Onkels halb spöttischer Bescheid.

„Hoffentlich wird mein Sohn mit diesen ehrsamen Bürgersöhnen nicht zu viel fraternisiren," sagte die Baronin in wegwerfendem Tone. „Jedermann weiß,

daß ich keine lächerlichen Standesvorurtheile hege; aber es thut nimmer gut, der stets wachsenden Arroganz des Bürgerthums Vorschub zu leisten."

Das war ein kleiner Stich für Herrn von Rochow, der nach ihrer Meinung viel zu wenig Werth auf Rang und Adel legte.

„Sind wir nicht alle Bürger, lieber Onkel?" mischte sich Lonny ein. „Die Bonne sagt so."

„Was schwätzt das Kind?" fragte die Baronin gereizt.

„Ja, Mama, sie sagt, wir wären alle arme Erdenbürger, und sollten Himmelsbürger werden."

„Da hört man die Pietistin; es ist Zeit, daß Leonie dieser Frömmelei entzogen wird."

Rochow bemerkte trocken: „Da hat deine Bonne Recht, und ich bin ganz froh, daß du die Kluft noch nicht begreifst, die zwischen dem Freifräulein von Haldenstein und einem schlichten Bürgermädchen liegt."

„Lieber Onkel Fritz," warf die Baronin ein, „mir ist es aber sehr wichtig, daß meine Kinder sich dieses Unterschiedes bewußt werden. Es liegt darin ein Präservativ gegen jedes gemeine Wesen."

„Wir wollen darüber nicht streiten, liebe Julie. Du kennst ja meine Gesinnungen. Mir ist jeder Stolz verhaßt, mit Ausnahme desjenigen, der im Adel der Gesinnung seinen Ursprung hat. Nur dieser Stolz macht zu gemeinen Handlungen unfähig."

Frau von Haldenstein schwieg. Ob sie sich wohl daran erinnerte, daß das Tagebuch ihres frühern Lebens

einige dunkele Seiten hatte, die ihren sechszehn Ahnen wenig Ehre machten, — Seiten, in denen Haß, Neid Eifersucht und schmählicher Verrath der Unschuld verzeichnet standen? —

Leo lächelte still vor sich hin und dachte: „Da werde ich am alten Onkel wenigstens eine Stütze haben, wenn ich Felix Werden bei uns einzuführen suche.“ Laut aber sagte er: „Heute hat ein bürgerlicher Schüler unserer Anstalt eine schwere Probe des Edelmuthes bestanden, und ich habe dabei eine nicht gerade schöne Rolle gespielt.“

Mit liebenswürdigem Freimuth erzählte Leo von seinem losen Streiche in der Schule und dessen Folgen, verschwieg auch nicht, daß er schließlich um des Knaben Freundschaft gebeten habe. Herr von Rochow nickte ihm beifällig zu und sagte zuletzt: „Das hast du recht gemacht. Es steckt doch ein guter Kern in dir.“

Die Baronin, die scheinbar theilnahmlos zugehört hatte, unterdrückte um des Onkels willen eine tadelnde Bemerkung und hob die Tafel auf.

Leonie aber eilte auf ihren Bruder zu und fragte eifrig: „Ist das mein Felix, lieber Leo?“

„Dein Felix?“ lachte dieser.

„Ja so, du weißt noch nicht! Dann will ich dir's erzählen. Sie fand einen willigen Zuhörer für das Lob des Engelknaben, wie sie heute Felix nannte, und war nicht wenig erstaunt, als Leo ihr anbot, sie in den Garten zu begleiten und dort mit ihr zu spielen. „Es ist nur, weil Leonie heut' den Geburtstag hat,“

sagte er im Tone der Erklärung zum Onkel, der ihm mit halbem Lächeln zusah, wie er Lonny's Puppengesellschaft in die Arme nahm, während die Kleine sich einige Confituren vom Nachtisch ausbat, um ein Gartendiner zu arrangiren.

„Du scheinst ein eigenthümliches Vergnügen darin zu finden, meine Autorität vor den Kindern herabzusetzen, Onkel Fritz," sagte Frau von Haldenstein, als Leo die Thüre geschlossen hatte.

„Daß ich nicht wüßte," lautete die gleichmüthige Erwiderung. „Deine Autorität wird dadurch nicht wankend gemacht werden, daß wir entgegengesetzter Ansicht sind. Indeß thut es mir leid, wenn ich dich verletzt haben sollte," setzte Rochow gutmüthig hinzu, „um so mehr, wenn deine Nerven dadurch angegriffen worden sind. Ich wollte mir eben deinen Rath in einer Familien-Angelegenheit erbitten."

„Einer Familien-Angelegenheit?" — fragte Frau von Haldenstein gedehnt.

„Ja, wenn auch in etwas weitgreifender Auffassung. Eine entfernte Verwandte von uns, d. h. von meiner seligen Mutter, wenn ich nicht irre, eine Base im zweiten oder dritten Grade, Frau von Echterholm ... Kennst du sie?" fragte Rochow, als er sah, daß seine Nichte plötzlich aufhorchte.

„Nur den Namen. Bei einer Familie von Echterholm verkehrte Margot, meines Mannes Schwester, als sie sich in jenem Ostsee-Bade aufhielt, wo sie in

so geheimnißvoller Weise verunglückte. Das ist aber bereits an zehn Jahre her."

„Es kann schon sein, daß es dieselbe Familie ist. Der Major von Echterholm trat aus schwedischem in den preußischen Dienst, lernte in Pommern besagte Cousine meiner Mutter kennen und siedelte sich nach der Verheirathung in einem malerischen Dörfchen an der Ostseeküste an, wo er vor einigen Jahren starb. Die Ehe war zwar kinderlos geblieben; Echterholm aber adoptirte kurz vor seinem Tode ein kleines Mädchen, für das seine Frau eine Art faible gefaßt hatte. Das alles schreibt mir Frau von Echterholm in einer Beilage zu ihrem Testamente, welches sie angesichts ihres nahen Todes verfaßt hat. Sie hat ihre Adoptivtochter zur alleinigen Erbin und mich zum Vormund derselben und zum Curator des Vermögens bestimmt. So sehr mich das Vertrauen der guten Frau ehrt, so unbequem ist mir die ganze Geschichte. Frau von Echterholm ist inzwischen gestorben, und die Dame, eine Justizräthin Schirmer, die das zehnjährige Mädchen einstweilen zu sich genommen hat, fragt an, was mit ihm geschehen soll. Ich bin ganz rathlos."

„Hier liegt aber guter Rath sehr nahe, lieber Onkel. Da das Mädchen nicht mittellos ist, gibst du sie einfach in ein Pensionat. Dann hast du wenigstens noch sechs Jahre Zeit zum Ueberlegen, was später mit ihr geschehen soll. In Berlin gibt es genug gute Anstalten."

„Daran habe ich auch schon gedacht. Es muß überhaupt eine eigene Bewandtniß mit dieser Adoption haben. In ihrem Briefe spielt Hermine . . . so hieß die Verstorbene . . . . auf besondere Documente an, welche mir wichtige Aufschlüsse über das Kind geben würden. Doch solle nur ich Kenntniß davon nehmen und dann nach Gutdünken handeln. Du siehst, ich kann die Sache durch keinen Bevollmächtigten abmachen, sondern muß selbst nach Stettin reisen, . . . dort ist Hermine gestorben. Den Zeitpunkt mache ich jedoch von der Ankunft deines Mannes abhängig; ich kann dich nicht dir selbst überlassen."

„Da müßtest du zu lange warten. Hubert schreibt mir eben, daß er keinen Urlaub bekommen habe, und es mir überlasse, meine Reise allein fortzusetzen, oder noch länger bei dir zu verweilen," setzte die Baronin zögernd hinzu.

„Und hast du dich schon entschieden?" fragte Rochow mit schlecht verhehltem Mißbehagen.

„Mon Dieu! was kann ich thun? Der Arzt erlaubt mir das Reisen noch nicht; darum werde ich deine Gastfreundschaft schon noch in Anspruch nehmen müssen. Zudem würde mein Besuch auf Werdenheim ohne Begleitung meines Mannes wohl fruchtlos ausfallen."

„A propos Werdenheim . . . . Was führt dich eigentlich dahin? Ich dachte, du hättest allen Verkehr mit dort aufgegeben?"

„Was soll ich dir's verhehlen? Wir sind in arger Verlegenheit. Hubert ist gerade kein Verschwender, aber er weiß sich nicht einzuschränken. Seine Apanage als zweiter Sohn ist nicht groß, und an den Majorats-einkünften gewährt meine Schwiegermutter uns keinen Antheil. Ein an Monomanie grenzender Gerechtigkeits-sinn stellt ihr immer die Möglichkeit vor, daß Arthur wieder zum vollen Besitze seiner Geisteskräfte kommen und dann Rechenschaft von ihr fordern könne."

„Aber Werdenheim hat dir doch dein Muttertheil ungeschmälert ausgezahlt. Damit hättet ihr auskommen können!"

„Quelle idée, cher oncle! Die Zinsen des Capitals hatte ich mir als Nadelgeld vorbehalten; aber seit wir in der Residenz leben, habe ich das Capital angreifen müssen, und jetzt ist es auf einige tausend Thaler zu-sammengeschmolzen."

Rochow unterdrückte eine mißbilligende Aeußerung und fragte: „Was erwartest du eigentlich von deinem Stiefvater?"

„Daß er mir das volle mütterliche Erbtheil über-läßt, d. h. seinen Antheil und den seiner Tochter herausgibt."

Rochow pfiff leise vor sich hin. „Sehr bescheiden!" murmelte er endlich. „Und du meinst damit durch-zudringen?"

„Jetzt noch auf Leäna Rücksicht zu nehmen, wäre mehr als Thorheit, und er selbst ist reich genug! Wollte er mir doch bei meiner Verheirathung das ganze

Erbe geben; damals war ich nur zu stolz, es anzunehmen, weil . . ."

„Du dachtest, Arthur würde nicht heirathen und somit Hubert Majoratsherr werden?"

„Warum sollte ich das leugnen? . . . Es wäre mir nie eingefallen, Hubert ohne diese Aussicht die Hand zu reichen."

Die Baronin sprach in bitterm Tone, und zwischen die stolzen Brauen lagerte sich ein finsterer Ausdruck, der ihr bleiches, aber immer noch schönes Gesicht entstellte.

„Hat dein Mann keine Ahnung hiervon?" fragte Rochow, sie scharf fixirend.

„Er weiß es sogar seit längerer Zeit ganz genau. Blicke mich nur nicht so finster an, Onkel. Er tröstet sich darüber sehr leicht, ganz so, wie ich mich darein finden mußte, daß er um meine Hand erst bat, nachdem Leäna ihn refusirt hatte. . . . Mais c'est horrible! Meine Nerven halten derlei Reminiscenzen nicht aus . . ."

„Da wir ein Mal auf Familienangelegenheiten respective Geschäfte gekommen sind," begann jetzt Rochow, „so mußt du mir schon eine weitere Frage erlauben: Wie denkst du die Zukunft deiner Kinder sicher zu stellen?"

„Wenn Hubert das Majorat erhält . . ."

„Wenn! Ich sage dir, ich glaube nicht an dieses »wenn«. So wenig klar ich auch in der ganzen Angelegenheit sehe, so kann ich mir doch nicht denken, daß der rechtmäßige Erbe seine Ansprüche völlig auf-

geben werde, wenn er nicht etwa in Unkenntniß derselben geblieben ist."

„Und wenn er überhaupt noch lebt . . . Mais laissons cela, je vous en prie!"

„Um Leo ist mir nicht bange," fuhr Rochow unerbittlich fort; „aber die kleine Leonie . . . Was für Aussichten hat ein armes Freifräulein bei der jetzigen materiellen Richtung unserer Zeit!"

„Leonie hat einen Großonkel, der reich ist und edel genug sein wird, sich ihrer anzunehmen, wenn sie dessen bedürfen sollte."

„Kann besagter Großonkel aber nicht sterben, ehe dieser Fall eintritt?"

Die Baronin schwieg. Der Zweck, den sie bei diesem trotz des zur Schau gestellten Widerwillens ihr sehr willkommenen Gespräche im Auge gehabt hatte, war erreicht, indem Onkel Rochow der Gedanke nahe gelegt wurde, zu Gunsten der kleinen Leonie, die ihm schnell an's Herz gewachsen war, ein Testament zu machen. Dieser Beweggrund hatte sie hauptsächlich zu dem Besuche bei ihm veranlaßt.

Rochow schritt einige Mal im Zimmer auf und ab und sagte dann endlich zur Baronin: „Du weißt doch, daß du gesetzlich gar keine Erbansprüche an mich hast? Dein Vater war allerdings mein Bruder . . ."

„Vous êtes trop brusque, mon oncle! mais . . ."

„Sei so gut und sprich Deutsch mit mir. Ich wollte dir nur zum Bewußtsein bringen, daß ich das, was ich etwa für deine Kinder thue, nicht als Pflicht betrachte.

Vielmehr behalte ich mir volle Freiheit der Disposition über mein Vermögen vor."

Rochow sprach mit einer Schärfe im Ton, die der Baronin andeutete, er habe nun die Absicht ihres Besuches durchschaut und sei verstimmt. Sie wollte daher für heute die Sache nicht weiter treiben, sondern schützte Kopfweh vor und zog sich in ihr Boudoir zurück.

Rochow sah ihr kopfschüttelnd nach. Er ging dann in sein stilles Studirzimmer, stopfte sich sein Pfeifchen und nahm ein Buch zur Hand. Aber die interessante Reisebeschreibung hatte heute nicht die Macht, ihn zu fesseln. Zwischen den Scenen fremder Zonen gaukelten heimathliche Bilder. So gern er auch Andere und sich selbst überredet hätte, er sei eigentlich Misanthrop, so hatte er doch das beste Herz von der Welt, offen und hülfsbereit für jede Noth seiner Mitmenschen. Das wußte der Pfarrer des Ortes am besten. So beschäftigte ihn denn auch heute das Schicksal der kleinen Margaretha von Echterholm auf das lebhafteste. Wie gern hätte er dem doppelt verwaisten Kinde eine Heimath in seinem eigenen Hause geboten. Aber das ging nicht an. Das Mädchen bedurfte noch der mütterlichen Pflege und Obhut. Ja, wäre er verheirathet! Bei diesem Gedanken suchte ihn eine Vision ehemaliger Zukunftsträume heim. Es war ihm nicht leicht geworden, dieselben aufzugeben, schwerer noch, dem Mädchen seiner Liebe nicht zu zürnen, daß sie ein Leben der Entsagung dem glänzendern Loose als seine Braut und Gattin vorzog. Zwanzig Jahre waren

seitdem verflossen, und er dachte nun milder darüber. Mathilde von Wolderam hatte den bessern Theil erwählt. War sie nicht glücklicher in ihrem Gott geweihten Leben als z. B. seine Nichte Julie in ihrem so ganz und gar verweltlichten Streben? Wie, wenn er ihr die Erziehung Margaretha's übergäbe? Das war jedenfalls eine glückliche Idee.

Rochow warf seinen geliebten Cooper bei Seite und trat an's Fenster, wo ihm das silberne Lachen Leonie's aus dem Garten entgegentönte. Auf einer in sehr primitiver Construction hergestellten Schaukel aus einem Brettchen zwischen zwei Wäscheleinen saß die Kleine und ließ sich mit unverkennbarem Entzücken von Leo und einem zweiten Knaben hin und her schwenken.

„Das ist zu arg! Der Junge verdirbt mir die Bäume!" murmelte Rochow ein wenig unwirrsch und eilte in den Garten, dem Unfug Einhalt zu thun.

„Halt, Leo, um die Rinde meiner Bäume ungestraft zu schädigen, bedarfst du wenigstens meiner Erlaubniß."

„Verzeihe, lieber Onkel," bat Leo bescheiden. „Siehst du, wir haben die Stricke unterlegt . . . . Felix kam auf den klugen Gedanken."

„Ah, dein neuer Kamerad," sagte Rochow rasch besänftigt, als er den anmuthigen Knaben erblickte, dem die Röthe der Verlegenheit in's Gesicht stieg.

„Mußt nicht böse sein, Onkelchen," schmeichelte jetzt Leonie. „Und nicht wahr, du wirst Felix auch lieb haben? Er ist so gut, so gut."

„Das freut mich! Hoffentlich finde ich das auch, wenn wir einander kennen lernen.“

„Felix! Felix!“ tönte es eben vom Kirchhofhäuschen herüber.

„Ich werde gerufen!“ sagte Felix, verbeugte sich vor Herrn von Rochow, gab Leo und seiner Schwester die Hand und machte einige Schritte auf die Hecke zu. Plötzlich aber blieb er verlegen stehen; es war ihm peinlich, in Gegenwart des Eigenthümers über den Zaun zu springen.

„Nur zu, mein Junge!“ meinte Herr von Rochow gutmüthig. „Morgen lasse ich den Zimmermann kommen, damit er euch zu bequemerer Passage ein Pförtchen und für Leonie eine Schaukel anlege.“

„Du guter, guter Onkel!“ jubelte die Kleine und reichte dem alten Herrn das kirschrothe Mündchen zum Kusse dar.

5.

In unserm Jahrhundert der Nützlichkeits-Principien, das mit der Poesie undurchdringlicher Waldungen mit verfallenen Schlössern im dunkeln Schooße und edelm Wild in tiefen Schluchten gründlich gebrochen zu haben scheint, muß ein Fleckchen Erde, unberührt von dem prosaischen Hauche des Erwerbes, doppelt interessant werden.

Solch ein Stück wilder Romantik mitten in der zahmen Cultur sorgfältig gepflegter Aecker, Wiesen und Weingärten ist die zu einem der zahlreichen Sudeten=Ausläufen gehörige Padderau, welche Dr. Metzner zum Ziele des Ausfluges seiner muntern Knabenschaar gewählt hatte.

Der Bach, welcher dem kleinen Bergkessel den Namen gegeben, ist ein munterer Bursche. Seine krystallklaren Wellen trippeln bald in stiller Fröhlichkeit den manchfach gewundenen Pfad entlang, bald springen sie mit frohem Jauchzen über hindernde Felsstücke, bald wieder stürzen sie in tollem Uebermuthe steile Abhänge hinunter; sie möchten auseinanderstäuben vor lauter Jubel und überschütten die schwanken Farrenkräuter und dichten Moose am Uferrande mit Myriaden von Tröpfchen. Warum sollte der Bach sich nicht freuen? Von rechts und links schirmen ihn in geschwisterlicher Eintracht mächtige Eichen, dunkele Föhren, helle Birken; sie dulden nicht, daß durstige Sonnenstrahlen ihn an sich ziehen. Selbst die starren Felsen beugen den stolzen Nacken, als wollten sie ihn liebkosend umfangen und dem Pulsiren ihres eigenen Herzblutes lauschen. Dann und wann kommt wohl auch ein scheues Reh und sieht mit den dunkeln, waldfrischen Augen auf des muntern Freundes kieselreichen Grund, wo goldige Forellen in neckendem Spiele hin und wieder schlüpfen, und schaut dann wieder empor in die Wipfel der ehrwürdigen Bäume, und lauscht dem unermüdlichen Hämmern des Spechtes, dem muntern Finkenschlag,

den melodischen Tönen der Drossel und dem fernen Lockruf der Holztaube.

Vom Frühling bis tief in den Herbst kommen fast täglich fröhliche Menschenkinder aus der Umgegend in des Padderbaches felsige Waldeinsamkeit. Aber auch aus größerer Ferne finden sich nicht selten ganze Gesellschaften ein. Dann rufen Sang und Spiel das vielgeschwätzige Echo wach, und dort auf dem kleinen Randplateau, um welches mehr oder minder steile Felsabhänge terrassenförmig sich reihen, ist ihnen ein Tanzplatz hergerichtet. Weiter abwärts, ganz in der Nähe des Padderbaches, liegt ein großer, offener Feuerherd, wo sorgliche Hausfrauen die mitgebrachten Vorräthe zu einem nach den Strapazen des Bergsteigens sehr willkommenen Mahle verwandeln, dessen Hauptleckerbissen freilich die frischgefangenen und gesottenen Forellen bilden.

Wo das Terrain es irgend zuläßt, sind Bänke und Tische aus jungen Birkenstämmen angebracht, und auf einem der höchstgelegenen Plateau's postirt sich nicht selten ein kleines Musikcorps, an das man freilich keine zu hoch gespannten musikalischen Anforderungen stellen muß. Wenn dann Alt und Jung ohne jeden conventionellen Zwang sich unter dem grünen Blätterdache tummelt, vom nahen Feuerschein eigenthümlich beleuchtet, da denkt man unwillkürlich an die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge.

Das Volk erzählt sich auch manche wunderbare Sage aus dieser Gegend, insbesondere von den beiden

alten Schlössern, deren eines, die Hochburg, den höchsten Punkt der Hügelgruppe krönt, während das andere, die Thalburg, in einer der tiefern Einsenkungen fast verborgen liegt. In fast gleicher Entfernung von den beiden Edelsitzen befindet sich auf einer geräumigen Waldwiese die Försterwohnung. Drei Seiten des obern Stockwerkes sind schweizerartig mit einer Galerie umgeben. Schwanke Epheu- und Immergrünzweige hängen malerisch am Geländer hernieder. Die kleinen Fenster mit den saubern Rahmen, blitzblanken Scheiben und schneeigen Vorhängen sehen gar freundlich und einladend aus.

Heute herrscht reges Leben auf der Waldwiese. Eine bunte Gesellschaft von etwa dreißig Knaben, zum Theil in Begleitung von Müttern und Schwestern, sitzt an improvisirten Tischen und thut sich gütlich an süßer Milch und frischem Landbrod. Förster Urner, ein noch rüstiger Fünfziger, geht mit seinen alten Freunden Dr. Metzner und Pfarrer Neumann von einem Tische zum andern, damit keiner übersehen und vergessen werde. Leo und Felix sind die Helden des Tages. Unter komisch-feierlicher Gratulation haben ihre Kameraden sie mit Eichenlaub geschmückt, als Sinnbild deutscher Treue, in der sie von nun an zusammenhalten sollen.

„Felix und ich, wir möchten gern die Waldkapelle am Padderbach aufsuchen; dürfen wir?" bat Leo Herrn Metzner.

Dieser nickte zustimmend. Nach dem Programm des Tages durften die ältern Schülern für einige Stunden beliebig umherstreifen, während er selbst bei den jüngern blieb, um ihre Spiele zu arrangiren. Auf das Hornsignal des Försters sollten sie sich alle wieder auf der Wiese einfinden.

„Dürfen wir Lonny mitnehmen, Onkel Pfarrer?" fragte Felix, welcher der stummen Bitte in dem Gesichtchen der Kleinen nicht widerstehen konnte.

„Das hängt von meiner Schwester ab," meinte dieser; „sie hat die Verantwortung für den kleinen Eigensinn übernommen."

Leonie hatte nämlich mit ihrem ganzen Arsenal von Bitten, Thränen und Schmollen um die Erlaubniß, Leo zu begleiten, kämpfen müssen, und sie nur erhalten, als der Pfarrer, der gerade zum Besuch bei Herrn von Rochow war, den Vorschlag machte, die Kleine der Obhut seiner Schwester zu übergeben.

Frau Kersten wollte Leonie den beiden Knaben nicht überlassen. Erst als Felix sich dafür verbürgt hatte, sie unversehrt zurückzubringen, gab sie nach.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld," meinte Leo. „Es wird dir schwer genug werden, deinen Benjamin zu hüten, lieber Felix. Lonny ist ein ganzer Wildfang."

„Gehen Sie das rechte Ufer entlang," rieth der Förster; „am linken kann nur ein Kind der Padderau vorankommen."

Urner sah den muntern Knaben wohlgefällig nach. „Der heutige Tag ruft mir frühere Zeiten, wo unsere jungen Herrschaften Wald und Wiese lebendig machten, recht lebhaft in's Gedächtniß. Vieles ist jedoch anders geworden, seit wir mit einander jung waren, Mutter!"

„Ja, Alter, anders, aber gewiß nicht besser. Mir ist das Weinen heut' schon wiederholt angekommen, weil mich einige unserer kleinen Gäste an meine ehemaligen Schützlinge erinnern," sagte die Frau Försterin, deren Blick gleichfalls den beiden Knaben und Leontinen folgte.

„Zwei davon sind Haldensteins und wahrscheinlich mit Ihrer Herrschaft verwandt," bemerkte der Pfarrer, scheinbar unbefangen. Er hätte gern seine Wirthe zum Plaudern über die ehemaligen und jetzigen Bewohner der beiden Edelsitze gebracht, ohne diese seine Absicht zu verrathen.

„Dann sind es gewiß Kinder von Baron Hubert. Wie kommen die aber hierher?" fragte Förster Urner lebhaft.

Der Pfarrer erzählte, was er selbst erst am Tage vorher bei Herrn von Rochow erfahren hatte, als er ihn besuchte, um sich im Interesse der Frau Werden über Frau von Haldenstein zu orientiren. Das Resultat war des Pfarrers Betheiligung am Spaziergange nach der Padderau. Er hatte vor langen, langen Jahren einige Zeit im nächsten Dorfe fungirt und mit dem damals noch jungen Förster Urner freundschaftlichen Umgang gepflogen.

„Sind die beiden Edelsitze jetzt gar nicht mehr bewohnt?“ fügte der Pfarrer am Schlusse seiner Erklärung hinzu.

„Beide Schlösser sind verödet, so gut wie herrenlos. Herr von Werdenheim kümmert sich um die Thalburg gar nicht mehr; aber er hat doch wenigstens einen tüchtigen Verwalter darüber gesetzt. Die Hochburg dagegen ist schon einer Ruine ähnlich, trotzdem oder vielmehr weil der Herr Graf dort haust.“

„Welcher?“

„Nun, der Majoratsherr Arthur von Osteringen-Haldenstein. Man sagt, es sei nicht ganz richtig in seinem Kopfe, und Gott weiß, es sind wohl Dinge geschehen, über denen er den Verstand verlieren konnte, der arme Herr. . . . Wissen Sie gar nichts davon?“

„Was mir zu Ohren kam, waren immer nur Bruchstücke,“ erwiderte der Pfarrer ausweichend. „Es wäre mir lieb, etwas Näheres zu hören.“

„Ach, es sind traurige und zum Theil schon recht alte Geschichten, in denen man eigentlich nicht rühren sollte. Meine Alte wird mich wohl ergänzen, wenn ich etwas falsch berichte. Die hat sich immer gewaltig für diese Sache interessirt. Sie setzt nämlich noch heute ihren Stolz darein, daß der alte Graf, Gott hab' ihn selig! die Kinder lieber ihr anvertraute als der französischen Bonne und der englischen Gouvernante.“

„Er wußte wohl, wie lieb ich sie hatte,“ schaltete die Frau Försterin mit feuchtem Auge ein. „Ist doch die Mutter der Kinder meine Milchschwester gewesen.“

„Na, wer hätte auch den Kindern nicht gut sein sollen?“ fiel der Förster ein. „Ich sage Ihnen, herzigere und gescheidtere Buben gab’s weit und breit nicht, als unsere Junker. Doch ich muß wohl beim Anfang beginnen.“

„Die Hochburg — erzählte der Förster — mit dem größten Theile der Padderau gehört schon seit Jahrhunderten dem alten Geschlechte der Freiherrn von Haldenstein; das Majorat Osteringen ist erst vor zwei Generationen auf diese Linie übergegangen, so daß der älteste Sohn den Rang eines Grafen von Osteringen-Haldenstein erhält, während die jüngern Söhne nur den Freiherrn-Titel derer von Haldenstein führen.

„Dem verstorbenen Grafen Hans von Osteringen-Haldenstein hatte seine Gemahlin, eine Freiin von Stadeleben, rasch nach einander zwei Söhne, Arthur und Hubert, und mehrere Jahre später eine Tochter, Margot mit Namen, geschenkt. So lange die Knaben noch klein waren, wurden sie hier erzogen; als sie jedoch für den Besuch einer hohen Schule reif geworden, schickte der Graf sie mit ihrem Hofmeister auf die Universität. Inzwischen war der Besitzer der Thalburg, ein Herr von Rochow, in der Residenz gestorben, und seine junge Wittwe zog mit ihrem Töchterchen Julie hierher; nach Ablauf des Trauerjahres vermählte sie sich von neuem mit einem Herrn v. Werdenheim. Aus dieser Ehe gingen Zwillinge hervor. Die Haldensteins standen Pathen bei den Kindern und gaben ihnen die Namen Leo und Leontine. Die Kleine wurde

aber immer nur Leäna genannt. Herr von Werdenheim übernahm hinwieder die Pathenschaft bei der kleinen Margaretha, und so wurden die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarn immer intimer.

„Beide Familien bildeten gleichsam nur eine, was besonders hervortrat, als die Mädchen heranwuchsen, und die zu den Ferien heimkehrenden Studiosen die Ritter der jungen Damen zu spielen begannen. Man sah die Blondköpfe der Hochburg und die Schwarzköpfchen der Thalburg immer beisammen stecken. Wahrscheinlich hatten die Eltern die Kinder schon in der Wiege für einander bestimmt: Arthur und Julie, Hubert und Leäna, Leo und Margot. Aber durch solche diplomatische Pläne ziehen Natur und Neigung gewöhnlich arge Striche. Meine Frau wollte bemerkt haben, daß Arthur statt Julien Leäna bevorzuge, was ich ihm wenigstens nicht verdenken konnte; denn an den Prätensionen und Arroganzen der kleinen Rochow hätten zehn Prinzessinnen genug gehabt. Wenn nun Hubert an Julien Gefallen gefunden hätte, so wäre der Tausch leicht zu bewerkstelligen gewesen. Dies schien jedoch nicht der Fall. Das mochte auf Baronesse Julie nicht gerade heilsamen Einfluß üben. Mir wenigstens kam es immer vor, als nähre sie geheimen Neid und Groll gegen ihre Halbschwester. Am unbefangensten war natürlich das jüngste Paar. Sie neckten und liebkosten sich abwechselnd und wurden von aller Welt verzogen.

„Das bis dahin ungetrübte Glück beider Familien erhielt einen traurigen Stoß, als Junker Leo am Gehirn-

Typhus starb, und Frau von Werdenheim ihm schon nach wenigen Wochen folgte. Leäna, die an der Mutter und mehr noch an dem Zwillingsbruder mit unbeschreiblicher Innigkeit hing, verfiel in Schwermuth und wurde völlig theilnahmlos für ihre ganze Umgebung. Die zärtliche Liebe und Sorge der Eltern und Freunde vermochte nicht, sie zu zerstreuen. Sie war damals sechszehn Jahre alt und bildschön, schien aber dem Tode verfallen. Auf den Rath der Aerzte reiste Herr von Werdenheim mit ihr nach Italien, von wo er sie nach Jahresfrist zwar kräftiger und gesunder, aber immer noch still und ernst, wenn auch nicht mehr so schwermüthig, zurückbrachte. Um diese Zeit soll Arthur von Haldenstein um ihre Hand gebeten haben, aber zurückgewiesen worden sein, desgleichen Hubert. Die beiden Brüder nahmen die Sache sehr verschieden auf. Der leidenschaftliche Arthur war tief unglücklich, schwor, daß er nun gar nicht heirathen wolle, und ging auf Reisen; Hubert, dessen Neigung jedenfalls weniger tief war, warb um Julie von Rochow, und bald hatten wir eine Hochzeit zu feiern."

„Das Paar nahm auf ausdrücklichen Wunsch der Braut seinen Aufenthalt in der Residenz, und brachte nur einen Theil des Sommers auf der Hochburg zu, was jedoch aufhörte, als der alte Herr von Osteringen-Haldenstein das Zeitliche segnete und Arthur das Majorat in Besitz nahm. Was das gute Einvernehmen zwischen dem jungen Paare und den Angehörigen desselben eigentlich störte, läßt sich schwer sagen. Leäna

war zwar noch Pathin bei dem Erstgeborenen Juliens und gab ihm zum Andenken an den geliebten Bruder den Namen Leo; aber der Verkehr zwischen der geräuschvollen Residenz und unserer stillen Padderau wurde immer seltener. Dagegen schlossen sich die beiden im Alter so wenig verschiedenen jungen Mädchen Leäna und Margot immer inniger an einander, und zuletzt kam doch noch — wie, das weiß ich nicht — die Ehe zwischen Arthur und Leäna zu Stande. Und nun hätten Sie sehen sollen, wie unsere junge Herrin aufblühte! Es war eine Lust, sie nur anzusehen; sie wurde der Abgott der ganzen Gegend und hieß im Munde der Leute nur der Engel der Padderau.

„Doch ich würde nicht aufhören können, wollte ich die Tugenden aufzählen, welche die kaum achtzehnjährige Leäna als Gräfin von Osteringen entwickelte. Der Graf trug sie auf Händen, und die alte Frau Gräfin liebte sie wie ihren Augapfel. Als Gott die junge Ehe nun auch mit einem holden Kinde, einem engelgleichen Knaben, segnete, schien das Glück auf der Hochburg vollkommen. Leider aber zeigte die Gesundheit der jungen Gräfin seit dieser Zeit bedenkliche Schwankungen, und da Italien ihr schon ein Mal gut gethan hatte, nahm das junge Paar einen längern Aufenthalt daselbst. Baronesse Margot, die sich von ihrer Schwägerin nicht trennen mochte, begleitete sie. Erst nach zwei Jahren kehrten sie zurück. Die Baronesse hatte sich inzwischen körperlich vollständig entwickelt, und die alte Gräfin hielt es für nothwendig, zur Vollendung

ihrer Erziehung einige Zeit mit ihr in der Residenz zuzubringen. So war nun die Hochburg verödet; denn die jungen Herrschaften gingen selbstverständlich mit.

„Die Thalburg hatte bald ein gleiches Schicksal, da Herr von Werdenheim auf sein Stammgut in der Nähe der Hauptstadt zog, um von seinen Töchtern nicht zu weit getrennt zu sein. In der Residenz aber kam es bald zu einer unglücklichen, gänzlich unerwarteten Katastrophe. Was eigentlich geschehen ist, weiß hier Niemand genau. Aber nach ungefähr zwei Jahren kam unser Herr, an Leib und Geist gebrochen, ohne Frau und Kind hierher zurück. Die Gräfin habe sich von ihm getrennt, hieß es. Aber das glaube ich nicht. Nicht lange darauf traf die Nachricht ein, Baronesse Margot sei ertrunken, als sie in der Ostsee badete. Die alte Gräfin haben wir seit diesen unglücklichen Ereignissen nur einige Male gesehen. Sie kommt von Zeit zu Zeit hierher, um ihren Sohn zu besuchen und ihn, wenn möglich, einer vernünftigen Thätigkeit wieder zu gewinnen, — aber vergeblich. Nun hat er schon zehn Jahre in dumpfem Brüten hingebracht. Viele sagen, sein Geist sei völlig zerrüttet. Diesen Eindruck aber habe ich nicht empfangen, als ich ihn auf einer seiner ruhelosen Streifereien durch den Wald traf.

„Am meisten befremdet es mich, daß er, ein passionirter Jäger von seinen Knabenjahren an, jetzt kein Gewehr mehr anrührt. In jüngster Zeit scheint übrigens eine günstige Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein. Das Schloß beherbergt seit einigen Wochen einen

Gast, in dessen Gesellschaft der Graf schon öfter gesehen worden ist, — ein sehr wichtiger Umstand, denn die Thore des sonst so gastfreundlichen Hauses sind seit zehn Jahren sogar intimen Freunden und guten Bekannten verschlossen gewesen. Dr. van Brook, ein holländischer Arzt . . ."

„Was, mein Schwager?" unterbrach Frau Kersten den Erzähler. „Ob das die geheimnißvolle Mission ist, die er vor dem Antritt seiner Professur zu erfüllen hat, wie er uns schrieb? . . . . Was meinst du, Bernard?"

„Es kann ja auch ein Namensvetter deines Schwagers sein . . ."

„Sollte es denn gerade zwei Aerzte desselben Namens in Holland geben? Nein, nein, es wird schon mein guter van Brook sein. . . . Er war mit meines seligen Mannes verstorbener Schwester verheirathet," erklärte Frau Kersten dem aufhorchenden Förster und seiner Frau. „Kommen Sie mit ihm zusammen, Herr Urner?"

„Ja, seit der Herr sich ein Mal im Walde verirrt hatte. Ich fand ihn von dem vielen Umherirren ganz erschöpft, nahm ihn bei mir auf, und meine Alte traf es mit ihrem frugalen Abendbrod so gut bei ihm, daß er sich jetzt manchmal zu einem Glas Bier mit Butterbrod und Käse bei uns einladet. Es ist ein liebenswürdiger alter Herr."

Sinnend blickte Pfarrer Neumann in der Richtung des Waldes, wo die schlanken Thürmchen der Hoch-

burg im Strahle der Sonne so freundlich schimmerten. Welch' dunkeles Räthsel des Menschenlebens bargen jene Mauern? Würde es sich lösen lassen, ehe es zu spät wäre, zu spät wenigstens für das irdische Glück eines Herzens, das dieses Glückes so würdig war?

„Aber du hast nicht alles erzählt, Robert," unterbrach die Stimme der alten Försterin den Ideengang des Pfarrers. „Du hast einen Umstand vergessen, auf den ich immer Gewicht legte."

„Und der wäre?"

„Während die Herrschaften in Italien waren, ich glaube in Florenz, brach Feuer in der von ihnen bewohnten Villa aus. In der allgemeinen Verwirrung vergaß man die Baronesse Margot, und sie wäre wahrscheinlich in den Flammen umgekommen, wenn nicht ein junger deutscher Maler sie mit Gefahr des eigenen Lebens gerettet hätte."

„Du hast Recht, Mutter. Er war ja sogar einige Zeit zum Besuche auf der Hochburg."

„Die alte Gräfin erzählte mir, — sie gönnt mir nämlich manchmal ein vertrauliches Wort, eine so stolze Dame sie sonst auch ist, — sie erzählte mir also, wie sehr sie in Verlegenheit gewesen seien, dem jungen Manne sich dankbar zu erweisen, da er jede Belohnung ausschlug. Da wollten sie ihm wenigstens Arbeit geben. Er sollte die alten Familiengemälde auffrischen und die noch fehlenden Portraits der gegenwärtigen Familienglieder neu anfertigen. Das der Baronesse Margot ist schon in Italien entworfen und auf der Hochburg

vollendet worden. Mittlerweile erfolgte der Umzug in die Residenz, und dort sollte er die übrigen Bilder fertig machen."

„Warum aber legen Sie Gewicht auf diesen Umstand, Frau Urner?" fragte der Pfarrer.

„Das weiß ich selber nicht; aber wenn ich an jene Zeiten denke, kommt mir immer der junge Maler wieder in's Gedächtniß. Er war ein schöner Jüngling und von so vornehmen Manieren, daß man nicht viel Unterschied zwischen ihm und seinem hochadeligen Gönner merkte. Dann ist es mir auch aufgefallen, daß das Bild der Baronesse Margot nicht im Ahnensaal aufgehängt wurde. Bei der letzten Anwesenheit der Gräfin war ich nämlich darin, und habe mich vergeblich danach umgesehen. Fragen konnte ich deshalb freilich nicht; aber ich erkundigte mich wie von ungefähr nach dem Maler und war überrascht, daß die Gräfin mir zuerst gar keine und endlich mit sichtlicher Ueberwindung und abgewandtem Gesicht die Antwort gab: »Wir haben gehört, er sei — gestorben.« Dahinter steckt doch ganz gewiß etwas."

„Wie hieß der Maler?" fragte Frau Kersten, mehr, um das Gespräch in Gang zu halten, als aus Interesse.

„Angelo Martens. Sein Vater, auch ein Maler, hatte ihn aus Vorliebe für einen berühmten Maler so genannt, wie er mir selber ein Mal erzählte. Weißt du noch," wandte sich die Försterin an ihren Mann, „daß er uns Beide lebensgroß in Oel malen wollte,

wenn er im nächsten Sommer wiederkäme? Er ist aber nicht gekommen. Der arme Junge!"

„Wo nur unsere Kinder bleiben?" meinte Frau Kersten mit einem Blick auf die Sonne, die sich schon zum Untergange neigte.

„Sie warten auf's Signal. Soll ich in's Horn stoßen, Dr. Metzner?" rief der Förster dem Magister entgegen, der eben ganz echauffirt von seinen sackhüpfenden Buben kam, um sich durch einen Trunk zu stärken.

„Es wäre wohl Zeit, wenn wir vor Abfahrt des letzten Zuges die Bahnstation per pedes erreichen wollen."

Das Horn ertönte und binnen einer kleinen halben Stunde war die muntere Schaar wieder beisammen bis auf Leo, Felix und Leonie.

„O, meine Ahnung! Den Kindern ist gewiß ein Unfall zugestoßen!" rief Frau Kersten voll Bestürzung. „Hätte ich doch wenigstens Leonie hier behalten!"

6.

Unser Trio hatte den Bach bald gefunden, und schritt lustig voran. Felix machte den Weg wohl drei Mal; denn er fügte sich willig den kleinen Launen Lonny's, die wie eine Elfe hin und her gaukelte und nicht müde wurde, ihrem „lieben, lieben Felix"

kleine Liebesproben aufzuerlegen; bald waren es bunte Steinchen, bald hübsche Blumen, die er ihr von nicht selten gefährlichen Stellen holen mußte.

Plötzlich aber fanden die jugendlichen Wanderer ihren Weg durch eine Felswand gesperrt. Sie konnten nicht ausweichen, weil sich zur Rechten pfadloses Dickicht ausbreitete.

„Wir sind nicht auf dem rechten Ufer," bemerkte Felix.

„Ach was, ich werde doch rechts von links unterscheiden können!" meinte Leo, der voranging.

„Du irrst dich, Leo! Um die Ufer zu unterscheiden muß man das Gesicht nach der Richtung des Laufes, nicht aber zur Quelle wenden. Wir müssen auf die andere Seite gelangen oder unsern Plan aufgeben."

„Zurück, ohne die Kapelle und meines Oheims Schloß, das nicht weit davon sein soll, gesehen zu haben? — Nein, Felix! Aber wie an's andere Ufer kommen? — Ja, wenn der Knirps nicht wäre! O, Lonny, du hättest bleiben sollen, wo du warst."

„Bist du mir auch böse?" fragte Lonny fast ein wenig weinerlich.

„Nein, du kleine Maus, ich trage dich hinüber."

Sie gingen zurück, bis sie an eine Stelle kamen, wo der Bach eine kleine Bucht bildete; zugleich schienen seine Wässer sich hier in einer Vertiefung zu sammeln. Quer darüber lag ein Baumstamm, zwar morsch und ausgehöhlt, aber wohl fest genug, um als Brücke zu dienen.

„Laß mich diese Wasserprobe oder vielmehr Holzprobe machen, Felix. Ich habe euch in die Irre geführt und muß nun etwaigen Gefahren zuerst die Stirne bieten.“

Der Stamm wackelte zwar ein wenig, aber Leo kam ungefährdet hinüber, Felix wollte nun Leonie hinüber tragen, überzeugte sich aber schon nach einigen Schritten, daß er dabei zu wenig auf seine Füße achten könne.

„Versuche allein hinüber zu gehen, Lonny! Fürchte dich nicht, Leo reicht dir von drüben die Hand, und ich bin ja hinter dir.“

„O, ich fürchte mich nicht! Sieh' nur, wie schnell ich laufen kann.“

Die kleine, elfenartige Gestalt trippelte sorglos bis zur Mitte der unsichern Passage. Da erst merkte sie, daß der Stamm wackelte. Zaghaft blieb sie stehen, sah sich um, machte einen Schritt rückwärts, glitt dabei aus und fiel — Felix in die Arme, der sich mit Blitzesschnelle in's Wasser geworfen hatte und nun bis an die Hüften darin stand. Bis an's jenseitige Ufer watend, reichte er dort die an allen Gliedern bebende Leonie ihrem Bruder hinauf. Todtenbleich vor Schreck, beugte sich Leo hinab und riß das Kind ziemlich unsanft empor.

„Das haben wir davon, daß wir dich mitgenommen haben,“ schalt er die Kleine.

Weinend blickte sie nach Felix um, der eben an dem steilen Felsen emporklomm. Um die Höhe des Ufers zu gewinnen, erfaßte er ein niedriges Gesträuch.

Die schwachen Wurzeln aber gaben nach und Felix fiel kopfüber in den Bach.

„Zurück!" rief eine tiefe Stimme in gebieterischem Tone Leo zu, der seinem Freunde zu Hülfe eilen wollte.

Verwundert blickte Leo auf und sah am jenseitigen Ufer einen großen, schlanken Mann, ganz in Grau gekleidet. Im Nu stand der Unbekannte im Wasser, hob den bewußtlosen Knaben auf und stieg mit ihm empor, als fühle er keine Last.

„O Leo, Felix ist todt!" schluchzte Leonie, als der Fremde den allerdings todtenbleichen Knaben auf den Rasen legte und ihm die langen blonden Locken aus dem Gesichte strich.

„Felix!" — wiederholte der Herr in Grau. „Felix?" und sah prüfend in die jugendlichen Züge des verunglückten Knaben. „Seid ihr Geschwister?" wandte er sich dann an die beiden Kinder, die in banger Erwartung standen.

„Ja, mein Herr," antwortete Leo, „Leontine ist meine Schwester. Es wird wohl nöthig sein, daß wir Hülfe aus der Försterei holen," setzte er zögernd hinzu. Ohne daß er sich Rechenschaft über das Warum geben konnte, war es ihm unheimlich in der Nähe des Fremden, der mit einer eigenthümlichen Starrheit des Ausdruckes auf den scheinbar leblosen Felix niedersah.

„Sie waren sehr gütig, mein Herr," fuhr Leo fort, als er keine Antwort erhielt. „Aber wenn Felix lange in diesem Zustande und in den nassen Kleidern bleibt,

wird er sicher krank werden. Vielleicht kommt er zu sich, wenn wir seine Glieder reiben."

„Wir wollen ihn zu Bett legen. . . . Er ist nicht todt . . . Nein, nein! . . . Felix — Leontine! . . . Und wenn er todt ist, habe ich keine Schuld daran. . . . Komm, mein armer Junge, ich trage dich heim . . ."

Der Fremde nahm den Knaben auf seine Arme, als wäre es ein Säugling, und schickte sich an, in der von den Kindern vorhin eingeschlagenen Richtung fortzugehen.

„Dort hinunter führt der Weg in die Försterei," erinnerte Leo, dem sehr ängstlich zu Muthe ward, als er an die Möglichkeit dachte, der räthselhafte Fremde sei vielleicht sein wahnsinniger Oheim. Indeß blieb ihm nichts übrig, als, sein Schwesterchen an der Hand, dem Fremden zu folgen. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ein ältlicher Herr ihnen entgegenkam.

Sobald dieser den sonderbaren Zug bemerkte, eilte er auf den Herrn in Grau zu und fragte in ehrerbietigem Tone: „Ist nicht diese Last für einen Reconvalescenten zu schwer?"

„Arbeit für Sie, Doctor," antwortete der Angeredete mit halbem Lächeln.

„Und wie es scheint, doppelte! Wenigstens werden Ihre nassen Kleider Ihnen einen tüchtigen Schnupfen bereiten, Herr Graf."

„Also doch!" sagte Leo zu sich selbst, athmete aber erleichtert auf, als er in das gutmüthige Gesicht des Arztes blickte, der sich jetzt zu den beiden Kindern

wendete, und sie um die Einzelheiten des stattgehabten Unfalles befragte. Er fand Leo's Vorschlag, in die Försterei zurückzukehren, vernünftig, meinte aber, es sei besser, wenn Niemand nach der Hochburg komme. „Sagen Sie den Eltern des Knaben, daß für ihn gut gesorgt werden wird."

„Seine Mutter ist gar nicht mit hier; aber der Herr Pfarrer Neumann und unser Lehrer und Frau Kersten würden sich seiner angenommen haben."

„Was? Neumann? Kersten? — Seid ihr aus Eichenau?"

„Ja, Herr Doctor. Kennen Sie den Pfarrer und seine Schwester?"

„Na ob! Frau Kersten ist meine Schwägerin. Was für ein sonderbares Zusammentreffen! Das ändert die Sache. Sobald ich eben abkommen kann, werde ich mich in der Försterei melden und die Kleine mitbringen. Ich sehe es ihr an, daß sie müde ist und lieber bei mir bleibt."

Freundlich mit der Hand grüßend, nahm der alte Herr Leonie auf den Arm und eilte dem Grafen nach, der eben hinter einer Biegung des Weges verschwand.

„Das war doch ein Abenteuer," sagte Leo vor sich hin, als er den Weg nach der Försterei einschlug. „Uebrigens sieht mein Herr Onkel gar nicht wie ein Verrückter, sondern ganz vernünftig aus. Wenn ich nur wüßte, was all' dem zu Grunde liegt! Ma chère maman will mir nicht Rede stehen, und der Vater

macht immer ein so fürchterlich ernstes Gesicht, wenn die Sache nur von fern berührt wird, daß ich meine Fühlhörner sofort einziehen muß."

*

Leo kam in der Försterei an, als man gerade Boten nach verschiedenen Richtungen aussenden wollte, die Vermißten aufzusuchen. Sein Bericht erregte nicht geringe Sensation; Frau Kersten konnte nur mühsam ihre Fassung bewahren. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete sie die in Aussicht gestellte Ankunft ihres Schwagers.

Da Dr. Metzner die Heimkehr seiner Schüler nicht länger verzögern konnte, beschloß der Pfarrer, für seine Schwester, für Leo und für sich selbst die auf's liebevollste angebotene Gastfreundschaft des Försters und seiner Frau anzunehmen und erst am nächsten Tage die Rückfahrt anzutreten. Der Magister sollte die beiden Mütter von dem Ausbleiben der Kinder in Kenntniß setzen und sie darüber möglichst beruhigen. Daß Felix sein Sturzbad im Padderbache mit einer ernsten Krankheit zu bezahlen haben werde, daran dachte wohl Niemand. Und doch war es so.

Nach Verlauf von etwa zwei Stunden erschien Doctor van Brook mit Leonie. Frau Kersten nahm sich kaum Zeit, ihn zu begrüßen, sondern überschüttete ihn mit Fragen nach ihren Schützlingen.

„Die Kleine ist, wie du siehst, munter und gesund. Felix aber . . ."

„Wird doch nicht etwa krank werden?" unterbrach die Dame ihren bedächtigen Schwager, der in aller Ruhe eine Prise nahm.

„Das möchte ich eben verhüten; darum habe ich ihn in's Bett stecken lassen und für einen tüchtigen Schweiß gesorgt. An Pflege wird es ihm nicht fehlen. Der Graf hat das ganze Schloß in Bewegung gesetzt und ... was seit Jahren nicht geschehen ist ... von der Ausführung seiner Befehle in höchst eigener Person sich überzeugt."

„Dann scheint wohl überhaupt eine Besserung in seinem Zustande eingetreten zu sein," meinte der Pfarrer.

„Gott sei Dank, ja. Uebrigens hegte ich schon seit einiger Zeit begründete Hoffnung; es fehlte mir nur die Probe zum Exempel, und die habe ich heute gemacht."

„Ist mein Onkel wieder ganz bei Sinnen?" fragte Leo, der mit glühenden Wangen zugehört hatte.

„Sie haben hier einen Neffen Ihres Patienten vor sich: Leo, den Sohn des Baron Hubert v. Haldenstein," erklärte der Pfarrer.

Der Förster, welcher sich bisher wenig an der Unterhaltung betheiligt, ihr jedoch vollkommene Aufmerksamkeit geschenkt hatte, bemerkte einen Zug des Mißbehagens in dem gutmüthigen Gesichte des Holländers und warf ein: „Die Mutter des jungen Herrn ist eine Freiin v. Rochow."

„Hm, Hm!“ machte van Brook und schob die Tabaksdose aus einer Hand in die andere, ein Beweis, daß seine Gedanken in besonders lebhafte Thätigkeit versetzt waren. Offenbar fühlte er sich in seinen Mittheilungen gehemmt; denn er ging zu einem andern Gegenstande über, ohne Leo's Frage zu berücksichtigen.

Ein wenig mißmuthig, daß der Doctor ihm auch auf weitere Fragen nur einsilbige Antworten gab, zog Leo sich in das ihm angewiesene Stübchen zurück. Leonie war von der Försterin sofort zu Bett gebracht worden. Als die Kleine zum Nachtgebet hinkniete und ihr „Ach, lieber Gott, ich bitte Dich“ verrichtete, fügte sie innig die Bitte hinzu: „Laß doch Felix nicht sterben!“

Nach Leo's Entfernung bemerkte Doctor van Brook scheinbar unbefangen, es sei doch sonderbar, daß der Neffe in das Gebiet des Oheims komme, ohne die Absicht, ihn zu besuchen.

„Mich wundert, daß seine Eltern ihm diesen Ausflug überhaupt gestattet haben. Zwischen dem Grafen Osteringen und seinem Bruder oder vielmehr dessen Gemahlin besteht schon lange ein nichts weniger als verwandtschaftliches Verhältniß,“ antwortete der Förster.

Der Pfarrer erzählte, in welcher Weise die Betheiligung des Knaben an der Partie zu Stande gekommen sei.

„Wissen Sie, daß der Graf nicht von dem Bette des Knaben weicht? Er widmet ihm ein Interesse, das in Rücksicht auf seinen bisherigen apathischen Zu-

stand mir sehr willkommen ist, anfänglich aber doch mir eine gewisse Furcht einflößte, als hätte ich mich über seinen geistigen Zustand getäuscht."

„Wie so?" fragte der Pfarrer zerstreut.

„Der Wechsel war so plötzlich, daß ich an Geistesstörung zu glauben anfing."

„Zu glauben anfing?" fragte Frau Kersten. „Ist er denn nicht wahnsinnig?"

„Nicht doch, Schwägerin. Von Verrücktheit ist gar keine Rede. Schwermuth — aber nicht Wahnsinn. Er war die ganze Zeit eben so vernünftig wie wir allesammt, und das Märchen von einer Geistesstörung hat er nur geduldet, damit Freunde und Feinde ihn in Ruhe lassen möchten."

„Sie sprechen in Räthseln ..."

„Die ich selbst zur Zeit noch nicht ganz zu lösen vermag. Ein ganzes Labyrinth von Vermuthungen hat sich seit meinem Aufenthalt auf der Hochburg in mir aufgebaut, und heute glaube ich den Anfang des Ariadnefadens gefunden zu haben."

Die ganze Gesellschaft blickte voller Spannung auf Herrn van Brook, dessen holländisches Phlegma einer ungewöhnlichen Erregung Platz gemacht hatte.

„Daß ich hier auf strengste Discretion rechnen kann, weiß ich. Sie interessiren sich ja alle mehr oder weniger für die Sache, wenn auch nur um Dritter willen. So hören Sie denn. Meine Bekanntschaft mit dem Grafen datirt nicht von meinem gegenwärtigen Aufenthalte. Ich habe ihn als den glücklichsten Gatten

und Vater gekannt und bin Zeuge der furchtbaren Katastrophe gewesen, die ihn zum unglücklichsten Menschen machte. Kurze Zeit nach der Verheirathung des Grafen lernte ich ihn während seines Aufenthaltes in der X'schen Residenz kennen, und durch gemeinschaftliche Bekannte wurde mein Verkehr mit der liebenswürdigen Familie bald ein ziemlich reger. Der Zufall wollte, daß ich gegenwärtig war, als das erste und einzige Kind des Grafen an der Bräune erkrankte. Meine Medicamente schlugen an. Der Dank der anfangs trostlosen Eltern war grenzenlos.

„Von da ab war ich ein gern gesehener Gast des Hauses auch im engern Cirkel. Das Glück der Familie schien vollkommen; doch wollte es mich bedünken, als ob die Anwesenheit der Baronin Haldenstein, der Stiefschwester der jungen Gräfin Osteringen, nicht gerade zur Erhöhung dieses Glückes beitrüge. Indeß war ich über Vermuthungen noch nicht hinausgekommen, als Berufsangelegenheiten mich nach Berlin riefen, wo ich mehrere Monate verweilte. Nach X. zurückgekehrt, wollte ich meinen ersten Besuch der gräflichen Familie machen. Auf dem Rechte eines Hausfreundes fußend, traf ich unangemeldet in der Villa Osteringen ein und — fand den Grafen ohne ärztlichen Beistand an einem schweren Wundfieber daniederliegen, seine Gemahlin in einem halb wahnsinnigen Zustande und die sonst so besonnene Gräfin Mutter in Verzweiflung.

„Selbstverständlich übernahm ich die Behandlung des Kranken. Aus seinen Fieberphantasieen und dem

Berichte der Gräfin entnahm ich, daß ein Pistolenduell auf fünf Schritt stattgefunden, der Graf seinen Gegner, einen jungen, von der Familie protegirten Maler, tödtlich getroffen habe, und der Unglückliche seiner Wunde erlegen sei. Ueber die Ursache wurde ich nicht aufgeklärt; Eifersucht muß zu Grunde gelegen haben und zwar ungerechtfertigte. So wie ich die Gräfin kannte, war es mir unmöglich, an eine Untreue ihrerseits zu glauben. So viel jedoch ist gewiß, daß die Gräfin sich weigerte, ihren Gemahl während der Krankheit zu sehen, obgleich sie bis zu seiner Genesung in der Villa blieb.

„Als sie von mir die Versicherung erhalten, es sei kein Rückfall mehr zu befürchten, fand eine Unterredung zwischen den beiden Gatten statt, deren Resultat die Trennung derselben war. Was wegen des Knaben vereinbart wurde, weiß ich nicht; die Gräfin aber nahm ihn mit sich. Wo und wie sie lebt, habe ich nie erfahren können. Der Graf ging einige Zeit auf Reisen, wozu ich ihm gerathen, und vergrub sich dann auf der Hochburg, wo er nicht ein Mal die Gesellschaft seiner Mutter duldet, wenigstens nicht auf längere Zeit. Die tiefe Schwermuth, welcher Graf Osteringen anheimfiel, hat nach der Versicherung seiner Mutter vor allem in Gewissensbissen über den unglücklichen Ausgang des Duells ihren Grund. Der blutige Schatten des Jünglings, den er persönlich lieb hatte, verfolgt ihn überall.

„Nun traf es sich, daß ich in diesem Frühjahre mit einem Collegen am Bette eines gleichfalls im Duell

verwundeten Offiziers zu X. zusammentraf. Als ich mich nach dem andern Duellanten erkundigte, meinte mein College lachend: »Ach, der hat mächtige Freunde und ist überdies über die Grenze. Wir haben nicht nöthig, ihn für todt gelten zu lassen, um ihn dem Gesetze zu entziehen, wie vor Jahren den Gegner des Grafen Osteringen.« Sie können sich denken, welchen Eindruck das auf mich machte. Durch weitere Nachforschung erfuhr ich, daß der junge Maler allerdings schwer verwundet, aber keineswegs getödtet worden. Wie mein Berichterstatter sich noch ziemlich deutlich erinnert, hatte er die Absicht, nach Schweden zu gehen; er soll dort glücklich verheirathet sein und vielleicht noch leben.

„Sofort setzte ich mich nun mit der alten Gräfin Osteringen in Verbindung, und sie machte mir den Vorschlag, ihren Sohn aufzusuchen. Da ich bald nachher einen Ruf nach Berlin erhielt, nahm ich den Fall sofort ernstlich in Angriff. Aus seiner allerdings an Wahnsinn grenzenden Schwermuth rüttelte ich den Grafen zunächst dadurch auf, daß ich ihn körperlich krank machte. So gewann ich Zeit, auf seinen Geist einzuwirken und ihn nach und nach über seinen Antheil an dem Geschick des jungen Malers zu beruhigen. Indeß irrte die Gräfin in der Annahme, daß hierin die Hauptursache seines Zustandes liege. Viel, viel mehr lastet der Gedanke an Gattin und Sohn auf seiner Seele. Er nennt sie nie; aber aus indirecten Reden muß ich entnehmen, daß er noch immer an ihre Schuld glaubt, trotzdem jedoch nach einer Kunde von

ihr verlangt und sich nach seinem Sohne sehnt. Dieser aber ist, wenn nicht alle Anzeigen trügen, jetzt unter seinem Dache.“

„Was sagen Sie? Ist's möglich! Wie, — Felix!“ so tönte es durcheinander, und wenn der Doctor beabsichtigte, die Ungeduld seiner Zuhörer auf's höchste zu spannen, so erreichte er seinen Zweck unbedingt, als er, erschöpft von seiner langen Rede, eine Pause machte und sich mit einer Prise stärkte, ehe er mit seinem Bericht fortfuhr.

„Der Knabe, welcher heute aus dem Bache gezogen wurde, hat nicht bloß eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem Grafen, sondern er trägt auch eine goldene Medaille, derjenigen völlig gleich, welche Frau von Osteringen ihrem Kinde in meiner Gegenwart umhing, als es an der Bräune erkrankt war. Das Alter wäre gleichfalls übereinstimmend. Sodann der Name Felix, Felix Werden. Frau von Osteringen war ein Fräulein von Werdenheim. — Was wissen Sie über die Mutter des Knaben, Herr Pfarrer?“

„Was sagt der Graf?“ fragte dieser entgegen.

„Nicht viel, aber sein ganzes Wesen ist so seltsam erregt, und sein Blick ruht mit einem Ausdruck so inniger Zärtlichkeit auf seinem Schützling, daß ich zu dem Glauben neige, er hegt dieselben Vermuthungen wie ich. Wer ist diese Frau Werden, bester Herr Pfarrer?“

Da ein Ausweichen nicht gut möglich, erzählte Pfarrer Neumann, was er ohne Indiscretion über die

Verhältnisse Leäna's sagen konnte, und seine Schwester fügte eine genaue Personalbeschreibung bei.

„Sie ist's! Sie ist's!" rief die Frau Försterin in höchster Erregung, und ihr Mann stimmte bei.

„Doch was ist durch diese Entdeckung gewonnen?" warf der Pfarrer ein.

„Der Ariadnefaden für mein Labyrinth," antwortete van Brook. „Helft mir nur zur Ausführung der Pläne, die ich vorläufig noch nicht habe; denn mein holländischer Verstand braucht Zeit. Gegenwärtig ist mir nur so viel klar, daß ich jene Frau Werden sehen und sprechen muß. Alles Uebrige wird sich finden."

„Das paßt ja ganz in meine Wünsche. Als du uns deinen Besuch anmeldetest, nahm ich mir sogleich vor, dich bei Frau Werden einzuführen. Ihr Gesundheitszustand scheint mir bedenklich, und ich hätte gern deine Ansicht darüber gehört."

*

Es war lange nach Mitternacht, als Doctor van Brook das Försterhaus verließ und nach dem Schloß zurückkehrte, wo der Graf ihn mit schlecht verhehlter Ungeduld empfing. Felix lag in heftigem Fieber und verlangte in seinen Phantasieen unausgesetzt nach der Mutter.

„Lege deine Hand auf meine Stirne, Mutter! . . . Ziehe mir das glühende Eisen heraus! . . . O, es brennt so sehr, so sehr! . . . Zürnst du mir noch, daß ich heftig war? . . . O, Mutter, Mutter, sei nicht so traurig! . . . Weinst du um den Vater? . . . Ich

schwöre dir, daß ich mich niemals duelliren werde; da hast du meine Hand darauf."

Van Brook, welcher den Kranken sorgfältig beobachtete, faßte des Knaben Rechte und prüfte seinen Puls. „Ein Gehirnfieber ist im Anzuge. . . . Der Knabe muß erhitzt gewesen sein, als er in den Bach fiel," bemerkte er nach längerer Pause.

Graf Osteringen schwieg, vergrub das Gesicht in den Händen und schien in dumpfes Brüten versunken.

Die Frau des Schloßwärters, welche Pflege und Nachtwache bei Felix übernommen hatte, sagte am andern Morgen zu ihrem Manne: „Der hübsche blonde Junge hat durch seinen Plumps in's Wasser unserm Herrn und auch uns einen großen Gefallen gethan. Der Herr Graf spricht wenigstens wieder; ich dachte schon, er hätte es ganz verlernt. Und wenn er mich auch einige Male ziemlich unsanft angelassen hat, weil ich die Thüre nicht leise genug schloß, so ist das mir doch lieber als sein unheimliches Schweigen."

7.

Gesenkten Hauptes schritt Pfarrer Neumann am Nachmittage des Tages, der auf die Ereignisse in der Padderau folgte, dem Häuschen der Frau Werden zu. Er fühlte, wie schwer seine Mission sei. Brachte er doch eine Schmerzenskunde für das Mutterherz, und

er wußte nicht, ob die Nachrichten über den Grafen Osteringen geeignet sein würden, Trost in das noch immer schwer verwundete Herz der seit Jahren von ihm getrennten Gattin zu träufeln.

Beim Eintritt in das trauliche Wohnzimmer erschrak Pfarrer Neumann über die Marmorblässe der Frau Werden, die ihm mit einem unsagbar angstvollen Blicke die Hand entgegenstreckte.

Einen Moment hielt der wohlwollende Greis die kleine zitternde Hand fest in der seinigen und sagte mit der innigsten Theilnahme in Ton und Blick: „Fühlen Sie sich stark genug, Schlimmes und Gutes zu hören?“

„O, Herr Pfarrer, mein Knabe ist gewiß schwer krank, und ich kann, ich darf nicht zu ihm eilen . . . Er wird sterben, ohne daß die Mutterhand ihm die Augen zudrückt!“

Heftiges Schluchzen erschütterte die zarte Gestalt, und zwischen den Fingern der feinen Hände quollen Thränen hervor.

„Hoffen wir zu Gott und bitten, daß unser Felix wieder gesund werde. Er ist in guten Händen. Van Brook, der Schwager meiner Schwester, ein äußerst geschickter Arzt, weicht nicht von seinem Lager, und die zärtlichste, sorgsamste Pflege umgibt den Kranken. Graf Osteringen . . .“

Der Pfarrer hielt inne; in dem großen, dunkeln Auge der Frau lag ein so hoffnungsloses Weh, daß das weiche Herz des greisen Pfarrers in Mitleid erbebte, und er sich beeilte, in das arme wunde Herz

dieser Frau, die er wie eine Tochter liebte und wie einen Engel verehrte, tröstenden Balsam zu träufeln.

„Graf Osteringen ist gegenwärtig geistig und körperlich fast ganz gesund. Doctor van Brook erzählte mir, daß seine Schwermuth sogar völlig geheilt werden könne, wenn seine Frau sich dieser Aufgabe unterziehen wollte. Der Graf pflegt unsern Felix, als wäre es sein eigener Sohn, über dessen Verlust er sich nicht trösten kann . . ."

Ein leises Stöhnen warnte den Pfarrer, fortzufahren. War das die Wirkung seiner vermeintlichen Freudenbotschaft? Und doch mußte die Krisis gewagt werden.

„Ein Hauptgrund der Schwermuth des Grafen ist gehoben. Er mußte glauben, einen Gegner im Duell getödtet zu haben. Das hat sich als Irrthum erwiesen."

„Ich wußte es," hauchte Frau Werden.

„Sie wußten es?"

„Ja, Herr Pfarrer. Diesen Theil meiner unglückseligen Geschichte kennen Sie nicht, weil er Geheimnisse Anderer einschließt, welche zu bewahren ich mich durch einen feierlichen Eid verpflichtet habe."

„Halten Sie also noch jetzt für unmöglich, daß die Gattin des Grafen Osteringen, die ihm am Altare Treue bis in den Tod gelobt, zurückkehre, jetzt, wo der Graf sie an sein Herz rufen möchte, wenn er wüßte, wo er sie aufsuchen sollte?"

Leontine schüttelte langsam und traurig den Kopf. „Graf Osteringen kann seinen Sohn wieder erhalten,

wenn dieser alt genug sein wird, zwischen Vater und Mutter zu wählen. Die Gattin ist ihm unwiederbringlich verloren; denn sie kann ohne schwere Sünde ihre Unschuld nicht beweisen."

„Wenn aber Graf Osteringen jetzt der einfachen Versicherung glaubt?"

„Haben Sie ein Recht ... einen triftigen Grund zu dieser Annahme?" fragte Leontine hastig, und über die bleichen Wangen verbreitete sich ein rosiger Hauch, während aus dem thränenfeuchten Auge ein Strahl der Hoffnung, wenn nicht der Freude brach.

„Es ist meine innerste Ueberzeugung," antwortete der Pfarrer ausweichend.

„Weil Sie die Sachlage nicht kennen," sagte Leontine mit sanfter Trauer. „Es gibt in dieser Angelegenheit nur einen Ausweg; diesen aber zu wünschen, wäre Sünde; denn nur der Tod zweier Personen könnte mich meines Eides entbinden. ... Und nun sagen Sie mir ohne Rückhalt, wie es meinem armen Knaben geht. Dr. Metzner konnte oder wollte mir nicht mehr mittheilen, als daß Felix in's Wasser gefallen sei, nachdem er die kleine Leonie von Haldenstein vor dem Sturz in dasselbe bewahrt hatte."

Der Pfarrer erzählte alles, was sich in der Padderau zugetragen, und verschwieg auch nicht, daß Felix in heftigem Gehirnfieber liege, wies jedoch noch ein Mal auf van Brook's große Geschicklichkeit und Pflichttreue hin.

„Er hat den Knaben schon ein Mal dem Tode entrissen. Aber wie anders war es damals, wo ich mein Kind selbst pflegen konnte."

„Sie sind also fest entschlossen, nicht nach der Hochburg zu gehen?"

„Ich kann, ich darf nicht; ich fühle mich nicht stark genug dazu, würde mich vielleicht versucht fühlen, mein Wort zu brechen. Ueberdies würden Andere mich erkennen, und es wäre mir unmöglich, mein verborgenes Leben fortzuführen."

„Eine Entdeckung Ihres Aufenthaltes steht ohnehin zu befürchten. Van Brook, der Sie durchaus besuchen will, wird allerdings schweigen; aber Frau von Haldenstein, die wahrscheinlich bis zum Frühjahr hier bleibt, kann Ihnen leicht begegnen, sei es nun auf dem Wege zur Kirche oder auf einem Spaziergange."

„Das erstere ist weniger zu fürchten, und meine Spaziergänge werden sich von nun an nicht über den Friedhof hinaus erstrecken. Uebrigens würde Julie wahrscheinlich vorziehen, mich nicht zu kennen," fügte Frau Werden mit einer gewissen Bitterkeit hinzu. „Unsere Wege hatten sich schon vor jener traurigen Katastrophe getrennt, und wenn die Bitte »Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben« mir je Schwierigkeiten gemacht hat, so war es um meiner Halbschwester willen. Doch lassen wir das! Werde ich über das Befinden meines Knaben Nachrichten bekommen?"

„Van Brook versprach, mir täglich zu schreiben. Schon morgen früh kann der erste Brief von der Hoch-

burg anlangen. Gott stärke und tröste Sie, meine Tochter, da menschlicher Trost Ihnen nicht zugänglich ist."

Leontine zog die Hand des greisen Priesters an die Lippen und fragte in fast schüchternem Tone: „Sie zürnen mir doch nicht? Halten mich nicht für stolz und starrsinnig?"

„Nein, nein! Ich glaube Ihrem Worte, daß Sie nicht können, nicht dürfen, will aber hoffen und beten, daß Gott alles gut mache. Halten Sie nur fest am Worte der h. Schrift: Er macht alles wohl!"

Frau Werden blickte dem treuen Freunde nach, bis er hinter den dunkeln Kastanienbäumen verschwand. „Was wäre ohne ihn aus mir geworden? O, dürfte ich ihm alles, alles sagen! Vielleicht . . . doch nein! Für mich gibt es keinen Frieden, als im Opfer."

Sie streckte die Hand nach einem Crucifix von Elfenbein aus, das über ihrem Arbeitstische hing, und mit einem inbrünstigen Kusse legte sie all' ihr Leid in die Wunden des Gekreuzigten.

*

Als Susanna nach einiger Zeit mit der Lampe hereintrat, fand sie ihre Herrin eingeschlummert. Wohl waren die bleichen Wangen feucht, und Thränen hingen an den langen, dunkeln Wimpern; aber in den edeln, schönen Zügen lag jener Ausdruck schmerzverklärten Friedens, der uns in guten Bildern der Mater dolorosa so mächtig rührt.

Die alte Dienerin fing an zu weinen; ihr Schluchzen weckte Frau Werden. „Ach, du bist's, Susanna! Weißt du, daß Felix bei ihm ist?"

„Ja, gnädige Frau, und ... sehen Sie, ich dachte, Sie sollten bei Beiden sein."

„Still, still, Susanna! Du weißt nicht, was du sprichst! Lege Wäsche für Felix zusammen, und, wenn du willst, darfst du nach der Hochburg gehen."

„Ob ich will! Aber wer würde Sie während meiner Abwesenheit pflegen?"

„Frau Kersten leiht mir wohl für einige Zeit ihr Mädchen. Christiane ist so ruhig, bescheiden und verständig, daß sie deine Stelle für kurze Zeit schon vertreten kann."

Susanna konnte lange zu keinem Entschlusse kommen. Die Liebe für Mutter und Sohn war gleich stark in ihrem alten, treuen Herzen. Kaum sechszehn Jahre alt, hatte sie sich als Kindermädchen auf die Thalburg vermiethet. Bald hing sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an den Zwillingen. Selbst nachdem dieselben aus ihrer Obhut in die einer Bonne resp. Gouvernante übergegangen waren, wachte sie doch mit eifersüchtiger Sorgfalt über sie. In Leo's letzter Krankheit pflegte sie den Knaben mit unermüdlicher Treue, und als er starb, concentrirte sich all' ihre Liebe auf Leontine, bis deren erstes und einziges Söhnchen Felix Antheil daran erhielt. Den manchfachen Beweisen ihrer uneigennützigen Anhänglichkeit verdankte es Susanna, daß sie allein von allen Dienerinnen des Hauses

auserkoren wurde, Leontine zu begleiten, als die Heimath ihres Gatten nicht mehr die ihrige sein durfte. Mehr noch als Susanna's erprobte Treue und Ergebenheit für ihre Herrin mochte ihre bei Dienstleuten seltene Verschwiegenheit und Discretion zu ihrer Wahl beigetragen haben.

„Würde es Ihnen einigen Trost gewähren, wenn ich auf die Hochburg ginge, gnädige Frau?"

„Ja, Susanna! Nicht wegen der Pflege . . . Er wird es daran nicht fehlen lassen ... Aber ich fürchte ..."

„Daß Felix länger zurückbehalten werden könnte, als nöthig? Das waren just auch meine Gedanken. Nun gehe ich ganz bestimmt. Das fehlte uns noch. Wann darf ich reisen?"

„Morgen schon, wenn der Herr Pfarrer es schicklich findet. Laß uns noch heute zusammenlegen, was Felix brauchen könnte. Schließe aber erst die Läden."

Susanna trat an's Fenster. Der Mond schimmerte friedlich durch die dunkeln Kronen der Kastanien, und die goldenen Zierrathen auf den Monumenten und Kreuzen warfen seltsame Reflexe auf die stillen Grabhügel.

„Jesus, Maria!" schrie die alte Dienerin auf, als sie eine dunkele Gestalt über den hell beglänzten Kiesweg huschen sah.

„Siehst du Gespenster, Susanna?"

„Ich weiß nicht, . . . aber . . . das Pförtchen ist geschlossen, und mir war, als schliche Jemand über den Weg."

„Es wird der Schatten eines Baumes gewesen sein, du thörichtes altes Kind.“

Susanna bekreuzte sich andächtig und flüsterte vor sich hin: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Es war nicht die geringste Probe ihrer Treue und Anhänglichkeit, daß sie im Todtengräberhäuschen aushielt, wo sie trotz des mehr als zehnjährigen Aufenthaltes nicht von Gespensterfurcht befreit worden war. Leise schloß sie den Laden des einen Fensters und trat dann an das andere zu gleichem Zwecke, prallte aber mit einem jähen Schrei zurück, als sie ein todtenbleiches Antlitz hinter den Scheiben erblickte.

Als Leontine sich nach der Ursache von Susannens Schrecken umsehen wollte, war alles verschwunden. Doch hörte man draußen ein deutliches Rascheln, als ob leichte Schritte durch das herbstliche Laub gingen. Aber es konnte auch der Nachtwind sein, der leise durch die Wipfel strich.

„Schließe in Gottes Namen die Läden; es war wohl nur eine Täuschung.“

Susanna gehorchte und schwieg. Als sie jedoch, an allen Gliedern zitternd, Wäsche und Kleider für Felix zusammenlegte, geschah es mit der festen Ueberzeugung, daß er schon gestorben sei, und sein Geist so eben Einlaß begehrt habe.

Frau Werden, wie wir Leontine von Osteringen noch weiterhin nennen wollen, brachte einen großen Theil dieser Nacht im Gebete zu, im Gebet um das Leben ihres Kindes und um Kraft, das Kreuz, das

der Herr ihr auferlegt, noch länger zu tragen, so lange, als Er nicht selbst das Siegel löste, welches ihre Lippen zum Schweigen verpflichtete. „O, wenn der Bruch eines Eides keine Sünde wäre! — Ob sie wohl wissen mögen, um welchen Preis ihr Glück erkauft ist? — Nein, so egoistisch ist Margot nicht, daß sie selbst jetzt noch auf der Haltung meines Versprechens bestehen würde! Aber wo, wo soll ich sie suchen? Ich kann nichts thun, die Lösung zu beschleunigen, und will nichts thun, was Gott nicht will. Er wird alles, alles wohl machen!"

8.

Während Leontine Werden sich demüthig unter die schwer lastende Hand Gottes beugte, und im Gebete Kraft und Trost für all' ihr Leid fand, bäumte sich das stolze, in Egoismus erstarrte Herz Juliens von Haldenstein in ohnmächtigem Grimme gegen den „fatalen Zufall", der sie um einen so lange erstrebten, um jeden Preis zu erringenden Besitz bringen konnte. Um jeden Preis! Es wäre ihr kein Mittel zu schlecht gewesen, wenn es ihr zu Gebote gestanden hätte, ohne sich selbst zu compromittiren. Aber war es denn gewiß? Sollte der hergelaufene Bürgerknabe wirklich der Erbe von Osteringen sein? Was war auf die Phantasieen eines Verrückten zu geben? Und wer weiß, ob Leo

recht gehört hatte! Was die kleine Lonny erzählte, konnte freilich nicht so ganz unbegründet sein. — „Der große, ernste Mann hat den Felix so oft geküßt, Mama, und dabei hat er geweint, o, so sehr! Und immer wieder hat er ihm in's Ohr gesagt »Mein Kind! Mein Felix!« O, Mama, nicht wahr, Felix gehört mir doch auch?“

„Laß mich in Ruhe mit deinem Felix! Du machst mich noch ganz nervös!“ lautete die ungnädige Antwort, und die Kleine ging traurig und eingeschüchtert zu Bett. Die Bonne mußte ihr versprechen, alle die Engel, die Lonny's Bett umständen, zum „lieben Felix“ zu schicken. „Zwei zu Häupten, zwei zu Füßen, zwei zur Rechten, zwei zur Linken,“ flüsterte sie noch im Traume.

Leo antwortete auf die Fragen seiner Mutter nur einsilbig. Er konnte ihr Verhalten bei der Darstellung der Begebenheit nicht begreifen. Daß Lonny beinahe ertrunken wäre, schien ihr gleichgültig; die Rettung des Kindes durch Felix ließ sie kalt; sie hatte kein Wort des Mitleids für seinen eigenen Unfall; aber für die Rolle, die Graf Osteringen dabei gespielt, interessirte sie sich gewaltig: kaum konnte sie ihre Aufregung bemeistern. Was hatte das alles zu bedeuten? Kränkte es sie, daß Onkel Arthur einem schlichten Bürgerkinde so viel Aufmerksamkeit bewies? Oder ärgerte sie sich, daß er nicht verrückt sei? Das sollte ihr doch lieb sein; wenigstens könnte man ihn öfter in seiner verzauberten Waldeinsamkeit besuchen.

„Wer ist eigentlich die Mutter dieses Knaben?" unterbrach Frau von Haldenstein die eingetretene Pause.

„Das weiß ich so recht nicht. Frau Werden lebt sehr zurückgezogen in dem Häuschen auf dem Friedhofe, welches man in Onkels Garten vom Pavillon aus sehen kann."

„Ist es eine anständige Person?"

„Eine anständige Person! . . . Mama, ich sah sie nur ein Mal auf einem Spaziergange; aber ich bin überzeugt, daß deine feinsten Cirkel in der Residenz keine anständigere Person aufzuweisen haben."

„Leo, du wirst insolent!"

„Aber ich versichere dir, Mama, eine Gräfin kann keinen anständigern Eindruck machen," erwiderte Leo lachend.

Im Stillen verglich er das feine Gesicht, die vornehme Gestalt und echt aristokratische Haltung seiner Mutter mit der edeln Erscheinung der Frau Werden und mußte sich sagen, daß die Frau Baronin weit hinter der schlichten Bürgersfrau stehe.

Waren ihre Befürchtungen doch begründet? Hatte Leäna wirklich hier ihren Aufenthalt genommen? Sie mußte Gewißheit haben. „Du kannst jetzt zum Onkel gehen, Leo. Mir ist so schwül; ich will noch einen Gang durch den Garten machen."

„So spät noch? Soll ich dich begleiten?"

„Nein, ich will allein sein."

Verwundert schaute Leo seiner Mutter zu, wie sie, statt ihrer Kammerfrau zu schellen, ohne deren Hülfe

sie selten auch nur den geringsten Theil ihrer Toilette wechselte, selbst nach der Garderobe ging, ihre dünnen seidenen Hausschuhe mit einem Paar fester Stiefeletten vertauschte, sich in einen dunkeln Regenmantel hüllte und zuletzt noch ein kleines Reise-Fernrohr zu sich steckte. Langsam ging sie dem Pavillon zu, der, auf einem künstlichen Hügel errichtet, die Mitte des Gartens krönte.

„Neigung zur Astronomie habe ich bei chère Maman doch noch nie entdeckt,“ dachte Leo. „Oder sollte sie mein Votum über den Anstand der Frau Werden prüfen wollen? . . . Wer weiß, ob Felix nicht stolzer auf seine Mutter sein kann als ich!“

Hätte Leo in das Herz seiner Mutter sehen können, als sie nach vergeblichem Forschen mit dem Fernrohr durch das neu angelegte Pförtchen zu den erleuchteten Fenstern der Frau Werden schlüpfte und in der noch immer schönen, bleichen Frau ihre Halbschwester Leäna erkannte, er würde sich entsetzt haben und wäre nicht so leichten Herzens zu Onkel Fritz gegangen, ihm eine Partie Schach vorzuschlagen.

„Heute nicht, mein Junge; ich reise morgen nach Stettin und habe bis dahin noch manches zu besorgen.“

„Bitte, Onkelchen, nimm mich mit; wir haben Ferien. Felix ist nicht da; es wäre zu langweilig ohne dich!“

„Wenn die Mutter dir's erlaubt, meinetwegen. Sollte mein Mündel vor dem alten runzeligen Gesichte des Vormundes sich fürchten, so kannst du sie beruhigen.“

„Mama's Erlaubniß bin ich gewiß. Wie lange bleiben wir denn?"

„Das ist noch unbestimmt; vier bis fünf Tage jedenfalls."

„Prächtig! Da suche ich meine Siebensachen gleich zusammen."

Auf dem Corridor begegnete Leo seiner Mutter. Das Licht der Hauslampe fiel auf ihre entsetzlich bleichen und entstellten Züge.

„Bist du krank, Mama?" fragte Leo besorgt, erhielt aber keine Antwort; sie hatte ihn gar nicht gehört und schritt mit fest zusammengepreßten Lippen und starrem Blick an ihm vorüber.

Unschlüssig blieb Leo stehen. - Sollte er folgen? sollte er Marianne oder die Kammerfrau rufen? Ehe er noch zu einem Entschlusse kommen konnte, ertönte der schrille Ton einer Glocke.

„Das ist Mama's Zug; sie wird zu Bett gehen wollen. Gewiß ist sie nicht wohl."

Da dies jedoch seit längerer Zeit nicht selten der Fall war, eilte Leo auf sein Zimmer und machte sich an die Vorbereitungen zur Reise.

Da hörte er unruhiges Hin- und Herlaufen im obern Stockwerk. „Rasch, rasch einen Arzt," tönte die sonore Stimme des Herrn von Rochow, als Leo seine Zimmerthüre öffnete.

„Wer weiß, ob der Pfarrer nicht nöthiger wäre," antwortete die alte Haushälterin.

Mit wenigen Sätzen flog Leo die Treppe hinauf in das Schlafcabinet der Mutter, wo ein trauriger Anblick seiner wartete. Leichenblaß lehnte Frau von Haldenstein in blutbefleckten Kissen; Blut färbte das weiße Nachtgewand, blutiger Schaum stand vor dem Munde.

Starr vor Schreck blieb Leo vor der Thüre stehen. Herr von Rochow, der ihm gefolgt war, nahm den Knaben sanft bei der Hand und führte ihn fort. „Jede Bewegung könnte deiner Mutter tödtlich werden. Geh' wieder auf dein Zimmer und bete.“

Und bete! — Leo hatte nicht beten gelernt. So lange er unter der Obhut der alten Bonne gestanden, die jetzt noch bei Lonny war, hatte er regelmäßig sein Morgen- und Abendgebet verrichten müssen und sich schon damals oft genug dagegen gesträubt. Seit er jedoch der Kinderstube entwachsen war, fragte Niemand mehr danach, ob er bete oder nicht. Herr von Haldenstein kümmerte sich gar nicht um die Erziehung seines Sohnes. Wozu hielt er ihm denn einen Hofmeister? Dieser aber war viel zu aufgeklärt, als daß er seinem Zögling den Kopf mit „dummem Aberglauben“ vollgepfropft hätte. So konnte der antichristliche Geist, der jetzt die meisten Gymnasien beherrscht, ungehindert in das Herz des heranwachsenden Knaben Einzug halten. Frau von Haldenstein wachte zwar mit Interesse über die wissenschaftlichen Fortschritte ihres Sohnes, seine religiöse Erziehung dagegen war ihr völlig gleichgültig. Hatte sie doch selbst so gut wie keine Religion.

Wenn sie in der Residenz an Sonn- und Feiertagen zum Gottesdienst ging, so war das eben nur ein Tribut, welchen sie dem „guten Ton“ zollte. Wo und wie hätte also Leo beten lernen sollen?

9.

Der große Hofraum eines vor den Thoren Stettin's gelegenen stattlichen Hauses bot das lebhafte Bild einer Auction. Der reichhaltige Nachlaß der Frau v. Echterholm wurde auf Anordnung des Administrators versteigert. Die Zahl der Kauflustigen war groß und die Angebote wurden ziemlich hoch getrieben. Von der breiten, epheuumrankten Freitreppe schaute ein etwa zehnjähriges Mädchen trüben Auges zu, wie ein Stück Möbel nach dem andern den Käufern zugeschlagen und forttransportirt wurde. Ein großer Newfoundländer von besonderer Schönheit stand ihr zur Seite und blickte fast verständnißinnig bald auf seine Nachbarin, bald auf die vielen fremden Leute; er schien nur einen Wink zu erwarten, um sich hinunter zu stürzen und das Eigenthum seiner Herrin zu vertheidigen. Aber die Kleine streichelte den zottigen Kopf des treuen Thieres und flüsterte: „Nur ruhig, Black, sonst kommst du auch unter den Hammer.“

„Schön ist's gerade nicht von deinem Vormund, daß er all' die hübschen Sachen verkaufen läßt; es

bleibt dir ja nicht ein Mal ein Andenken an die Verstorbene," ließ sich eine ältliche Dame vernehmen, die eben in die offene Thüre trat.

„Vergessen werde ich meine zweite Mama wohl nicht, auch wenn ich kein Andenken von ihr hätte; aber den Black möchte ich gern behalten, Frau Schirmer. Wird das gehen?"

„Ganz gewiß, Gretchen. Wenn Herr v. Rochow nicht zu rechter Zeit kommt, ihn für dich zu erstehen, thue ich's. So viel ist mir unser Goldkäferchen schon noch werth," antwortete Frau Schirmer und strich mit den welken Händen über die goldene Lockenfülle ihres Lieblings.

Margaretha v. Echterholm dankte ihr mit einem freundlichen Blick aus den großen blauen Augen, und der Sonnenschein eines Lächelns erhellte das blasse, ernste Gesichtchen. „Ob mein Vormund überhaupt kommen wird?"

„Das kann ich nicht sagen. Er schreibt nur, daß ein plötzlicher Krankheitsfall ihn hindere, den bestimmten Termin einzuhalten."

„Wenn er doch nicht käme! Ich fürchte mich vor ihm."

„Du kleine Einfalt! Warum denn?"

„Er wird mich nicht lieb haben ..."

„Dich nicht lieb haben! Aber, Goldkäferchen, bilde dir nicht solchen Unsinn ein. Habe du ihn nur zuerst lieb und mache nicht ein so trübseliges Gesichtchen, wie eben jetzt. Die Auction ist übrigens bald zu Ende.

Ich werde froh sein, wenn wir die Thore hinter den Leuten schließen können."

Margaretha beugte sich vor und hielt mit beiden Händchen die vorn überfallenden blonden Locken zurück, um besser sehen zu können. Richtig, da stand nur noch ein großer Schrank, welchen der Taxator eben dem Meistbietenden zuschlug. Indeß war er doch noch nicht am Ende; denn er sah in die Liste und sagte einige leise Worte zu einem der Packträger, die ihm zur Seite standen.

„O, Frau Schirmer, man sucht den Black," flüsterte Margaretha mit einem hoffnungslosen Blick auf den herbeieilenden Dienstmann.

„Laß nur gut sein; ich werde ihn schon erstehen, wenn er nicht gar zu hoch getrieben wird."

„Bitte um Entschuldigung, ich soll den Hund holen."

„Nehmen Sie ihn."

Das war leicht gesagt, aber schwer ausgeführt; denn Black sträubte sich gewaltig. Erst als Margaretha auf Bitten des Mannes ihrem geliebten Black das Geleit bis an die letzten Treppenstufen gab, folgte das Thier dem Zuge der Leine, an welcher es befestigt worden, sah sich jedoch unzählige Male um, ob seine kleine Herrin noch da sei.

„Ein schöner Newfoundländer! Zehn Thaler unter Brüdern werth!"

In rascher Folge hatten die Gebote bald die Höhe von zwanzig Thalern erreicht; denn es war wirklich ein prächtiges Thier.

„Nun kann ich nicht lange mehr mit, Goldkäferchen,“ flüsterte Frau Schirmer ihrem Pflegling zu und warf einen bitterbösen Blick auf einen alten Herrn, der erst vor kurzem in Begleitung eines Knaben eingetreten war und nicht müde wurde, sie zu überbieten. Ihrem Gebot von fünfundzwanzig Thalern ließ er sofort das von dreißig folgen.

„Bieten Sie nicht mehr, Frau Schirmer. Wer weiß, ob ich Black behalten dürfte!“ bat die Kleine. Langsam stieg sie die Treppe hinauf, ohne auch nur noch ein Mal nach Black sich umzusehen, der gesenkten Kopfes dastand, als wüßte er, welche Wendung in seinem Geschick eingetreten sei.

Der Hammerschlag und Ruf des Taxators verkündete den Sieg des alten Herrn.

„Lassen Sie den Hund einstweilen hier; ich habe im Hause Geschäfte,“ sagte er zu dem Dienstmann, welcher sich erbötig zeigte, Black an seinen Bestimmungsort zu schaffen. „Wohnt nicht Frau Justizrath Schirmer in diesem Hause?“

„Ja, mein Herr! Dort geht sie eben die Treppe hinauf,“ lautete die höfliche Antwort.

„Komm Leo, wir wollen uns bald orientiren!“ rief Herr von Rochow seinem Großneffen zu, der als passionirter Hundeliebhaber ihn veranlaßt hatte, Black zu erstehen.

Frau Schirmer erwiderte den höflichen Gruß des Fremden mit einer steifen Verbeugung. In ihren sonst so freundlichen grauen Augen lag noch ein Rest des

Verdrusses über die „Zudringlichkeit", durch welche ihre Absichten auf Black vereitelt worden waren. Als Herr von Rochow jedoch seinen Namen nannte und sich mit augenscheinlichem Interesse nach Margaretha von Echterholm erkundigte, änderte sie ihre Haltung sofort. „Wir hatten Sie nicht mehr erwartet, Herr von Rochow; sonst hätte ich die Auction um einige Stunden verzögern lassen in der Hoffnung, durch Sie einen Theil des Nachlasses vor dem Hammer zu bewahren."

„Das war auch meine Absicht; leider schwebte meine Nichte mehrere Tage in Todesgefahr, und erst gestern konnte ich sie allein lassen. Da indeß mein Mündel noch so jung ist, also noch recht lange für ihre Person keinen Gebrauch von den Möbeln machen kann, so ist das Unglück nicht gar groß. Sollte ihr Herz an irgend etwas besonders hängen, so wird es ja wohl durch Rückkauf zu erlangen sein."

Frau Schirmer freute sich im Stillen über die Leutseligkeit des alten Herrn, und der Gedanke, daß das Schicksal ihres Goldkäferchens von einem ihr völlig fremden Manne abhänge, beängstigte sie nicht mehr so sehr. Bald wurde sie vollständig beruhigt. Denn als Margaretha in's Zimmer trat, aber zögernd an der Thüre stehen blieb und nur die großen blauen Augen fragend auf die beiden Fremden richtete, ging Rochow auf sie zu, nahm die zarte Gestalt in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „So, jetzt bist du mein Töchterchen, und wir wollen einander recht lieb haben; willst du?"

Margot erwiederte die unerwartete Liebkosung mit schüchternem Erröthen, das ihrem blassen Gesichtchen einen ungemeinen Reiz verlieh, und sagte leise: „Ja, ich will.“

Rochow erzählte später, es sei ihm ganz wundersam um's Herz geworden, als das kleine Ding ihre Arme um seinen Hals gelegt und gefragt habe, wie sie ihn denn nennen solle.

„Wenn du mein Töchterchen bist, ergibt sich ja der Name von selbst.“

„O, dann habe ich schon den dritten Papa; sie waren alle beide so gut, und da . . .“

„Werde ich's auch sein. — So, das ist ein ganz logischer Schluß nach dem alten Sprüchwort: Aller guten Dinge sind drei. Doch was sagt mein Großneffe zu der Verwandtschaft? Komm, bezeige deiner neuen Tante den gebührenden Respect.“

Mit komischer Feierlichkeit verbeugte sich Leo vor Margot und küßte die kleine Hand, die sich ihm entgegen streckte.

Inzwischen hatte Black den Weg in's Zimmer gefunden und sich sofort neben Margot aufgepflanzt. Lachend bemerkte Frau Schirmer, daß sie es gewesen, die den Preis für Black so in die Höhe getrieben, daß sie nicht wenig Verdruß empfunden, Margot's Liebling in fremde Hände kommen zu sehen.

„Da gibt es ja schon ein Streitobject zwischen uns, meine gnädige Tante,“ meinte Leo; „denn Onkel Rochow

hatte mir den Hund zugedacht. Wir werden eifersüchtig auf einander werden."

„Black, was meinst du dazu?" fragte Margot, unter Thränen lächelnd.

Black gab eine ziemlich verständliche Antwort; denn er legte sich zu Margot's Füßen nieder.

„Lassen wir die Kinder sich mit einander bekannt machen, gnädige Frau. Ich möchte gern Einsicht in die Papiere nehmen, welche die Verstorbene bei Ihnen für mich hinterlegt hat. Denn ich kann mich nicht lange aufhalten und werde vielleicht je nach dem Inhalt meine Reisedispositionen treffen müssen."

*

Während Margaretha Black's Vorzüge in's hellste Licht zu stellen suchte, besonders hervorhebend, daß er ihr das Leben gerettet, als sie einst in die Oder gefallen, und Leo ihr versprach, er wolle das treue Thier sehr gut halten, wenn seine gnädige Tante ihrem gehorsamsten Neffen immer gewogen bleibe, machte Herr von Rochow Entdeckungen, welche ihm fast den Athem benahmen.

Da war zunächst ein Taufschein, dahin lautend, daß am 13. Juli 18..., am St. Margarethentage, die Tochter des Malers Angelo Martens und seiner Ehefrau Margaretha, geb. Freiin von Haldenstein, geboren und auf den Namen Margaretha von dem unterzeichneten Missionspriester in Stockholm getauft worden sei. In derselben Umhüllung lagen eine Bescheinigung über die Trauung des Malers Angelo Mar-

tens mit der Jungfrau Margaretha von Haldenstein, ausgestellt von einem Schiffsgeistlichen des „O'Connell", und die Todtenscheine dieser beiden Gatten, die innerhalb eines Monats in einem kleinen Städtchen Schwedens gestorben waren. Das Datum reichte nur drei Jahre zurück.

Rochow glaubte zu träumen. Immer und immer wieder las er diese Zeugnisse, welche eine ganze Familientragödie einschlossen; doch konnte er sich keinen Zusammenhang denken. Da lag auch noch ein mehrfach versiegeltes Schreiben an „Leäna, Gräfin von Osteringen" adressirt, und ein anderes, das seine eigene Adresse von der Handschrift der Frau von Echterholm trug. Tief aufathmend erbrach er es und las Folgendes.

„Mein theuerer Oheim!

„Ohne zu diesem Titel völlig berechtigt zu sein, bediene ich mich doch desselben, weil er mir mehr Muth und Vertrauen gibt, wenn ich an die Zukunft meiner kleinen Adoptivtochter denke, deren Schicksal ich in Ihre Hände lege. Wer dieselbe ist, sagen Ihnen die beifolgenden Documente. Ob Sie aber die daraus hervorgehenden Ansprüche für sie geltend machen sollen oder nicht, muß ich Ihrem Ermessen anheimstellen, da ich keine klare Einsicht in die gegenwärtigen Verhältnisse der Familie habe.

„Vor ungefähr elf Jahren brauchte ich Seebäder in P . . . Margaretha von Haldenstein, die in Begleitung einer entfernten Verwandten zu gleichem Zweck

dort war, schloß sich eng an mich an. Unsere Freundschaft wurde eine so innige, daß sie mir rückhaltloses Vertrauen schenkte. Bald wußte ich um all ihre Herzensgeheimnisse, deren Mittelpunkt Angelo Martens, ein junger Maler, war. Er hatte ihr bei einer Feuersbrunst das Leben gerettet und dafür ihr Herz gewonnen. Die Liebe der jungen Leute war jedoch hoffnungslos, insofern Margaretha überzeugt war, nie die Einwilligung ihrer Mutter zu einer Verbindung erlangen zu können, die so weit unter ihrem Stande war. »Sie würde mich lieber todt wissen, als mit Angelo verheirathet; ich will aber auch lieber sterben, als ohne ihn leben,« erklärte sie immer wieder.

„Unter solchen Umständen hatten die Bäder wenig Erfolg für meinen armen Liebling. Mein thörichtes Mitleid aber war so groß, daß ich in der Hoffnung, Frau von Osteringen werde sich leichter in ein fait accompli finden, den Liebenden den Vorschlag machte, sich heimlich trauen zu lassen. Gott verzeihe mir, wenn es unrecht gewesen! Zur Ehre Angelo's muß ich sagen, daß er lange zögerte, ehe er der Versuchung nachgab; aber die Leidenschaft siegte zuletzt doch. Der Zufall kam uns zu Hülfe. Frau von Schloßstedt, die Duenna Margot's, wurde von einem bösartigen Fieber befallen und wünschte selbst, daß Margot während der Dauer der Krankheit bei mir wohne. So hatten wir volle Freiheit, unsere Dispositionen zu treffen. Da mein Mann damals Schiffscapitain war, machten wir häufige Ausflüge zur See. Bei einer solchen Gelegen-

heit trafen wir im Hafen von B. mit dem Schiffsgeistlichen des „O'Connell“, einem Freunde Angelo's, zusammen. Wie dieser die Bedenken des fremden Mannes niedergeschlagen, weiß ich nicht; aber die Trauung fand statt. Ein Matrose und ich selbst waren Zeugen, denn meinen Mann in das Geheimniß einzuweihen, hatte ich nicht gewagt. Erst später, als es sich um Margot's Adoption handelte, theilte ich ihm alles mit und habe oft genug hören müssen, daß ich unklug gehandelt hätte.

„Einige Wochen später reiste Angelo zu den Verwandten seiner Frau, um zu sondiren, ob und wann das Geheimniß offenbart werden könnte. Margot hoffte, die junge Gräfin Osteringen werde die Vermittlerin machen. Aber Angelo verwickelte sich unglücklicher Weise in ein Duell — mit wem konnten wir nicht von ihm erfahren —, wurde schwer verwundet und flüchtete sich nach Schweden. Unter dem Vorwande einer unserer gewöhnlichen Seefahrten suchte ihn Margot auf und erfuhr von ihm, daß keine Hoffnung auf Versöhnung mit den Ihrigen sei, wenn sie ihren Schritt offenbare. In zu spät aufwallendem Edelmuthe wollte er auf den Besitz seines Weibes verzichten, damit sie in den Schooß ihrer Familie zurückkehren könne, und sich mit dem Bewußtsein begnügen, sie werde wenigstens keinem Andern angehören. Margot wollte von einer solchen Wendung der Dinge nichts wissen und weigerte sich sogar, mit mir nach P. . . zurückzukehren.

„In großer Sorge begab ich mich allein in den Hafen, kam aber zur Abfahrt unseres kleinen Dampfers zu spät, glücklicherweise, — denn auf der Rückfahrt gerieth derselbe in Brand und ging zu Grunde, ohne daß auch nur ein Menschenleben gerettet worden wäre. So glaubte man denn auch Margot unter den Ertrunkenen. Als uns die Nachricht von dem stattgefundenen Unglück zukam, faßte Margot den Entschluß, den über ihren Untergang obwaltenden Irrthum nicht aufzuklären und fortan für die Welt als todt zu gelten. Der Umstand, daß Frau von Schloßstedt ihrer Krankheit erlag und am selben Tage starb, als die Nachricht vom Brande des Neptun nach P . . . gelangte, machte eine Entdeckung unwahrscheinlich. Ich selbst kürzte meinen Aufenthalt daselbst ab und begleitete meinen Mann längere Zeit auf seinen Reisen, bis er sich vor ungefähr sechs Jahren hier niederließ. Von Zeit zu Zeit hatte ich Margot in ihrem idyllischen Heim besucht und war Pathe bei ihrem ersten und einzigen Kindchen geworden. Wenn mein Gewissen einer Beruhigung über meinen Antheil an ihrem Geschicke bedurfte, so wurde mir dieselbe durch den Anblick ihres Glückes.

„Angelo lebte vom Ertrage seiner Kunst und trug Weib und Kind auf Händen. Niemals nahm er eine materielle Unterstützung von uns an, Margot eben so wenig. Als aber vor drei Jahren Angelo am Gehirntyphus starb, den er sich durch eine heftige Erkältung und, wenn ich nicht irre, durch eine noch heftigere

Gemüthserschütterung zugezogen hatte, da rief mich Margot zu sich und legte mir in Vorahnung ihres nahen Todes die Sorge für ihr Töchterchen an's Herz, das mein Mann sofort adoptirte. Wenige Wochen darauf starb Margot, nach meiner Ansicht weniger am Typhus, den sie sich in der Pflege ihres Mannes geholt, als an gebrochenem Herzen. In ihren Fieberphantasien sprach sie sehr oft von und zu ihrer Schwägerin Leäna, meist in rührenden Bitten, ihr zu verzeihen; sie habe nicht gewußt, um welchen Preis ihr Glück erkauft worden sei. Auch hatte sie mir einen Brief an die junge Gräfin Osteringen übergeben. »Gott gebe, daß er nicht zu spät kommt; dann kann noch alles, alles gut werden,« sagte sie zu mir. Eine nähere Erklärung gab sie mir jedoch nicht.

„In den letzten Augenblicken ihres Lebens war sie bei klarem Bewußtsein. »Bitte sie um Verzeihung für mich und vergilt ihr, was sie um meinetwillen gelitten,« fügte sie den Segensworten, die sie über die kleine Margaretha sprach, hinzu. Wahrscheinlich meinte sie ihre Mutter. Nach dem Begräbniß nahmen wir Margaretha zu uns. Mein Mann war der Meinung, wir sollten keine Versuche machen, das verwaiste Kind der Familie ihrer Mutter zuzuführen; Margaretha werde doch immer nur eine schiefe Stellung einnehmen, dagegen als unsere Adoptivtochter und Erbin eine viel günstigere Situation haben. Ich gab ihm um so lieber Recht, als ich mein neues Töchterchen mit wahrhaft mütterlicher Liebe umfaßte; denn Gott hatte mir den

Segen eigener Kinder nicht gewährt. Aber ich hielt es doch für meine Pflicht, den schon bezeichneten Brief an Gräfin Osteringen zu befördern. Alle diesbezüglichen Versuche waren indeß erfolglos. Ich erfuhr, daß die Gatten schon seit langer Zeit getrennt lebten und der Aufenthalt der Gräfin unbekannt sei. Im Ganzen war ich fast froh darüber, weil mir Margot dadurch sicher blieb; indeß beunruhigte mich doch oft der Gedanke, daß dieser Brief nicht bloß auf Margaretha Bezug habe, sondern die Gräfin Osteringen persönlich anginge. Von Zeit zu Zeit stellte ich neue Nachforschungen an; doch immer umsonst.

„Als mein Mann starb, war Margaretha mein einziger Trost. Es ist ein liebes, süßes Kind, und wenn ich an meinen nahen Tod denke, krampft sich mein Herz in Furcht zusammen, diese zarte Menschenblüthe könne verkümmern durch Mangel an liebevoller Pflege. Aber Sie werden, Sie müssen das Kind lieb haben, mein theuerer, verehrter Oheim! In diesem Vertrauen übergebe ich Ihnen meine Perle, unser Goldkäferchen, wie mein Mann sein Töchterchen gern nannte. Wenn es Ihnen möglich und rathsam dünkt, Margaretha früher oder später ihrer Familie zuzuführen, so legen Sie den größten Theil der Schuld an Margot von Haldenstein's Schritt auf mich. Angesichts des Todes habe ich auch mein Verhalten dabei als Unrecht erkannt und dasselbe tief bereut. Verzeihen auch Sie mir, theuerer Oheim, meine Schuld und nehmen Sie den Dank einer Sterbenden für die

Liebe und Treue, womit Sie, dessen bin ich gewiß, mein Vermächtniß ausführen werden.

Hermine von Echterholm."

Die zeitige Dämmerung des kurzen Octobertages machte es Herrn von Rochow fast unmöglich, seine Lectüre fortzusetzen; aber er konnte nicht müde werden, in den wichtigen Documenten zu blättern. Die Justizräthin hatte sich schon mehrere Mal bemerklich machen wollen; aber es war ihr nicht gelungen. Des langen Wartens müde, sandte sie endlich die kleine Margot mit Licht in das Zimmer, wo Herr von Rochow ganz vergessen zu haben schien, wie spät es war.

„Ah, du bist's, Goldkäferchen!" rief Rochow ihr entgegen, und ein Lächeln erhellte seine ernsten Züge. Ja, es war ein süßes Geschöpfchen, die kleine Margot. Der Trauerflor in den goldenen Locken erhöhte die Zartheit ihrer weißen, reinen Gesichtsfarbe. Die großen blauen Augen blickten klar und offen und doch so tief und sinnig, als habe Margaretha trotz ihrer zehn Jahre den Ernst des Lebens schon kennen gelernt. O, der Tod verleiht noch größern Ernst als das Leben — Margot hatte am Sarge ihrer Lieben gestanden und dort die Weihe des Schmerzes empfangen, wo sie den reichen Schatz der reinsten Liebe, auf welchen jedes Menschenherz Anspruch hat, für diese Erde verlor. Doch nein, nicht ganz verlor.

Rochow fühlte eine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit für das auf seine Sorge angewiesene Kind, und er

gelobte in seinem Herzen, Margaretha als sein eigen zu betrachten und zu hüten. Fast unbewußt zog er die Kleine näher zu sich. Margaretha schmiegte sich liebkosend an ihn und blickte ihm schweigend aber so treuherzig in die Augen, daß er überzeugt war, das Kind habe ihn wirklich lieb. Das that seinem alten Herzen, das nur wenig Liebe im Leben erfahren, wohl, und er bedauerte lebhaft, daß er das Kind nicht bald zu sich nehmen und in seinem Hause erziehen lassen konnte. Aber jedenfalls war es besser, er blieb seinem ersten Entschlusse treu und übergab sein Mündel zur Erziehung den Benedictinerinnen zu Arnsheim, unter denen Mathilde von Wolderam als Vorsteherin waltete.

Frau Schirmer, die Margaretha gefolgt war, schien den Gedankengang des alten Herrn zu errathen; wenigstens fragte sie, was er über ihres Schützlings nächste Zukunft beschlossen habe.

„Vorläufig bleiben wir noch einige Tage hier und können so ganz bequem alles Nöthige besprechen."

„Darf ich Ihnen meine bescheidene Wohnung anbieten, Herr von Rochow? Margaretha tritt sehr gern ihr Zimmerchen an den jungen Herrn ab; Ihnen stehen die Zimmer meines seligen Mannes zur Verfügung."

Rochow nahm das Anerbieten dankbar an; denn er war entschiedener Feind des Gasthauslebens. Am meisten freute sich Leo über diese Entscheidung, weil er mit Black einige Tage in den gewohnten Räumen desselben bleiben und ihn so besser an sich fesseln konnte.

„O, er wird seinem neuen Herrn schon folgen; ich darf ihm das nur sagen,“ meinte Gretchen zuversichtlich. Es war gar nicht, als ob die Kleine ein Opfer brächte, indem sie ihren vielgeliebten Black bei jeder Gelegenheit an Leo wies und ihm unermüdlich begreiflich zu machen suchte, wem er jetzt zu eigen gehöre. Opferwilligkeit und Opferfreudigkeit schienen überhaupt in der Natur dieses reich begabten Kindes zu liegen. So machte sie denn auch ein ganz freundliches Gesichtchen, als sie erfuhr, daß sie ihre Erziehung in einem Kloster erhalten solle, obgleich ihr diese Idee gar nicht so freundlich erschien; denn sie konnte sich das Kloster nur als ein düsteres Gefängniß vorstellen.

Frau Schirmer indeß billigte den Plan vollständig. Mit ihrer Hülfe wurde die kleine Ausstattung für die künftige Pensionairin auf das prompteste besorgt, und nach Verlauf einer Woche war alles zur Abreise bereit. Rochow wollte Margaretha selbst nach Arnsheim bringen. Doch noch in der letzten Stunde mußte er seinen Plan ändern und Frau Schirmer mit diesem Auftrage betrauen; denn ihn und Leo rief ein Telegramm nach Eichenau: „Frau von Haldenstein hat einen zweiten Blutsturz gehabt und liegt im Sterben.“

10.

An die Hochfeier des Allerheiligenfestes schließt sich in manchen Gegenden außer den ernsten Ceremonien der Kirche für ihre im Herrn entschlafenen Kinder eine rührende Sitte des Volkes. Was der Herbst an Blumen noch bietet, wird zum Schmuck der Gräber verwendet, und wenn am Vorabend von Allerseelen die Dämmerung sich niedersenkt, da flammen auf den stillen Hügeln des Friedhofes unzählige Lichter, und manch' betrübtes Herz findet einen wehmüthigen Trost in dem friedlichen Glanze. Spricht er doch so anschaulich von dem ewigen Licht, in welchem die Seelen wandeln, deren sterbliche Hülle wir trauernd in der dunkeln Erde bergen.

Auch die Bewohner von Eichenau liebten ihre Todten, und der alte Kirchhof der Stadt war nie so lebhaft besucht als am Allerseelentage. Auch das einsamste und verlassenste Grab bekam seinen Antheil an Blüthenschmuck, Lichtglanz und geweihtem Wasser. Seit Leontine Werden das Todtengräber-Häuschen bewohnte, hatte sie sich dieser einsamen Gräber in eigener Person angenommen, und selbst Susanna durfte nur selten dabei behülflich sein. Vielleicht nannte man sie deshalb den „Kirchhof-Engel". In diesem Jahre fehlte es zwar auch nicht an Kränzen und Lichtern; aber Frau Kersten

hatte dafür gesorgt. Leontine weilte im Hause des Herrn von Rochow und schmückte die Leiche Juliens von Haldenstein, um deren Seele sie in heißem Flehen gerungen, als der Todesengel nicht von ihrem Lager weichen wollte.

Herr von Rochow hatte seine Reise nach Stettin verzögert, bis der Arzt erklärte, Frau von Haldenstein sei außer Todesgefahr, und sie bedürfe nur der größten Schonung und Ruhe, da dieses unvermuthete Zerspringen eines Blutgefäßes in den Lungen nur von einer heftigen Gemüthsaufregung herrühren könne.

Zur Verwunderung ihrer Kammerfrau war Julie nicht nur außergewöhnlich geduldig und sanft, sondern schien auch völlig gleichgültig für alle Aeußerlichkeiten geworden zu sein. Ganze Tage lag sie mit geschlossenen Augen in den Kissen, während der wechselnde Ausdruck ihres Gesichtes zeigte, daß ihre Seele lebhaft beschäftigt sei. Aber es schienen nicht freundliche Bilder zu sein, die an ihr vorüberzogen. Die Lippen preßten sich oft wie im Unmuth fest zusammen, und über den scharf gezeichneten Brauen lagerten düstere Wolken. Den Besuch des Pfarrers hatte sie „einstweilen" abgelehnt; sie werde ihn „später" rufen lassen. Beinahe wäre dieses „später" ein „zu spät" für die Ewigkeit geworden.

Es war in den letzten Tagen des October. Die Sonne stand so klar und rein am tiefblauen Himmel, daß man fast versucht war, vom Frühlinge zu träumen, wenn nicht der kalte Athem des Herbstes zu sehr an

seine Verwandtschaft mit dem Winter gemahnt hätte. Julie von Haldenstein befand sich zum ersten Male außer Bett und blätterte in den Briefen, welche während der neun Tage ihrer Krankheit für sie eingegangen waren. Viel häufiger aber schweifte ihr Auge hinüber zu den noch immer grünen Wipfeln des Kirchhofes, die ihr geheimnißvoll zu winken schienen. Ahnte sie, daß auch sie schon bald in einer solchen kühlen Gruft ruhen werde? Fröstelnd lehnte sie sich in die Sophakissen und nahm den letzten, noch uneröffneten Brief zur Hand. Er war von ihrem Gatten; der Ausdruck der Müdigkeit, die sich in Juliens Gesicht ausprägte, wich einem spöttischen Lächeln, als sie erkannte, wie Hubert sich offenbar Mühe gab, sein Bedauern, seine Theilnahme, ja seinen Schmerz über die Krankheit seiner Frau auszudrücken und ihr mit dem Anscheine voller Aufrichtigkeit zu versichern, daß er so gern zu ihr eilen möchte, wenn er könnte; aber .... die Augen der Baronin blitzten — aber er sei in schrecklicher Verlegenheit, da er bedeutende Summen im Spiel verloren habe.

„Der Elende!“ murmelte Julie, und die Röthe des Zornes stieg in ihr blasses Gesicht. Mit einem Zuge fast gehässiger Bitterkeit um die fest geschlossenen Lippen las sie weiter; aber sie kam nicht zu Ende. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Blicken; krampfhaft ballte sie den Brief zusammen und preßte die Hände auf das Herz, das immer stärker und stärker pochte, bis das stürmisch erregte Blut sich einen Ausweg bahnte.

Dieser zweite Blutsturz war gefährlicher als der erste, und der Arzt hatte wenig Hoffnung. Die Frage aber, ob Herr von Rochow und Leo zurückgerufen werden sollten, verneinte Julie; dagegen willigte sie ein, daß nach einem Geistlichen geschickt werde. Trotz den Anordnungen des Arztes, der gänzliches Stillschweigen von ihr verlangte, hatte sie eine lange Unterredung mit dem Pfarrer, und als er das Krankenzimmer verließ, glänzten Thränen in seinen Augen; aber es waren Thränen der Rührung über die grenzenlosen Erbarmungen Gottes.

Noch am selben Abend nahm Leontine an der Pflege der Baronin Theil. Für die alte Marianne hatte das nichts Auffälliges, da Frau Werden's thätige Nächstenliebe sich nicht selten im Dienste der Kranken äußerte.

„Leäna," flüsterte Julie, als sie sich mit ihrer Halbschwester allein sah, „kannst du, wirst du mir verzeihen?"

„Von ganzem Herzen, meine arme, liebe Schwester!" Mehr als die Worte sagte Julien der Ton der Liebe, daß diese Verzeihung eine volle, rückhaltlose sei.

„Aber weißt du auch alles? Weißt du, daß ich es war, die Argwohn, Mißtrauen gegen dich im Herzen Arthur's nährte, um euere Verbindung zu hindern? — daß ich ihm zu verstehen gab, du würdest nicht seine Person, sondern seinen Titel, sein Erbe heirathen, du seiest kalt, berechnend; daß ich ihm Aeußerungen von dir hinterbrachte, die darauf hinzuzielen schienen? Den-

noch warb er um dich. Du wiesest ihn das erste Mal zurück aus Mitleid mit mir, weil ich dir vorgeredet, meine Liebe für ihn sei so groß, daß ich ohne ihn nicht leben könne, während ich nur den Majoratsherrn im Auge hatte und dann ganz gern Hubert heirathete, als ich gewiß zu sein meinte, Arthur werde ehelos bleiben und so das ganze Erbe dem jüngern Sohne zufallen. Du weißt nicht, daß ich, als deine Verbindung mit Arthur doch zu Stande kam, in der Verblendung des Neides und der Eifersucht auf dein Glück dir Rache schwor. Lange hatte ich dazu keine Gelegenheit. Erst euere Rückkehr aus Italien bot mir neue Anknüpfungspunkte. Der Satan hatte mein Herz ganz in Besitz und . . . Nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht!" stöhnte das unglückliche Weib und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Rege dich nicht auf, Julie! Allerdings wußte ich nicht, was du mir eben sagtest; aber ich ahnte es."

„Nein, von meiner ganzen Schlechtigkeit hattest du in deiner Reinheit und Unschuld keine Ahnung. Ich muß dir aber alles sagen; es ist ein Theil der Sühne, die ich mir selbst auferlege. Sage mir jedoch erst, was bei deiner Trennung von Arthur den Ausschlag gegeben hat?"

Unsagbare Trauer, aber keine Spur von Bitterkeit, lag in der Antwort Leontinens: „Er hielt mich für untreu, und der Schein war gegen mich; denn er fand Angelo Martens zu meinen Füßen, und ich verweigerte ihm jede andere Erklärung, als daß ich unschuldig sei.

In maßlosem Zorn stieß er mich von sich, forderte Angelo zum Duell und verwundete ihn tödtlich, ward jedoch auch selbst schwer verwundet. Ich blieb bis zu seiner Genesung, und dann setzten wir uns dahin auseinander, daß ich getrennt von ihm leben, unsern Sohn bis zum zwanzigsten Jahre erziehen und ihm dann die Wahl zwischen Vater und Mutter lassen sollte."

„Aber, Leäna, du konntest dich doch rechtfertigen — nicht?"

„Ich war unschuldig und verlangte, daß Arthur das auf mein Wort glaube; mehr durfte ich zu meiner Rechtfertigung nicht thun. Ein Eid, der meine Zunge jetzt noch fesselt, zwang mich zum Schweigen. Daß Arthur in Folge der scheinbaren Beweise gegen mich an meine Schuld glaubte, verletzte mich, wie ich damals meinte, unheilbar, und der gekränkte Stolz hatte viel Antheil an meinem Schritte. Jetzt habe ich Arthur längst verziehen."

„O, Leäna, Arthur konnte nicht anders. Ich, ich habe das Gift des Argwohns, der Eifersucht unermüdlich in sein Herz geträufelt. Ohne an deine Liebe zu Angelo zu glauben, schien es mir doch, als ob dieser eine sträfliche Neigung für dich hege, und als seiest du gar zu nachsichtig dagegen. Ich beobachtete euch unausgesetzt, und jede vertrauliche Unterredung zwischen dir und Angelo, jeder Blick, jede Miene wurde zu meinen schändlichen Zwecken ausgebeutet. So hatte ich auch Kenntniß von jener Zusammenkunft, die einen so unglücklichen Ausgang nahm, und ohne mir des

Zieles, das ich hierbei befolgte, klar bewußt zu sein, veranlaßte ich Arthur, euch zu überraschen. Kannst du mir auch das verzeihen?"

Leontine bedeckte das Gesicht mit den Händen und rang nach Fassung; aber der Kampf währte nur einen Augenblick. „Möge Gott mir verzeihen, wie ich dir von Herzen vergebe!" sagte sie ruhig und fest.

„Gott wird dir vergelten; du wirst noch glücklich sein, und ich kann dir dies jetzt von Herzen wünschen. Als ich dich vor etwa vierzehn Tagen bei dem Häuschen da drüben sah und erkannte, war der alte Geist noch in mir. Voll Haß wünschte ich, dein Felix möchte sterben und dir das Herz darüber brechen. Ja, der Gedanke an Mord durchzuckte mich mehr als ein Mal. Da zeigte sich mir Gott als Rächer; ich fühlte mich dem Tode nahe. Aber noch wollte ich mich nicht beugen. Da kam dieser letzte Schlag. O, Leäna, wenn du unedeler Regungen fähig wärest, hättest du Ursache genug zum Triumphe. Ich werde sterben und meine Kinder werden in Dürftigkeit leben; denn ich habe mein mütterliches Erbtheil verschwendet, und Hubert hat, außer einer Anzahl anderer Verpflichtungen, eine Wechselschuld von zehntausend Ducaten abzutragen; wenn er dieselbe nicht binnen wenigen Wochen tilgt, kann ihn nur die Flucht vor dem Schuldgefängniß retten. Das war's, was mich von neuem an den Rand des Grabes brachte, — und ich danke Gott dafür, denn diese Schande wäre ärger als der Tod. Lies diesen Brief."

Leontine nahm das Schreiben Hubert's. Als sie es gelesen, sagte sie mit der ihr eigenen Ruhe und Einfachheit: „Zehntausend Ducaten sind allerdings keine Kleinigkeit; aber ich meine, sie müßten zu beschaffen sein; die Thalburg ist unbelastet . . ."

„Die Thalburg gehört deinem Vater und ist dein Erbe. Er hat mir meinen reich bemessenen Antheil daran schon bei meiner Hochzeit in Capitalien ausgezahlt."

„Die Thalburg soll deinen Kindern gehören. Mein Vater wird mir diesen Wunsch nicht abschlagen. Felix bedarf derselben nicht; selbst wenn er vorzieht, dem Majorat und jedem Anspruch an das Erbe seines Vaters zu entsagen, bleibt ihm noch Werdenheim . . ."

Mit weit geöffneten Augen blickte Julie auf Leontine, die mit einer Ruhe und Bestimmtheit, als ob es sich um selbstverständliche Dinge handelte, über Hunderttausende zu Gunsten der Kinder einer Frau verfügte, die einen großen Theil der Schuld an ihrem Unglück trug.

„Stehst du mit deinem Vater in Verbindung?"

„Ja und nein! Auch er weiß nicht, wo ich bin, erhält aber von Zeit zu Zeit Nachrichten von mir, die ich durch Pfarrer Neumann an einem weit entfernten Orte zur Post geben lasse. Auf diesem Wege werde ich auch diese Angelegenheit ordnen."

Julie schwieg; aber aus ihren Augen flossen Thränen, und ihre Finger schlossen sich fester um Leontinens Hand.

„Sprich jetzt kein Wort mehr, Julie. Es kann ja noch alles, alles gut werden."

„Mit mir ist schon alles gut,“ flüsterte die Kranke. „Die letzte Sorge ist von mir genommen. Nur eines noch: darf Rochow wissen, wer du bist?“

„Nein, Julie; es ist besser, ich bleibe ihm unbekannt. Warum sollte es sein?“

„Wegen Lonny. Ich möchte nicht, daß sie jetzt schon in ein Institut geschickt würde. Hubert wird nicht wissen, was mit ihr anfangen, und Rochow noch weniger.“

„Und ihre Großmutter?“

Julie schüttelte den Kopf. „Wir sind ihr entfremdet. Hubert hat sich zuletzt nur dann an sie gewendet, wenn er Geld brauchte. Ich habe jeden Verkehr mit ihr gemieden, um so mehr, als sie mir seit jener Katastrophe mit unverhohlener Abneigung begegnete. Ueberdies soll sie in so unglücklicher Gemüthsstimmung sein, daß Lonny dadurch nicht günstig beeinflußt werden dürfte.“

Nach einer kleinen Pause sagte Leontine: „Auch das wird gehen. Pfarrer Neumann kann die Angelegenheit in Ordnung bringen, indem er mich Rochow als Erzieherin für Lonny empfiehlt; alles Uebrige wird sich finden.“

Mit dem neu erlangten Herzensfrieden schien Frau von Haldenstein eine ganz Andere geworden, und Mariannens Prophezeiung, sie werde in ihrem Testamente sich das Leichenzeug bestimmen, ging nicht in Erfüllung. Julie dachte nur, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, an den Schmuck ihrer Seele. Nachdem sie dann dem Pfarrer Neumann noch einen Brief an den Grafen

Osteringen dictirt hatte, worin sie ein umfassendes Bekenntniß ihrer Intriguen gegen Leäna ablegte, sah sie dem Tode mit augenscheinlicher Seelenruhe entgegen und verlangte, daß der Arzt ihr die volle Wahrheit mittheile.

„Wenn kein Wunder geschieht, haben Sie nur noch wenige Tage zu leben.“

Darauf hin wurde an Herrn von Rochow telegraphirt. Als er mit Leo ankam, sprang ihnen die kleine Lonny mit den Worten entgegen: „Kommt doch, kommt! Die Mama ist so gut und lieb. Aber sie ist sehr krank; eine gute, schöne Dame pflegt sie, und wenn ich ganz still bin, darf ich an Mama's Bett sitzen. Jetzt eben hat mir Mama die Hand auf den Kopf gelegt, und ich habe Mama küssen dürfen. O, ich bin so froh, daß mich die Mama so lieb hat. Der Herr Pfarrer kommt jetzt oft zu uns, und immer bringt er mir etwas Schönes mit. Sieh' nur, heute habe ich dies schöne Bild bekommen!“ So plauderte das ahnungslose Kind, während seine Mutter in den letzten Zügen lag.

Tief erschüttert trat Leo an das Sterbebett und kniete nieder. Eben hatte der Priester die Sterbegebete vollendet. Die brechenden Augen ruhten auf ihm; die Lippen der Sterbenden bewegten sich wie im Gebete; aber sie brachten keinen Ton mehr hervor.

Da trat Leontine leise aus dem Schatten, in den sie sich zurückgezogen hatte, und legte Juliens Hände, welche keine Kraft hatten, sich zu erheben, sanft auf das Haupt des Knaben. Der letzte Blick Juliens, ein

Blick dankbarer Liebe und tiefer Reue, galt ihrer Halbschwester Leontine, deren Hände ihr die Augen zudrückten, als sie die mit Gott versöhnte Seele ausgehaucht hatte.

Das Begräbniß der Frau von Haldenstein fand unter großer Theilnahme der Bevölkerung Eichenau's statt. Leontinens Gesundheit, ohnehin schwankend, war theils durch die Aufregung der jüngsten Zeit, theils durch die Pflege und die Nachtwachen so angegriffen, daß sie das Zimmer hüten mußte und nur vom Fenster aus dem Leichenbegängniß beiwohnen konnte. So entging sie der Gefahr, von Baron Haldenstein, welcher es doch für angezeigt gefunden hatte, der Bestattung beizuwohnen, gesehen und erkannt zu werden. Frau Werden einen Besuch abzustatten, um ihr für die seiner Frau geleistete Pflege zu danken, lehnte derselbe wegen Mangel an Zeit ab. Aber Leo besuchte die Mutter seines Freundes, um ihr Grüße für denselben aufzutragen, ehe er mit seinem Vater Eichenau verließ, um nach dem Wunsche desselben in eine Militairschule einzutreten. „Da ist er am besten aufgehoben, und ich bin der Verantwortlichkeit ledig," das war das Hauptmotiv des Barons bei dieser Entscheidung. Uebrigens stimmte dieselbe mit den Wünschen des Knaben überein, der nach Vollendung seiner Gymnasialstudien doch in die Armee eintreten wollte.

„Leonie behalten Sie wohl noch hier, Herr von Rochow? Ihre dumme Bonne hat mir zwar gekündigt; aber solch eine Person ist ja leicht zu ersetzen, und

das Kind wird Ihnen nicht viel zu schaffen machen. Ich bin in der That jetzt nicht in der Lage, mich um sie zu kümmern. Später werden wir ja sehen."

Rochow schüttelte zwar den Kopf bei diesem Vorschlage Haldenstein's und meinte, es sei zu sonderbar, daß er, der weder Frau noch Kinder habe, auf ein Mal solche Verpflichtungen auf sich nehmen solle. Zuletzt aber verstand er sich doch dazu um so leichter, als Pfarrer Neumann ihm den Vorschlag machte, das Kind der Frau Werden, einer sehr gebildeten Dame, zur einstweiligen Obhut zu übergeben.

„Ah, die Mutter des braven Jungen, des Felix! Die Frau hat mir allerdings den Eindruck einer sehr gebildeten Dame gemacht. Darum aber bin ich zweifelhaft, ob sie sich zur Gouvernante hergeben wird. Ich kann ihr in meinem Hause auch gar zu wenig Annehmlichkeiten bieten."

„So war's wohl nicht gemeint!" erwiderte der Pfarrer lächelnd. „Frau Werden würde sich allerdings kaum dazu verstehen, ihr trautes Heim am Friedhofe mit Ihrer Villa zu vertauschen; da die beiden Wohnungen aber so nahe liegen, dürfte sich die Sache leicht so arrangiren lassen, daß Lonny entweder ganz oder doch den Tag über bei Frau Werden sich aufhält."

„Mir ist alles recht, was Sie für gut finden, bester Pfarrer. Ich gebe Ihnen unbeschränkte Vollmacht, die Angelegenheit abzumachen."

Und sie wurde zur völligen Zufriedenheit aller Theile abgemacht. Lonny schloß sich mit der innigsten

Zärtlichkeit an ihre „neue Mama“ an, und Leontine gewann das gute, warmherzige Kind mit jedem Tage lieber. So ward ihr die durch die Abwesenheit ihres Sohnes entstandene Lücke weniger fühlbar, und als die Nachricht von Haldenstein kam, Felix gehe zwar der Genesung entgegen, doch sei an eine Aenderung seines Aufenthaltes vor Monaten nicht zu denken, da fand sie sich leichter in das Unabänderliche.

Van Brook hatte seinen Plan, nach Eichenau zu kommen, nicht ausführen können. Er war auf Haldenstein länger zurückgehalten worden, als in seiner Berechnung lag. Ueberdies hatte ihm Pfarrer Neumann die Andeutung gemacht, daß einem Ausgleich zwischen beiden Gatten vorläufig noch unüberwindliche Hindernisse entgegenständen. Der brave Doctor, der sich berufen glaubte, in dieser Angelegenheit ein wenig Vorsehung zu spielen, beschloß, seine nächste freie Zeit zu einer Reise nach Schweden zu benutzen, um Angelo Martens aufzuspüren.

So war denn die Lösung der Geheimnisse, welche Leontinens Leben verdüsterten, näher als je gewesen, nun aber wieder in ganz unbestimmte Ferne hinausgerückt.

II.

Ueber dem Friedhofe von Eichenau lag das große Leichentuch des Winters, und durch die kahlen Aeste der Kastanien heulte der Sturm seine schauerlichen Todtenhymnen; aber im kleinen Häuschen war es so warm und licht und friedlich still, daß man sich wirklich nicht wundern konnte, wenn das traute Wohnzimmer Herrn von Rochow länger festhielt, als seine Marianne für gut fand. Auch heute hatte sie wohl schon ein Dutzend Mal nach ihrem Herrn gespäht, und das Gesicht, mit welchem sie ihn in der zehnten Abendstunde empfing, sah ganz nach einer Gardinenpredigt aus.

„Wenn Ihnen die allabendlichen Gänge durch den Schnee nur nicht einen tüchtigen Rheumatismus eintragen! Der gnädige Herr pochen auch gar zu sehr darauf, ein rüstiger Fünfziger zu sein."

„Du bist seit einiger Zeit sehr beflissen, mich an mein Alter zu erinnern," erwiderte Rochow mit einem Anfluge von Verdruß. „Uebrigens bin ich noch gar nicht fünfzig, sondern erst neunundvierzig Jahre alt!" Sprach's, nahm die bereit stehende Lampe und ging in sein Studirzimmer, ohne der alten Haushälterin auch nur „Gute Nacht" zu sagen.

„Na, wenn ich nicht merkte, daß mein Herr auf Freiersfüßen geht, müßte ich dümmer sein, als ich

aussehe," murmelte die Alte, während sie mit ganz energisch in die Seiten gestemmten Armen in die verlöschende Gluth des Herdes sah. „Hab' mir's aber gedacht, als die Kastanien im October noch ein Mal blühten, daß heuer Außergewöhnliches passiren würde. Alter schützt vor Thorheit nicht; aber . . . zum Heirathen gehören zwei, und ob Frau Werden »Ja« sagt, scheint mir doch zweifelhaft, trotz seines »von« und seiner Tausende. Und wenn auch: dies Mal gehören sogar drei zum Heirathen; denn ich beabsichtige ganz und gar nicht, eine müßige Zuschauerin abzugeben. Er kann nicht ohne mich sein. — Wie wäre eine Frau, die ihn noch gar nicht kennt, im Stande, mit seinen tausenderlei Eigenheiten fertig zu werden, wie ich! Will er aber partout heirathen, so setze ich ihm den Stuhl vor die Thüre. Da wird er sich aber doch zwei Mal bedenken. Das wäre mir schön! Bin froh, daß mein Revier wieder rein ist. Freilich, diese Frau Werden wird von den Leuten fast vergöttert; sie nennen sie nur »den guten Engel«! Ja, gut und sanft und noch dazu schön! Als sie hier war und die verstorbene Baronin pflegte, bin ich ihr sogar sehr gut geworden. Aber das war ein ganz ander Ding. Da hat sie mich doch respectirt: »Frau Ilgner, wollen Sie die Güte haben! . . . Frau Ilgner dürfte ich bitten?« Das würde aber nicht so sein, wenn sie erst Herrin des Hauses wäre! Nein, nein und nochmals nein!" Mariannens Selbstgespräch wurde noch ausdrucksvoller durch entsprechende Fechtübungen mit ihren kräftigen

Armen. Die steifen Bänder ihrer tadellos weißen Haube wackelten hin und her, als hätte der draußen wehende Decembersturm auch in die wohnliche Küchenstube Eingang gefunden.

Wäre Herr von Rochow Zeuge dieses tragischen Monologs gewesen, so würde er wohl zu einem genügenden Begriffe der activen und passiven Widerstandsfähigkeit seines Factotums gelangt und in heilsamem Schrecken von allen Heirathsgedanken abgekommen sein. So aber legte er sich höchst ahnungslos zur Ruhe, nachdem er noch einen langen, sehr langen Blick auf den mondbeglänzten Friedhof geworfen, und dabei sicher nicht der dort im letzten Schlummer Ruhenden gedacht, sondern sich noch ein Mal das traute Bild süßen Familienglückes vergegenwärtigt hatte, das wie eine Vision vor seiner Seele aufgestiegen war, als er heute mit dem Pfarrer bei Frau Werden den Thee einnahm, eine Partie Schach spielte, und so ganz nebenbei das mütterliche Walten von Lonny's Erzieherin beobachtete, die allerlei Weihnachtsgeschenke für ihre Pflegetochter bereit machte. Denn der Christabend war vor der Thüre.

Nun sind aber solche Visionen für einen unverheiratheten Mann, der aus seinem auf das eigene Ich beschränkten Junggesellenleben herausgerissen worden, sehr gefährlich, und so war es denn wiederum kein Wunder, daß Herr von Rochow einen unruhigen Schlaf und sehr bedeutungsvolle Träume hatte. Unter anderm war es ihm, als feierte er drüben im kleinen Nach-

barhäuschen Weihnachten; aber die Christbescheerung fand auf dem Friedhofe selbst statt: die riesigen Kastanien waren lauter Christbäume und flammten in unzähligen Lichtern; die Geschenke lagen auf den Gräbern, und Lonny hüpfte fröhlich von einem zum andern. Inmitten aber stand die schöne, bleiche Frau im Trauergewande und sah ihn so freundlich an, daß er Muth faßte, ihr den bereit gehaltenen goldenen Reif anzubieten. Sie nahm ihn aber nicht, sondern wich wie ein Schatten zurück und schwebte über die Gräber. Er wollte ihr nach; da stand er an einer offenen Gruft, aus der ein Gespenst drohend emporstieg. Er wandte sich ab; da faßte es ihn an; der ganze Friedhof stand plötzlich in Flammen und prasselnd schlug die Lohe aus Frau Werden's Häuschen empor! „Hülfe! Feuer!“ schrie Rochow laut auf und — erwachte. Marianne stand mit der Lampe vor ihm, ihn zur gewohnten Stunde zu wecken.

„Nun träumt er gar schon von Feuer! Das bedeutet Hochzeit oder doch große Freude. Ich möchte nur wissen, ob er mir gar nichts sagen wird, ehe er seinen Antrag macht. . . . Eine schöne Weihnachtsbescheerung!“

War es um dieser Gedanken willen, daß Marianne ihrem Herrn die Pantoffel verkehrt hinstellte, daß sie den Schlafrock nicht über den richtigen Stuhl legte und die reine Wäsche ganz vergaß? Aber Rochow war merkwürdig geduldig, und rügte es sogar nicht ein Mal, daß der Spiritus seiner Kaffeemaschine, auf

welcher er sich jeden Tag den Morgentrank selber braute, heute für dies Geschäft nicht zureichte. Uebrigens hatte er es merkwürdig eilig mit allem, und schien die während des Tages noch häufig sich wiederholenden Unzuträglichkeiten in seiner Hausordnung nicht zu bemerken.

Nachmittags schlenderte er mit Lonny auf dem Christmarkte umher und kaufte, wonach nur immer des Kindes Wünsche zu stehen schienen, und ein Päckchen nach dem andern wanderte in das kleine Haus an der Friedhofmauer, wo Leontine den Christbaum für ihr Pflegetöchterchen schmückte.

Die stürmische Freude der Kleinen, ihr jubelndes Entzücken, die Zärtlichkeit, in der Lonny sich an ihr „Mütterchen" schmiegte, ließen bei Leontinen die schmerzliche Sehnsucht nach ihrem Sohne nicht zur Geltung kommen. Und als Herr von Rochow ihr in warmen Worten für die dem verwaisten Kinde erwiesene Liebe dankte und sie bat, ihr auch ferner Mutter im vollsten Sinne des Wortes zu sein, füllten sich ihre schönen Augen mit Thränen der Rührung. Rochow hielt dies für den geeignetsten Moment, seine Weihnachtswünsche und Gaben für die edele, liebenswürdige Frau anzubringen. Mit den Worten: „Muß doch sehen, ob der Herr Pfarrer und seine Schwester mit ihrer Bescheerung noch nicht fertig sind, um auch Lonny's Christfreuden zu theilen," ging er hinaus, begab sich aber nicht in die Pfarrwohnung, sondern in das auf der entgegengesetzten Seite des Flures gelegene Zimmer, wo Frau Kersten

in einem wahren Walde exotischer Gewächse seiner harrte. Rochow hatte seine Orangerie der schönsten Blumen und Blattpflanzen beraubt, zum nicht geringen Verdrusse des Gärtners und der Haushälterin.

„Bester Herr von Rochow," sagte Frau Kersten, „es ist mir schwer geworden, nicht zu plaudern. Da indeß meine Zunge diese Probe glücklich bestanden hat, bitte ich mir ein Ehrendiplom auf weibliche Verschwiegenheit aus."

Rochow erwiderte lächelnd: „Wo ist denn unser lebendiges Christkind?"

„Vorläufig noch in höhern Regionen, aber in sehr irdischer Beschäftigung, nämlich bei einer Tasse heißen Thee's, welche Susanna als unumgänglich nothwendig erklärte."

„Wie sieht er denn aus?"

„O, ganz prächtig; er kommt mir ordentlich größer und stärker vor. An Pflege kann es ihm nicht gefehlt haben."

„Wunderbar genug in Anbetracht des verwünschten Nestes und seines verrückten Herrn. Ueber die Wirkung dieser Ueberraschung sind wir wohl außer Zweifel. Aber sagen Sie mir, liebste Frau Kersten, wird sich unsere gute Freundin auch über diese Blumen freuen?"

„Gewiß; wir müssen nur Sorge tragen, daß sie dieselben eher sieht, als ihr eigenes Pflänzchen," meinte Frau Kersten lachend. „Sehen Sie, hier ist ein sicheres Versteck."

Auf ein leises Klopfen an der Verbindungsthüre, die zur Küchenstube führte, öffnete Frau Kersten und ließ Susanna und Felix ein, welche sich schon seit gestern auf dem Pfarrhofe aufgehalten hatten.

„Ueber Weihnachten wäre ich mit meinem jungen Herrn um keinen Preis auf der Hochburg geblieben,“ erklärte Susanna dem bei ihrer Ankunft höchlichst erstaunten Pfarrer. „Urtheilen Sie selbst, ob Felix nicht schon längst stark genug zum Reisen war. Man sieht ihm keine Krankheit an. Der Herr Graf verschob die Abreise von einem Tage zum andern, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande. Zuletzt sind wir durchgebrannt. . . . Ja, ja, Herr Pfarrer, so war's, wenigstens beinahe. Als ich sah, daß es dort gar kein Ende nahm, gebrauchte ich Felix gegenüber eine List. Ich that, als handelte ich im Einverständniß mit dem Grafen, bestellte einen Schlitten, verpackte meinen jungen Herrn in einen Pelz, und so kutschirten wir in aller Gemüthlichkeit fort, während der Graf noch schlief. An die Sonderbarkeiten des Grafen gewöhnt, fiel es Felix gar nicht auf, daß er nicht Abschied von ihm nahm. Wir mußten aber doch eher vermißt worden sein, als ich berechnet hatte; denn kaum waren wir auf der Bahnstation angekommen, als der Graf zu Pferde uns schon eingeholt hatte. Mich würdigte er keines Blickes. Dem unschuldigen Felix, der vor Erstaunen nicht zu Worte kommen konnte, machte er Vorwürfe, umarmte ihn jedoch und händigte ihm ein Päckchen ein, das er seiner Mutter zu Weihnachten

schenken könne. So ging das Abenteuer ziemlich glücklich von Statten. Der Graf löste uns Billete und befahl mir, von der letzten Station bis Eichenau Extrapost zu nehmen, was ich aber hübsch bleiben ließ; sonst wäre uns ja die Ueberraschung für den Weihnachtsabend mißlungen."

So herzlich auch des Pfarrers Freude war, seinen Liebling wieder zu sehen, so leid that es ihm um den Grafen. „Er scheint auf den Knaben alle Liebe seines leidenschaftlichen Herzens zu concentriren," sagte er sich, als Felix ihm einige Episoden aus seinem Krankheitsleben mittheilte. „Mit welchen Empfindungen mag aber Felix an den Grafen denken? Ob nicht die Stimme der Natur sich in ihm regt?"

Als habe der Knabe diese nur gedachte Frage verstanden, fügte er einem seiner Berichte bei: „Ich fühlte mich manchmal versucht, dem guten Grafen um den Hals zu fallen, so dankbar war ich ihm für seine Güte. Ich weiß auch, warum er so gut gegen mich war. Er hat Frau und Kind früh verloren; sein Sohn wäre jetzt wohl in gleichem Alter mit mir. Ist das nicht sonderbar? Er fragte mich auch viel nach meinen Eltern. Als ich ihm erzählte, mein Vater sei schon an elf Jahre todt, meine arme Mutter aber trage noch immer Trauerkleider um ihm, da traten ihm die Thränen in die Augen. Ich merkte es wohl, obgleich er sich rasch abwandte und bald das Zimmer verließ. Ja, er war sehr gut, und ich habe ihn lieb, wenn ich mich auch oft vor ihm fürchtete. Meine Herzens-

mutter aber ist doch besser; so lieb wie sie habe ich Niemand auf Erden. Die vierundzwanzig Stunden bis zum Wiedersehen werden mir sehr lang vorkommen, Onkel Pfarrer."

„Das ist kein Compliment für mich, mein lieber Felix; indeß wollen wir die Zeit mit einander schon hinbringen. Du wirst viel nachzuholen haben in deinen Studien. Mache dir einen Plan, wie du das Versäumte am besten einbringen kannst."

„Das ist wahr! Am besten fange ich jetzt gleich an."

So war der Knabe beschäftigt, bis er im Dunkel des Christabends mit Susanna und Frau Kersten auf Umwegen in das mütterliche Haus schlich. Hinter einer riesigen Canna indica versteckt, wartete er klopfenden Herzens auf den Eintritt der Mutter.

Nachdem auch der Pfarrer erschienen war und sich überzeugt hatte, daß alles in Bereitschaft sei, führte er Frau Werden in das mit bunten Lampen magisch erleuchtete Blumen-Zimmer.

Rochow fühlte sich ganz zufrieden mit der Art, wie sein Geschenk aufgenommen wurde. Blick und Lächeln Leontinens bezeugten eine mehr als gewöhnliche Freude.

„Das ist ja wie ein Märchen aus dem Orient, und die freundlichen Genien dürfte ich wohl kennen. Womit aber habe ich solche Wundergaben verdient? Und was kann ich Ihnen dafür bieten, als meinen Dank!"

Mit diesen Worten wandte sich Leontine mit anmuthiger Einfachheit an Herrn von Rochow und bot ihm die Hand.

„Merken Sie denn nicht, gnädige Frau, daß dies nur Egoismus, purer Egoismus von mir ist? Wenn Sie den Blumen ihre Sorgfalt schenken, werden dieselben viel besser gedeihen. . . .“

„Aber diese Fülle übersteigt meine Kräfte.“

„Nicht doch, liebe Freundin,“ mischte Frau Kersten sich ein. „Susanna muß jetzt bald zurückkehren. . . .“

Ueber Leontinens eben so heiteres Antlitz flog ein Schatten; mit leisem Seufzer erwiderte sie: „Der letzten Nachricht zufolge steht dies noch gar nicht in so naher Aussicht.“

„Unverhofft kommt oft,“ meinte Rochow, dem der Uebergang von der Pflege der Blumen zur Pflege der Menschenblüthen, wodurch er Leontine auf die Ueberraschung vorzubereiten dachte, nun nicht mehr passen wollte.

Pfarrer Neumann kam ihm zu Hülfe. „Susanna ist schon da; sie wollte Weihnachten durchaus in Eichenau verleben.“

„Und mein Sohn, mein Felix . . . .“

„Ist auch da, Herzensmütterchen.“ Der grüne Blumenwald wurde lebendig, und Felix flog in die Arme der Mutter.

„Mein Kind! mein Kind! . . . Gott sei Dank, daß ich dich wieder habe!“ Sie strich leise über die blonden Locken, die noch nicht wieder so voll und glänzend waren, wie vorher, und sah lange in die blauen, leuchtenden Augen, aus denen ihr die innigste Liebe entgegenstrahlte. Dann küßte sie die reine Stirne

des Knaben, aber so sanft und leidenschaftslos, daß man nicht ahnen konnte, wie stürmisch ihr Herz pochte bei dem Gedanken, die Lippen des noch immer heißgeliebten Gatten hätten vielleicht auf derselben Stelle geruht.

„Jeder Zoll eine Dame," murmelte Rochow; „ich möchte darauf schwören, daß blaues Blut in ihren Adern fließt. Was für ein Geschrei würde eine gewöhnliche Frau angestimmt haben!"

Leise zogen sich die Zeugen dieses Wiedersehens zurück. Auch Susanna, deren Schürzenzipfel in starker Bewegung war, ging, in der Hoffnung, die theuere Herrin werde die erste flüchtige Begrüßung bald ergänzen.

Im Wohnzimmer saß Leonie und blätterte seelenvergnügt in einem Orbis pictus. Als Onkel Rochow, der vergebens seine Rührung zu bemeistern suchte, sich zu ihr niederbeugte, um wenigstens seine feuchten Augen zu verbergen, merkte das Kind erst, daß Mütterchen noch nicht wieder da sei. Ehe noch Jemand es verhindern konnte, war sie hinaus und in das Blumenzimmer geschlüpft, wo sie, von dem bunten Lichtschimmer geblendet, erst nichts sehen konnte und nur halb weinerlich, halb ungeduldig rief: „Mütterchen, wo bist du denn?"

„Hier mein Kind! Komm begrüße deinen Bruder."

„Felix, o Felix; mein guter, goldener Felix!" Mit stürmischer Zärtlichkeit umfaßte Leonie den Knaben. Eben so plötzlich aber ließ sie ihn los, drückte ihre glühende Wange an die Leontinens und fragte mit unsäg-

licher Angst in Ton und Blick: „Aber du bleibst doch mein Mütterchen?“

„Ganz gewiß, Herzenskind.“

„Meine Mama ist im Himmel,“ wandte sich die Kleine erklärend an Felix, „und jetzt ist deine Mama mein Mütterchen.“

„Folglich bin ich dein Bruder und du mein liebes Schwesterchen; da müssen wir einander recht lieb haben.“

„O, das will ich schon, und ich will auch nie mehr in's Wasser fallen, damit du nicht wieder krank wirst. Leo war noch oft sehr böse auf mich; jetzt aber ist er ganz fort. Willst du nicht meinen Christbaum sehen, lieber Felix? Wir wollen alles theilen, was das Christkind mir geschenkt hat. Komm nur!“

Mit dem den Kindern überhaupt und Leonie insbesondere eigenen Ungestüm zog sie Felix mit sich fort. Die glückliche Mutter folgte, und nun brach sich die Weihnachtsfreude erst recht Bahn. Den ernsten Herrn von Rochow hatte man noch nie so fröhlich gesehen, und selbst die sich stets gleich bleibende sanfte Heiterkeit des Pfarrers hatte heute eine lebhaftere Färbung. Doch zog Letzterer sich mit seiner Schwester zuerst zurück, um noch einige Stunden Schlaf vor der Christmette zu genießen. Man kam überein, daß Felix und Leonie zu Hause bleiben, Susanna aber ihre Herrin begleiten sollte. Leontine hatte dem Cantor ihre Mitwirkung beim Chorgesange zugesagt.

Rochow zögerte noch mit der Heimkehr. Es war ihm, als müßte er heute oder nie den Versuch machen,

Leontine für sich zu gewinnen. Die Gelegenheit bot sich bald; denn Leonie betrachtete Felix als ihr unbestreitbares Eigenthum und beschäftigte ihn vollauf.

„Wie glücklich unsere Kinder jetzt sind! Wie lange aber werden sie es bleiben? Wird nicht eine Zeit kommen, wo Felix den frühen Verlust des Vaters schmerzlich empfinden und Lonny sich bewußt werden wird, daß keine Mutter für sie sorgt?“

Leontine antwortete nicht. Der seltsam weiche und bewegte Ton, in welchem Herr von Rochow sprach, befremdete sie; doch hatte sie keine Ahnung von dem, was folgen sollte.

„Wäre es nicht gut, dem Knaben einen Vater, dem Mädchen eine Mutter zu geben? Und könnten Sie mir so viel Achtung, Vertrauen und Liebe schenken, daß . . . .“

Rochow stockte; in dem fragenden Blicke, mit dem Leontine zu ihm aufsah, lag nicht das geringste Verständniß für das Ziel seiner Rede, und das konnte kein gutes Zeichen sein. Indeß er war entschlossen, heute zu sprechen oder nie, und darum fuhr er fort: „Geben Sie mir das Recht, für Ihre Zukunft und für die Ihres Kindes zu sorgen, indem . . . . Sie meine Gattin werden.“

Rochow hatte die Hand Leontinens gefaßt und zog sie an seine Lippen. Schweigend duldete sie es; denn sie war sprachlos vor Schreck. Was sollte sie sagen? Wie diesen Antrag ablehnen, ohne ihr Geheimniß zu verrathen, ohne das Herz des edeln Mannes zu verletzen,

der sie zu seiner Gattin machen wollte, ohne auch nur nach ihrer Vergangenheit zu fragen.

„Haben Sie gar keine Antwort für mich?“

„Jede Antwort, die ich Ihnen geben kann und darf, wird Ihnen wehe thun, und das schmerzt mich,“ antwortete Leontine mit so viel Trauer in Blick und Ton, daß Rochow an ihrer Entscheidung nicht zweifeln konnte.

Dennoch wagte er noch einen Versuch: „Sie werden mir vielleicht sagen, Sie könnten mich nicht lieben, Ihre Liebe sei mit dem ersten Gatten begraben. Aber können Sie mich nicht achten, mir nicht vertrauen, und würden Sie nicht vielleicht mit der Zeit mich auch lieben lernen? Ich habe selbst schon eine Liebe begraben, wenn sie mir auch nicht durch den Tod genommen wurde; ich dachte auch, nie wieder lieben zu können, und nun hat mein altes Herz doch noch einen neuen Frühling erlebt. Aber Gott weiß, daß ich weniger mein eigenes Glück suche, als das Ihre. Denken Sie an Felix. Meine Stellung, mein Vermögen würden ihm in seinem Fortkommen behülflich sein. Ihnen selbst ist eine sichere Heimath noth. Pfarrer Neumann kann nicht mehr lange leben .... Ueberlegen Sie, ehe Sie die letzte Entscheidung treffen!“

„Mir bleibt keine Wahl, Herr von Rochow. Aber seien Sie fest überzeugt, daß ich Ihnen nicht bloß vertraue, Sie nicht nur achte, sondern Sie hochschätze. Ja, ich verehre Sie als einen wahren Edelmann und werde glücklich sein, wenn Sie mir Ihre Freundschaft

schenken wollen. Darum will ich Ihnen auch sagen, warum Sie mir nicht mehr sein dürfen denn ein Freund. Ich bin nicht Wittwe, sondern eine von ihrem Manne getrennt lebende Frau."

Leontine hatte das alles so einfach, so ruhig gesagt, daß Rochow auf diesen Schluß am wenigsten vorbereitet war. „Unmöglich!" stieß er endlich so laut und heftig hervor, daß Leonie vor Schreck ihre Puppe fallen ließ und auch Felix verwundert aufblickte.

„Nicht möglich!" wiederholte Rochow in gedämpftem Tone. „Wenn aber doch, dann muß dieser Mann ein . . . ."

„Sprechen Sie nicht weiter. Was Sie sagen wollten, wäre eine Ungerechtigkeit gegen einen Mann, der Ihrer Achtung und Ihres Mitleids vollkommen würdig ist."

Rochow gab keine Antwont, sondern sah düster vor sich nieder. Als Leontine ihm jedoch die Hand reichte und ihn mit weicher Stimme bat, ihr nicht zu zürnen, da milderten sich seine Züge. Wieder küßte er Leontinens Hand und sagte mit Innigkeit: „Verzeihung habe ich zu erbitten. Aber ich weiß, Sie zürnen mir nicht, und ich will mit dem heutigen Abend zufrieden sein, wenn Sie mir versprechen, zu Niemand Ihre Zuflucht zu nehmen als zu mir, sollten Sie je der Hülfe bedürfen."

„Das verspreche ich von Herzen."

„Noch Eines bitte ich. Aendern Sie Ihr Verhalten gegen mich nicht; gestatten Sie mir auch ferner

den Verkehr mit Ihnen! Sie dürfen nicht fürchten, daß . . . ."

„Ich fürchte nichts von Ihnen, weil ich volles Vertrauen in Ihr edeles Herz setze."

Als Rochow im ungewissen Scheine des Mondes über den Friedhof auf seine einsame Villa zuschritt, meinte er einen Schatten längs der Friedhofsmauer hingleiten und hinter Leontinens Haus verschwinden zu sehen; doch hielt er es für eine Sinnestäuschung, um so mehr, als er gerade lebhaft seines Traumes mit dem drohenden Gespenst aus dem Grabe gedacht hatte.

„Abgeblitzt!" sagte sich die alte Haushälterin triumphirend, da sie ihrem Herrn die Stiegen hinaufleuchtete und er schweren, langsamen Schrittes ihr folgte, ohne auf ihre Dankesworte für das überreichte Christgeschenk auch nur zu hören.

Uebrigens war Marianne klug genug, ihre Bemerkungen über das mißglückte Heirathsproject ganz für sich zu behalten. Aber sie verdoppelte ihre Sorgfalt, das Jungesellenleben ihres Herrn so comfortabel als möglich zu machen. Und so blieb der bedrohte Hausfriede ungestört.

12.

Leontine war zu erregt, um die wenigen Stunden bis zur Christmette der Ruhe zu widmen. Felix aber, noch müde von der Reise, suchte zeitig sein Stübchen, das Susanna bald in der alten Behaglichkeit für ihren Liebling hergerichtet hatte. Leonie, deren Bettchen in Frau Werden's Schlafzimmer stand, war unter den Bemühungen, ihre Puppe in Schlaf zu singen, selbst eingeschlafen.

Wie an jenem Abend, wo Leontine zuerst von der Anwesenheit Juliens in Eichenau gehört, suchte sie die Briefe und das Portrait ihres Gatten hervor und weidete Auge und Herz an den Erinnerungen einer glücklichen Zeit, die nie mehr wiederkehren konnte. Dann erst öffnete sie das Päckchen, welches ihr von Felix im Auftrage des „guten Grafen" übergeben worden war. Scheinbar gleichgültig hatte sie es entgegengenommen und beiseite gelegt. Sie mußte allein sein mit dem Schmerz, den diese Botschaft wecken würde.

Mit bebender Hand entfernte Leontine eine Umhüllung nach der andern. Offenbar lag bei dieser vielfachen Verpackung die Absicht zu Grunde, den Gegenstand der Sendung nicht aus Form und Umfang erkennen zu lassen; zuletzt bestätigte sich Leontinens Vermuthung, daß der Inhalt sich auf einen Brief beschränke.

Was hatte er ihr nach einem mehr als zehnjährigen Stillschweigen zu schreiben? Welche Aenderung sollten die Bedingungen erfahren, unter denen die Gatten geschieden waren?

Ein Blick auf das Crucifix, ein stummes Gebet um Kraft: dann erbrach Leontine das Siegel des zusammengefaltenen Blattes, das keine Adresse trug. Aber es dauerte lange, ehe sie zum Verständniß der wenigen Zeilen kam, so tief bewegte sie der Anblick der geliebten Züge. Endlich las sie:

„Es war eine Thorheit von mir, in die Trennung von meinem einzigen Sohne zu willigen und ihm die Entscheidung zwischen Mutter und Vater zu überlassen, ohne daß er den Letztern kennen gelernt. Darum verlange ich zunächst als einen Act der Gerechtigkeit, daß Felix, dessen Urtheil den Jahren voraus ist, seine Herkunft und die Umstände der Trennung seiner Eltern kennen lerne, ehe er eine Universität bezieht, damit dies unter dem ihm zukommenden Namen geschehen kann, falls er denselben tragen will. Bis dahin aber möge er wenigstens einen Theil des Jahres besuchsweise auf der Hochburg zubringen, wozu er die Erlaubniß seiner Mutter vielleicht eher erlangen wird, wenn diese erfährt, daß Arthur Osteringen weder ein Mörder noch ein Wahnsinniger ist. Angelo Martens lebt."

Keine Anrede, keine Unterschrift, kein Wort, das die Hoffnung, welche Pfarrer Neumann zu wecken gesucht, begründen konnte. Nein, er zürnt noch und zürnt

schwer! Der harte Stolz dieses leidenschaftlichen Herzens ist noch nicht gebrochen. Noch hält er die Gattin für schuldig, und die Liebe für sie ist wohl erstorben. All' sein Sehnen richtet sich auf seinen Sohn. Wäre es recht, den billigen Forderungen des Vaters sich zu widersetzen? Wie aber, wenn Felix unter dem Einflusse des Grafen an die Schuld der Mutter glauben lernte und sich von ihr wendete? — „Nein, nein, das wäre unerträglich! Himmlischer Vater, Du kannst mir nicht mein letztes Erdenglück nehmen!"

Als müsse sie sich überzeugen, daß Felix ihr noch gehöre, ging Leontine mit geräuschlosen Schritten in das freundliche Stübchen des Knaben und setzte sich an sein Bett. Die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater war ihr nie so aufgefallen wie heute. Das war dieselbe hohe, klare Stirne, derselbe Zug fester Entschlossenheit in dem scharf gezeichneten Kinn; nur die Linien um den Mund waren weicher.

Unter heißen Thränen küßte Leontine ihren Sohn. So unaussprechlich sie ihn auch liebte, war sie doch entschlossen, dem Verlangen des Grafen zu entsprechen, selbst auf die Gefahr hin, Felix zu verlieren.

„Es ist Zeit zur Kirche, gnädige Frau," rief Susanna von der Thüre aus in deutlichem Flüstertone. Die gute Alte brannte vor verzeihlicher Neugier, etwas über die Sendung des Grafen zu erfahren, und obgleich sie sich selten eine indiscrete Frage erlaubte, konnte sie heute doch nicht umhin, ziemlich deutliche Anspielungen zu machen, als sie im Wohnzimmer die Emballage des

Briefes umhergestreut sah. Ihrer Meinung nach würde der Graf sehr wohl gethan haben, die von seiner Gemahlin zurückgelassenen Schmucksachen herauszugeben. Sie hätten doch eine Hülfsquelle in der Noth werden können. Diese vernünftige Idee schien ihm jedoch nicht gekommen zu sein, und als Frau Werden ihr mit kurzen Worten mittheilte, was Graf Osteringen verlange, mäßigte Susanna nur aus Respect vor der Herrin den Ausdruck ihres Unwillens. Sie hatte sich alles so ganz anders gedacht, hatte gehofft, die augenscheinliche Fügung Gottes, daß Felix gerade im Hause seines Vaters gastliche Aufnahme und Pflege fand, würde die Gatten nähern und versöhnen.

„Wenn er sie nur wiedersähe, er würde alles aufbieten, sie wieder zu gewinnen," hatte sie oft gesagt, und sie war mit dem Entschlusse nach der Hochburg gegangen, ein solches Wiedersehen herbeizuführen. Ihre quasi Flucht aus dem Schlosse war nur ein geschickt berechneter Coup, den Grafen nach Eichenau zu locken. Daß ihr Manöver mißglückt schien, machte sie nicht wenig verdrießlich. „Wäre er nur eine halbe Stunde später zur Bahnstation gekommen, so daß er uns nicht mehr getroffen hätte, er würde uns gewiß hierher gefolgt sein!"

Aber Graf Osteringen war ihnen gefolgt. Kaum wissend, was er that, welches Ziel er dabei zu erreichen hoffte, war er in scharfem Trabe weiter nach Eichenau geritten, und in der Abenddämmerung auf den Fünfzighuben, einer langen Reihe von Vorwerken,

die zu dem Städtchen gehörten, angelangt, wo er sein Pferd in einem obscuren Gasthause einstellte. Der nur an Ackerbürger und Fuhrleute gewöhnte Wirth „zum blauen Engel“ war nicht wenig erstaunt, als der augenscheinlich vornehme Gast ein Zimmer auf ein oder zwei Tage verlangte. Mit standesmäßiger Geschwätzigkeit und Neugier suchte er herauszubekommen, was den seltenen Vogel hierhergelockt. Da er jedoch nicht nur keine Ermunterung fand, sondern kühl zurückgewiesen wurde, mußte er sich mit einem weiten Felde von Vermuthungen begnügen, auf die ihn eine Frage des Fremden nach dem Wege zur Pfarrei führte. Als der Graf sich anschickte, dahin zu gehen, bot ihm der dicke Engelwirth seinen etwa elfjährigen Jungen zum Führer an. Der Graf aber, welcher aus den lebhaften Schilderungen seines Sohnes recht wohl wußte, wo er die kleine Friedhofwohnung zu suchen habe, lehnte jede Begleitung ab, zur großen Befriedigung des kleinen Burschen, der einer Störung im behaglichen Genusse der bescheerten Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen mit unverkennbarem Verdrusse entgegengesehen hatte.

Durch die nur angelehnte Kirchhofspforte gelangte Graf Osteringen in eine der kleinen Lauben, welche Pfarrer Neumann zu beiden Seiten des Häuschens hatte anlegen lassen. Hätte Rochow eine Ahnung gehabt, wem der Schatten angehöre, der an der Friedhofmauer hinglitt, als er mit seinen fehlgeschlagenen Hoffnungen schweren Herzens der Villa zuschritt, — wie anders hätte alles kommen können! Aber er ließ sich

nicht träumen, daß das Geschick der edeln Frau, die er sehr hoch verehrte, in seinen Händen lag.

Der wilde Wein, welcher die Lauben umrankte, war seines üppigen Blätterschmuckes beraubt und gewährte freie Aussicht auf die Fenster von Leontinens Wohnzimmer, von wo der Weihnachtsglanz und die Stimmen froher Menschenkinder in so seltsamem Contraste in die Grabesstille des Friedhofes hinaus drangen. Die Läden waren heute nicht geschlossen worden. Mit verschränkten Armen lehnte Graf Osteringen an einem Pfosten der Laube und starrte unverwandten Blickes auf das Bild eines Glückes, das ihm nahe und doch so fern, so fremd war.

Er wußte nicht, ob er wache oder träume. War jene schöne schlanke Frau, welcher Zeit und Schmerz für den Reiz zarter Jugendfrische und unbefangenen Glückes die verklärende Anmuth einer Heiligen gegeben, seine verbrecherische Gattin? . . . Sie, welche den heiligen Eid der ehelichen Treue verletzt, sollte ein so engelgleiches Wesen bewahrt haben? Waren die augenscheinlichen Beweise ihrer Schuld ein Blendwerk der Hölle gewesen? Aber Leäna hatte verweigert, sich zu rechtfertigen! . . . Würde sie es auch jetzt noch thun, auch jetzt noch darauf bestehen, daß er ihrem bloßen Worte glaube? . . . Und hatte er nicht im ersten Zorn des Schmerzes über ihre vermeinte Treulosigkeit und Herzenshärte geschworen, nie nach ihr zu forschen, nie mehr ihr Gelegenheit zur Feststellung ihrer Unschuld —eben? . . . Aber der Wahnsinn der leidenschaft-

lichen Eifersucht war nun schon lange von ihm gewichen . . . Wenn er auch immer noch an der Schuld seiner Gemahlin überzeugt zu sein glaubte, und sein Mannesstolz sich sträubte, den Verrath an seiner reinen, treuen Liebe zu verzeihen, so hatte ihn doch seit dem Aufenthalt seines Sohnes auf der Hochburg nicht selten eine Vision des Glückes heimgesucht, das ihm an der Seite der reuig zurückkehrenden Gattin werden könnte. Diese Träume gewannen eine festere Gestaltung, als Pfarrer Neumann ihm das schriftliche Bekenntniß Juliens v. Haldenstein sandte. Lange beschäftigte er sich mit dem Plane, Felix seiner Mutter selbst zurückzubringen; aber er schob die Entscheidung von Tag zu Tag hinaus, bis Susanna's Intrigue, wie er es nannte, ihm zuvorkam. . . . Nun war es ungleich schwieriger, einen Anknüpfungspunkt zu finden.

In Leontinens Wohnung waren Christbaumglanz und Weihnachtsjubel längst erloschen. Aber Graf Osteringen stand noch unbeweglich auf seinem Posten. Im heißen Kampfe seines Herzens achtete er nicht der schneidenden Kälte, nicht der vorgerückten Zeit, bis Glockengeläute vom nahen Städtchen herübertönte, zur Feier der gnadenreichen Geburt des Erlösers einladend. Die freudig-ernsten Klänge griffen gar mächtig an das Herz des armen Mannes, welcher in der Nacht des Unglücks fern ab von Gott geführt worden war, weil er es nicht verstanden, sich in Demuth unter die Hand des Herrn zu beugen. In stummer Rührung lauschte er dem Ruf von Oben, und zum ersten Mal seit langer

Zeit faltete er betend die Hände, daß Gott ihm wiedergebe, was Er ihm genommen; und zum ersten Male fühlte er sich nicht mehr einsam mit seinem Weh, und die ätzende Schärfe des Schmerzes ohne Gott verwandelte sich ihm in den lindernden Balsam des Trostes, den der Gläubige im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung genießt.

Das Geräusch einer sich schließenden Thüre und das leise Knistern des Schnees unter leichten Tritten brachte ihm das Seltsame seiner Situation zum Bewußtsein; geräuschlos zog er sich in den Hintergrund der Laube zurück.

Das volle Licht des Mondes fiel auf zwei Frauengestalten, welche raschen Schrittes den Weg zur Kirchhofspforte einschlugen. Trotz des dichten Schleiers und der winterlichen Umhüllung erkannte der Graf Leäna. Mechanisch folgte er bis zur Kirche, dem Ziele ihrer Wanderung.

Der glanzerfüllte Gottestempel, die in Andacht versunkenen Gläubigen, der mächtige Orgelton und der kirchliche Chorgesang vollendeten den Eindruck frommer Rührung, der sich des Grafen bemächtigt hatte. Als die wunderbar schönen Harmonien des „Transeamus usque ad Bethlehem“ durch das Gotteshaus hallten und er aus dem „Gloria in excelsis“ die engelreine Stimme Leäna's heraushörte, da barg er sein Gesicht in den Händen, und während heiße Thränen aus den stolzen Augen brachen, flüsterte es im Herzen, wie

Stimmen seliger Himmelsgeister: „Friede, Friede den Menschen, die guten Willens sind!“

Endlich war der Dämon des Stolzes und der Eifersucht besiegt. Er konnte verzeihen, wollte vergessen, wollte glauben, vertrauen.

Auch Leäna war seltsam weich gestimmt. Später erzählte sie, daß es ihr während der ganzen Feier gewesen, als wenn Arthur neben ihr gestanden hätte.

Darum erschrak sie auch wohl nicht, als er ihr jetzt auf dem Friedhofe entgegentrat, mit dem Tone der alten Liebe ihren Namen nannte und sie in seine Arme, an sein Herz zog. — — — Aber sie glaubte, es sei ein Traum, daß sie an der Brust des Mannes ruhe, dem sie trotz der mehr als zehnjährigen Trennung ihr ganzes Wesen zu eigen fühlte. Sie fürchtete den Augenblick des Erwachens.

Als Susanna jedoch um den Hausschlüssel jammerte, den sie im ersten Schreck hatte fallen lassen und nun mit den alten, zitternden Händen aus dem Schnee nicht sogleich herausfinden konnte, ward Leontine sich der Wirklichkeit bewußt.

Schweigend ließen sich die Gatten im Wohnzimmer nieder. Susanna war mehr erregt als ihre Herrin. Wenigstens schwankte die Lampe gar bedenklich in ihren Händen, und der Versuch, sie anzuzünden, wäre ohne Leontinens Hülfe vergeblich gewesen. Draußen im Küchenstübchen brach das treue Geschöpf zusammen. „Herrgott, hilf!“ betete sie mit gerungenen Händen.

„Wenn sie jetzt nicht zusammen kommen, geschieht's nimmermehr!"

Graf Osteringen schien das auch zu denken. Er fühlte nur zu gut, daß die alte Schlange der Eifersucht und des Stolzes sein Herz wieder umzingeln könne, wenn er jetzt auch den Fuß fest auf ihr Haupt gesetzt habe. Darum galt es, den Siegespreis zu gewinnen, ehe es zu spät geworden.

Leäna schwieg; aber ihr Blick ruhte mit dem Ausdruck inniger Liebe und tiefer Trauer auf dem Gatten, der gekommen war, zu richten, und nun wie ein Schuldiger vor ihr stand, Verzeihung erflehend, wo er es für unmöglich gehalten, Verzeihung zu gewähren.

„Nicht an mir ist es, zu verzeihen, Arthur. Du, du hast mir zu verzeihen. Denn ich habe gegen dich gesündigt, wenn auch nicht in der Weise, wie du wähnen mußtest."

In das bleiche Antlitz des Grafen stieg eine jähe Röthe, um bald erdfahler Blässe zu weichen. „So wärest du doch schuldig?" flüsterte er kaum hörbar.

„Nicht des Treubruches, nicht des Verrathes an deiner Liebe! So lange ich denken kann, hat mein Herz dir, nur dir gehört. Aber ich gestattete, daß das traurige Geheimniß eines Andern zwischen uns trat; ich schwieg und verpflichtete mich durch einen Eid zum Schweigen, auch dir gegenüber, dem ich rückhaltloses Vertrauen hätte schenken sollen."

„Und du bist noch jetzt gebunden?"

„Ja! Vielleicht darf ich bald, vielleicht erst spät, vielleicht nie darüber sprechen, was mich in deinen Augen zur Verbrecherin stempelte."

„Aber wenn du rein, wenn du unschuldig bist, . . . und ich kann es jetzt glauben, . . . warum verließest du mich . . . und bekräftigtest dadurch den Glauben an die Schuld, welchen jener furchtbare Augenblick mir aufdrängen mußte? Du konntest wissen, wie grenzenlos elend ich ohne dich werden würde."

Leäna schwieg; aber in ihrem ausdrucksvollen Antlitz lag ein fast unwilliges Erstaunen. Wie konnte Arthur ganz vergessen haben, daß sie nicht anders gekonnt! Freilich hatte er im momentanen Wahnsinn der Leidenschaft wohl nicht gewußt, was er that, als er Leäna, die Angelo Martens vor seiner Wuth schützen wollte, zu Boden schleuderte und mit Füßen trat. Aber später, als das unglückliche Duell trotz Leäna's Flehen stattgefunden, war Arthur vollkommen Herr seiner Vernunft und schien nach ruhigem Ueberlegen dem Zusammenleben mit seinem Weibe ohne Beweis ihrer Unschuld die Trennung vorzuziehen. Und damals war der weibliche Stolz in Leäna größer als die christliche Demuth, die ihr zum Ausharren an der Seite des Gatten gerathen hätte trotz seines Widerstrebens.

Daran dachte Leäna jetzt, und ihr edeles Herz schwoll in Mitleid mit dem armen Gatten, dessen Lebensglück zum Theil durch ihre Schuld vernichtet worden.

„Vergib mir, Arthur! Ich hätte das Leben an deiner Seite im Bewußtsein deines Verdachtes nicht ertragen können. Auch für dich war es besser, daß ich ging.“

„Aber jetzt? . . . Bist du nun wieder mein? Wirst du mir folgen?“

„Du glaubst an mich, Arthur?“

„Ja, Leäna, aus ganzem Herzen. So lange ich dich sehe, kann ich dich nur lieben, wie ich dich stets geliebt. Komm mit mir, kehre in mein, in dein Haus zurück!“

Leäna's Auge strahlte im Glanze eines fast überirdischen Glückes. Arthur zog sie an sein Herz und berührte die bebenden Lippen seiner Gattin mit dem Küsse innigster Liebe.

„Nun will ich gern sterben,“ murmelte Leäna in heißem Dankgefühl gegen Gott.

„Nein, nein, Geliebte, du mußt noch lange, lange leben. Gott wird uns diese verlorenen, trostlosen Jahre ersetzen. Denn wir haben sie nicht gelebt.“ Sanft küßte Graf Osteringen die Thränen fort, welche langsam und schwer die Wangen seines Weibes netzten. Jetzt erst bemerkte er, wie leidend sie aussah, und die Sorge um ihr Leben erfaßte in jäher Pein sein eben noch so glückliches Herz. Er kniete neben ihrem Sessel nieder, barg sein Haupt in ihrem Schooß und fragte im Tone leidenschaftlichen Schmerzes: „Bist du krank, Leäna?“

„Nein, Arthur. Ich fühle mich ganz wohl. Indeß überkommt mich oft eine Ahnung, daß mein Tod in nicht zu großer Ferne sei. Darum bin ich Gott unaussprechlich dankbar, daß er mir die herbste Pein meines Lebens so gnädig in den süßesten Trost umgewandelt hat. Aber du, Arthur, mein Arthur, du warst krank, sehr krank!"

Leise strich ihre weiche, feine Hand über die hohe, schöne Stirne des Grafen, die der nagende Zahn des Kummers vor der Zeit gefurcht, über das noch immer volle, blonde, aber stark mit Grau gemischte Haar.

„Was macht deine Mutter, Arthur? Zürnt sie mir noch?" fragte Leäna leise.

„Ich sehe sie selten, und spreche nie mit ihr über dich. Die Aermste! All' ihrer Kinder beraubt, hält nur der Stolz sie vor der Welt aufrecht. Sie will Niemand ein Recht zu dem Urtheil geben, daß unser Haus dem Zerfalle nahe sei. Hubert ist ihr völlig entfremdet. Sie verlangt nicht ein Mal nach seinen Kindern. Margot's unnatürlichen Tod hat sie noch immer nicht verschmerzt. Doch deine Rückkehr wird sie entschädigen."

Ein leises Beben ging durch Leäna's Glieder, und aus ihren Wangen wich der rosige Schimmer, welchen das Glück des Wiederfindens hervorgerufen. Wie sollte sie dem Gatten, der ihre Rückkehr als selbstverständlich betrachtete, die herbe Nothwendigkeit fortdauernder Trennung zum Bewußtsein bringen? Und doch mußte es so sein! Felix war noch nicht reif, in die Familien-

verhältnisse eingeweiht zu werden. Wie leicht konnte unseliger Zweifel an Vater oder Mutter seine junge, klare Seele trüben! Aber auch um der Welt willen war jetzt die Vereinigung der Gatten noch verfrüht und mußte zu allerhand unliebsamen Erörterungen Veranlassung geben, die wahrscheinlich vermieden wurden, wenn die Volljährigkeit oder doch ein reiferes Alter des Erben von Osteringen abgewartet wurde. Ueberdies war Leontine durch ein ihrem Vater gegebenes Versprechen gebunden, nicht eher zu Arthur zurückzukehren, als bis sie volle Beweise ihrer Unschuld liefern könne. Nur unter dieser Bedingung hatte Werdenheim sich dazu verstanden, den Fluch zurückzunehmen, welchen er im ersten Zorn über seine unglückliche Tochter ausgesprochen, weil sie eine solche Schmach über sich und ihre Familie gebracht.

Das alles stellte Leontine ihrem Gatten mit sanfter Festigkeit vor. Die Wirkung davon war nicht so schlimm, wie sie gefürchtet. Nach langem, düsterm Sinnen sagte der Graf nur: „Du hast Recht, Geliebte. Wir müssen noch warten, und diese verlängerte Prüfungszeit will ich benützen, mich des verlorenen Glückes würdig zu machen. Aber du mußt mir helfen, indem du wenigstens schriftlich mit mir verkehrst."

„In solcher Weise?" fragte Leontine, mit einem leisen Anflug von Schelmerei das letzte Schreiben des Grafen hervorziehend.

„Vergib mir, Leäna! Ich wußte ja nicht, wie du gegen mich gesinnt warst, und konnte den Gedanken

nicht ertragen, dich mit Namen zu nennen, die in deinem Herzen kein Echo fänden."

Schweigend aber mit glücklichem Lächeln legte Leäna das Blatt auf die noch glühende Asche im Kamin, welche es bald verzehrte. Dann vertieften sich die Gatten in Zukunftspläne, welche alle im Wirken zu Nutz und Frommen Anderer gipfelten. „Was wir zum Wohle Anderer thun, sei der Kaufpreis eigenen Glückes," wiederholte der Graf nochmals. Daß er aber auch unmittelbar daran arbeiten wolle, Weib und Kind baldmöglichst wiederzugewinnen, verschwieg er, aus Furcht, Leäna zu betrüben oder in Widerspruch mit ihren Wünschen zu gerathen. Wie Mynheer van Brook, war er auf die Idee gekommen, Angelo Martens aufzusuchen. Was er damit zu erreichen gedachte, war ihm nicht recht klar. Es trieb ihn nur die feste Ueberzeugung, daß es in Angelo's Macht läge, Leäna's Unschuld zu beweisen.

Die Stunden der heiligen Nacht verflossen den beiden, trotz ihres großen Leides so glücklichen Menschen wie Minuten. Im Osten breitete sich schon ein fahler Lichtstreif als Vorbote der säumigen Wintersonne aus, als der Graf in fast heiterer Stimmung von seinem inniger als je geliebten Weibe Abschied nahm. Tief in den dunkeln Wintermantel gehüllt, suchte er sein Absteigequartier auf.

Der verschlafene Hausknecht rieb sich die blöden Augen in nicht geringer Verwunderung, als der Fremde sein Pferd selbst sattelte und ihm doch einen harten

Thaler als Trinkgeld in die demüthig gezogene Kappe warf, nachdem er die „unterthänigste“ Rechnung, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, mit einem Goldstück ausgeglichen hatte. Dafür machte der dicke Engelwirth unausgesetzt die tiefsten Bücklinge, bis der schnelle Reiter hinter dem nächsten Gehöft verschwunden war.

13.

Wohl hatten die Astronomen Frühlingsanfang verzeichnet; aber der Winter kümmerte sich wenig darum und behauptete mit solcher Beharrlichkeit sein Recht, daß der arme Osterhase seine bunten Eier in den kalten Schnee verstecken mußte. Manch weiches Kinderhändchen legte die ersehnte Gabe zwar mit blaurothen Fingerchen, aber in gesteigertem Triumphe in der lieben Mutter Schooß, nachdem es die Spuren des neckischen Auferstehungsboten zwischen den verschneiten Stauden aufgefunden.

Der sinnigen Deutung unbewußt, hatte die kleine Lonny von Haldenstein an der Hand ihres Felix eine Wanderung durch die Grabhügelreihen des alten Kirchhofes angetreten und in lautem Jubel hier ein grünes oder gelbes, dort ein rothes oder blaues Ei entdeckt. Von Zeit zu Zeit wurde das Geschäft des Suchens unterbrochen und ein Schneeballkampf in Scene gesetzt,

wobei Felix regelmäßig den Kürzern zog, weil er Lonny's Bombardement, das keine Schonung kannte, ruhig Stand hielt, während er sich wohl hütete, dem kleinen Schelm wehe zu thun.

Seit Lonny's erster Bekanntschaft mit dem „Engelknaben" war aus Felix ein stattlicher Jüngling geworden. Lonny's Figürchen dagegen hatte sich in den letzten vier Jahren nur wenig gestreckt, so daß Onkel Rochow den zahlreichen Kosenamen seiner Großnichte noch „Liliputchen" zugesellte, wogegen sie sich jedoch eben so sträubte, wie einst gegen Leo's „Trine". Eher schon ließ sie es sich gefallen, wenn Felix sie sein „Elfenprinzeßchen" nannte. Er meinte manchmal scherzend, die Elfen müßten wohl eines ihrer Kinderchen mit der wahren Lonny ausgetauscht haben; denn solch ein Duodezformat eines zehnjährigen Mädchens sei ganz unerhört. Ueberdies standen des Kindes große dunkele Augen fremdartig in dem rosigen, winzig kleinen Gesichtchen, und der beredte Ausdruck derselben wechselte vom schwermüthigen Ernst bis zur übermüthigsten Schelmerei. Ein unbeschreiblich holdes Lächeln und der süße Schmeichellaut ihrer Stimme vollendeten den Zauber, welchen das kleine Wesen auf Jeden in ihrer Nähe ausübte.

Lonny tyrannisirte ihre Umgebung in der liebenswürdigsten Manier. Selbst Susanna, die anfänglich nur mit Groll beobachtete, wie ihre Herrin der Tochter Juliens von Haldenstein nicht bloß mütterliche Pflege gewährte, sondern sie wie ihr eigenes Kind liebte, gab

bald ihre ungünstigen Gesinnungen auf und vermehrte die Zahl der willigen Unterthanen der Elfenprinzessin. Sie wäre wohl gründlich verzogen worden, wenn nicht Frau Werden ihren wenn auch liebenswürdigen Unarten und Launen in vernünftiger Liebe und heilsamer Strenge entgegengearbeitet hätte. Sie allein hatte unbeschränkte Macht über das Kind; selbst Felix, welchen Lonny fast vergötterte, stand seiner Elfe oft genug rathlos gegenüber, wenn sie sich plötzlich in einen übermüthigen Kobold verwandelte.

„Komm jetzt nach Hause, kleine Maus, wir finden doch keine Eier mehr," rief Felix Lonny zu, die eben unter einem Taxusbaum das zwölfte Ei gefunden.

„Woher weißt du das so bestimmt? Wo zwölf gesteckt haben, müssen wohl noch mehr vorhanden sein, vielleicht auf jedem Grabe eins."

Aber Felix schien über die Leistungsfähigkeit des Osterhasen sehr genau unterrichtet und belehrte sein Schwesterchen mit komischem Ernste, daß auch Wunder ihre Grenzen hätten.

Lonny schüttelte zwar das kleine Köpfchen bedenklich, ließ sich aber doch willig in die trauliche Wohnstube führen, wo auch Onkel Rochow und der Pfarrer mit seiner Schwester die Osterfreuden der Kleinen theilten oder doch zu theilen schienen. Wäre Leonie nicht so eifrig bemüht gewesen, die Symbole und Sinnsprüche der Eier zu enträthseln, sie hätte sehen müssen, daß die Blicke ihrer Freunde mit einem unverkennbaren Ausdrucke wehmüthiger Trauer auf ihr ruhten. Aber

so dachte sie nichts weniger, als daß ihre kleine Person der Gegenstand ernster Erörterungen wurde, nachdem sie von Mütterchen die Erlaubniß erhalten, die schönen, bunten Eier an Susanna und Marianne und an Thomas, den Gärtner, und Vitus, den Kutscher, zu vertheilen.

Vier Jahre waren seit jenem ereignißreichen Jahre verflossen, das für die Bewohner des stillen Hauses am Friedhofe in der Weihnacht einen so unerwartet glücklichen Abschluß fand. Seitdem hatten die Wellen der Zeit trotz mancher äußern Veränderung doch einen friedlichen Verlauf genommen, und die ruhige Aufeinanderfolge glücklicher Alltäglichkeit war durch nichts gestört worden. Jetzt aber, wo ein längst vorausgesehener Wendepunkt nahe bevorstand, blickten Leäna und mit ihr die Freunde ihm mit peinlicher Spannung entgegen.

Hubert von Haldenstein war kaum zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau wieder eine Ehe eingegangen, und schon damals lag die Vermuthung nahe, Lonny's Vater werde Herrn von Rochow der Sorge für die Erziehung seines Töchterchens entheben. Indeß blieb alles beim Alten; wahrscheinlich verspürte die reiche Erbin, welche Hubert geheirathet, keine Lust zur thätigen Rolle einer Stiefmama. Nun aber hatte Hubert plötzlich seinen Besuch in Eichenau angekündigt und den Wunsch ausgesprochen, die kleine Lonny der liebevollen Obhut seiner zweiten Frau zu übergeben.

Herr von Rochow stieß einen derben Fluch hervor, eine Unart, deren er sich nicht oft mehr schuldig machte, seit der Verkehr mit Frau Leontine sänftigend und veredelnd auf ihn wirkte.

„Wenn ich nur wüßte, welche Motive dieser Hans Ohnesorge hinter der Maske seiner ernsten Vaterpflichten verbirgt! Ich sehe kein Heil für unsere kleine Elfe in dieser Veränderung. Muß aber doch hören, was die Pflegemutter Lonny's dazu sagt. Diese herrliche Frau weiß alles in das rechte Licht zu stellen.“

Leontine war noch weniger geneigt als Herr von Rochow, den plötzlichen Entschluß Hubert's aus neu erwachtem Vatergefühl herzuleiten. Sie hatte auch Grund dazu. In einem seiner letzten Briefe an seine Tochter fragte Herr von Werdenheim an, ob sie einverstanden damit sei, wenn er die Einkünfte der Thalburg auf Hubert von Haldenstein für die Dauer der Minorität der Kinder seiner ersten Frau übertrage, damit die zur Offiziersgage Leo's nothwendige Zulage von dem Vater ausgezahlt werden könne. Auf den Rest mache dieser als Erziehungsgelder für seine Tochter Anspruch, da er zu stolz sei, die Kasse seiner Frau für diesen Zweck auszubeuten. „Meinerseits,“ schloß Herr von Werdenheim, „steht diesem Arrangement um so weniger etwas entgegen, als die Hypothekenschuld, mit welcher die Thalburg vor vier Jahren zur Tilgung der „Ehrenschulden“ Hubert's belastet wurde, theils aus den Einkünften, theils durch eine großmüthige Schenkung Arthur's von Osteringen getilgt

und eine neue Hypotheken-Aufnahme ohne meine specielle Einwilligung nicht möglich ist. Denn ich habe mir die unumschränkte Verwaltung des Gutes bis zur Großjährigkeit der kleinen Lonny vorbehalten. Wie könnte ich es Hubert verdenken, wenn er seiner reichen Frau gegenüber nicht mittellos dastehen will? Sein eigenes Vermögen hat er nämlich am grünen Tisch ruinirt. In jüngster Zeit scheint er solider geworden zu sein."

Obgleich nach diesen Mittheilungen die Vermuthung nahe lag, Hubert von Haldenstein wolle das Eigenthum seiner Kinder im eigenen Interesse ausnützen, mochte Leontine dieselbe doch nicht anregen, sondern versuchte vielmehr der allerdings unangenehmen Angelegenheit die Lichtseite abzugewinnen.

„Lonny darf ihrem Vater nicht fremd werden; früher oder später wäre ihr Platz doch an seiner Seite. Je älter sie aber wird, desto schwieriger dürfte es sein, ein harmonisches Verhältniß zwischen der zweiten Gattin des Herrn von Haldenstein und unserm Pflegetöchterchen herzustellen. Auch bietet die Residenz günstigere Gelegenheit zur Ausbildung der wirklich nicht geringen Talente der Kleinen. Unsere moderne Bildung macht größere Ansprüche an eine junge Dame, als wir in unserm Winkelstädtchen zu befriedigen im Stande sind, mein bester Herr von Rochow."

„Die ganze moderne Bildung ist keinen Schuß Pulver werth," erwiderte Rochow. „Die Gefahren derselben wollte ich ja eben für Tina vermeiden. Man wird dem armen Dinge ein Dutzend Lehrer und Gou-

vernanten halten, damit sie lerne, über alles und nichts in vornehm absprechendem Tone zu parliren; Herz und Wille aber müssen die Kosten tragen. Was zu wirklicher Geistes- und Herzensbildung gehört, kann Tina hier viel besser erlangen, und ich behaupte, daß sie schon jetzt manches gründlicher weiß und kann, als unsere verbildeten Salon-Damen. Kurz, ich bin der Meinung, wir behalten das Kind hier."

„Gegen den Willen des Vaters wird das nicht gut gehen," entgegnete Pfarrer Neumann.

„Ach was! Ich behaupte, der Patron hat bei dieser Forderung irgend einen weniger löblichen Hinterhalt, als seine Pflicht. Vielleicht läßt er sich auf eine oder die andere Art abfinden."

Es that Leäna weh, daß Rochow so geringschätzig von Hubert sprach. Obwohl sie seine Schwächen besser noch als Rochow kannte, fühlte sie doch in sich eine lebhafte Parteinahme für den Bruder ihres Mannes und vertheidigte ihn wohl etwas wärmer, als Rochow lieb war.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Sie, gnädige Frau, das Kind wirklich in's Herz geschlossen und schon viele Opfer an Zeit und Mühe für dasselbe gebracht haben, so würde ich glauben, Sie wären froh, dieser Last enthoben zu werden."

Blick und Ton, in welchem Leontine antwortete, entwaffneten den Verdruß des alten Herrn. „Leonie war mir nie zur Last, sondern stets zur Lust. Das Kind wird mir noch mehr fehlen als Ihnen, Herr von

Rochow. Das hindert mich aber nicht, Hu . . . . Herrn von Haldenstein Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Kennen Sie seine zweite Frau?"

„Persönlich nicht, und meine Nachrichten über sie durch Freunde aus der Residenz sind so oberflächlicher Natur, gehen so wenig über Aeußerliches hinaus, daß ich mir kein Urtheil zu bilden vermag. Sie ist aus guter Familie, reich, nicht gerade jung und nichts weniger als schön. Voilà tout! Wenn ich daran denke, daß ich vielleicht schon in den nächsten Tagen Gelegenheit haben werde, mich näher über ihre äußern und innern Eigenschaften zu informiren, könnte ich vor Aerger platzen."

Herr von Rochow mußte in der That sehr starken Verdruß empfinden, denn noch nie hatte er sich in Gegenwart der von ihm so verehrten Frau in solcher Weise gehen lassen. Seine Stimmung wurde nicht eben heiterer, als Pfarrer Neumann bemerkte: „Leonie würde bei ihrer Pflegemutter ohnehin nicht lange mehr bleiben. In wenigen Wochen macht Felix sein Abiturienten-Examen und zum Herbst bezieht er die Universität. So werden wir bald ganz einsam sein, wenn Frau Werden bei ihrem frühern Plane bleibt, ihren Sohn zu begleiten."

„Wollen Sie das wirklich, gnädige Frau? Meiner Ansicht nach würde das für Felix nicht günstig sein. Was auf das Mädchen vortheilhaft einwirkt, die stete Nähe der Mutter, beeinflußt den Knaben nicht gut.

Er bedarf der Gelegenheit zur völlig freien Entwickelung und dazu sind die Universitätsjahre am geeignetsten."

„Glauben Sie, Herr von Rochow, daß ich die Freiheit meines Sohnes unbillig beschränken würde?"

„Durchaus nicht, gnädige Frau; wenigstens nicht mit Wissen und Willen. Aber gestatten Sie mir eine Bemerkung, die mir schon oft auf der Zunge geschwebt hat. Was ist's wohl, was in den letzten vier Jahren den schmächtigen, fast allzu zarten Knaben zu einem so männlichen Jünglinge gemacht hat? Sie werden sagen: die Zeit, die naturgemäße Entwickelung. Und zum Theil haben Sie Recht. Aber ich bin fest überzeugt, daß einen noch größern Antheil der jährlich wiederkehrende, fast zweimonatliche Aufenthalt in der Padderau hatte. Graf Osteringen konnte die Liebe, die er für den Jungen gefaßt, kaum besser beweisen, als daß er ihm Gelegenheit zu völlig freiem Herumtummeln gewährte. Seitdem bin ich immer mehr in dem Glauben bestärkt worden, daß man den guten Mann mit Unrecht verrückt genannt hat."

Pfarrer Neumann blickte unruhig auf Leäna, welche fortwährend die Farbe wechselte. Frau Kersten aber benutzte die erste kleine Pause, welche Herr von Rochow machte, um ihn mit der Frage zu unterbrechen, ob er denn auch der beleidigenden Ansicht sei, die Mutter könne nur bis zum siebenten Jahre die Erziehung des Sohnes erfolgreich leiten.

„Nicht ganz, aber beinahe! In dem vorliegenden concreten Falle z. B. betrachte ich's nicht, wie Sie

Alle, als ein Glück für Felix, daß unser Städtchen durch Osteringen's großmüthige Vermittelung ein Gymnasium erhielt, so herzlich froh ich anderseits war, unsern Prachtjungen noch zwei Jahre länger in der Nähe zu haben."

Die Debatte würde sich vielleicht noch länger fortgesponnen haben, wenn nicht die beiden Objecte derselben in Person erschienen wären. „Ein schönes Bild!" lachte Herr von Rochow. „Der Riese mit dem Zwerge! Na, nur nicht geschmollt! Komm her, Liliputchen! Ich habe dich noch gar nicht gehabt! Dir scheint heute eine Portion Quecksilber mehr in den Füßen zu stecken."

Seelenvergnügt schaukelte sich Lonny auf den Knieen des Großonkels, der heute alle neckenden Zärtlichkeiten des Elfenprinzeßchens sich nicht bloß geduldig gefallen ließ, sondern sie auch erwiderte.

Man war übereingekommen, Lonny bis zur Ankunft ihres Vaters nichts von dessen Absichten zu sagen, sie aber nach und nach auf die Möglichkeit einer Trennung aufmerksam zu machen. So verging ihr der erste Osterfeiertag in ungestörter Freude. Der zweite hingegen brachte so viel Leid über ihr armes kleines Herz, daß sie glaubte, sterben zu müssen.

Plötzlich eintretendes Thauwetter machte die in Aussicht genommene Freude einer Schlittenpartie buchstäblich zu Wasser. Das war der erste Schmerz. Felix wußte jedoch sein Elfenprinzeßchen zu entschädigen, indem er den ganzen Nachmittag ihrem Amusement widmete. So half er ihr in Darstellung der Geschichte

Genovefa's auf ihrem Puppentheater, während Mütterchen sowohl das Auditorium als das Orchester vertrat. Als Felix aber durch einen Studienkameraden zum Besuch bei einem erkrankten gemeinschaftlichen Freunde geholt wurde, vertiefte sich Lonny in Andersen's Märchen und vergaß ihre eigene verunglückte Schlittenpartie über den Reisen der kleinen Gerda in das Gebiet der Schneekönigin, die den armen Kay gefesselt hielt.

Eben war sie mit Gerda bei der Lappin angekommen, als Susanna ihr meldete, der gnädige Herr habe den Thomas geschickt, um Lonny auf die Villa zu rufen.

„Es ist aber noch gar nicht Onkels Stunde; überdies wollte er heute Abend zu uns zum Thee kommen," opponirte die Kleine verdrießlich. „Muß ich denn gehen, Mütterchen?"

„Ob du mußt, weiß ich nicht; aber es scheint mir, daß du solltest, wenn der gute Oheim es wünscht."

Mit einem leisen Seufzer legte Lonny das Buch beiseite und ließ sich von Susanna durch Capote und Jaquet verwahren. Als Lonny ihr Mütterchen zum Abschied küßte, schimmerten die großen, dunkeln Kinderaugen in feuchtem Glanze, und um den kleinen Mund zuckte das Weinen. Denn wenn Onkel Rochow am späten Nachmittag bei schlechtem Wetter um die Kleine schickte, mußte sie gewöhnlich in der Villa übernachten, und dort fehlte allerlei zu ihrem vollständigen Glücke, von den hübschen Geschichten, die Felix so unvergleichlich schön erzählte, und dem Gutenachtgruß der

Pflegemama bis zu dem Bonbon, den Susanna noch in das kleine Leckermäulchen steckte.

Thomas empfing sein „G'nä Fröle" mit geheimnißvoller Miene und den noch geheimnißvollern Worten: „Der gnä' Herr haben Besuch, ich soll aber nichts verrathen."

„Besuch? . . . Besuch? . . . Als ob je Besuch auf der Villa wäre, der mich etwas anginge. Wer ist denn da?"

„Darf's wirklich nicht sagen, Frölchen. Aber wahr ist's. Wir müssen uns auch eilen, und da der Weg so sehr schlüpferig ist, möcht' ich Sie wohl lieber tragen, wenn Sie nichts dagegen haben."

Liliputchen, die eine solche Zumuthung gewöhnlich mit Entrüstung zurückwies, da sie kein „Tragekind" mehr sei, ließ sich heute ohne Widerrede auf den starken Arm des Gärtners heben. Der Gedanke an den geheimnißvollen Besuch beschäftigte sie zu sehr, als daß sie darauf geachtet hätte, die Würde ihrer vollen zehn Jahre zu wahren.

„Onkel will mich gewiß nur in den April schicken," rief sie plötzlich. „Daß ich daran nicht eher dachte! Laß mich herunter, Thomas! Ich gehe wieder zurück."

„Nicht doch, gnä' Fröle," beschwichtigte Thomas. „Verlassen Sie sich auf mein ehrliches Wort. Ich habe Fräulein Marianne in voller Aufregung die Fremdenzimmer zurecht machen sehen, und in der Küche ist der Kuckuck los. Denn die Herrschaften aus der Residenz sind verwöhnt!"

„Aus der Residenz!“ schrie Lonny auf. „Dann ist's der Papa und . . . und . . . Thomas, ist Papa allein?“

Der Gärtner hätte sich am liebsten eine Maulschelle gegeben, so sehr ärgerte er sich über seine Schwatzhaftigkeit. Dafür schwieg er jetzt beharrlich, und Lonny brachte trotz Bitten, Drohungen und Schmeicheleien nichts mehr aus ihm heraus.

Am Portal ließ Thomas seine leichte Last zu Boden gleiten. Lonny flog erst die Stufen hinauf und durch die schon erleuchteten Gänge. Dann aber wurde ihr Schritt langsamer und langsamer, und endlich blieb sie vor dem Studirzimmer des Herrn von Rochow stehen. Das vor kurzem noch so frisch und fröhlich in die Welt schauende kleine Kind ließ das Köpfchen hängen, und eine Thräne um die andere perlte auf die rosige Wange.

Endlich streckte Lonny die Hand nach der Portière, — da ward die Thüre von innen geöffnet, und Herr von Rochow trat auf den Gang.

„Ah, mein Liliputchen! Ich wollte eben nach dir schauen. Aber was hast du denn, Kind? Warum weinst du?“

„Onkelchen, ist Papa da?“

„Ja, und die neue Mama dazu,“ sagte Herr von Rochow möglichst ruhig, als ob gar nichts damit zusammenhänge.

„Aber ich mag keine neue Mama!“ rief die Kleine energisch. Ihr Auge blitzte zornig durch die Thränen,

und das kleine Füßchen zuckte, als wolle es die Weigerung unterstützen.

„Still, Kind, mach' uns keine Schande," mahnte Herr von Rochow in fast rauhem Tone, hinter welchem er das Mitleid mit dem armen Liebling verbarg. Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, nahm er das Kind an die Hand und führte es in den Salon, wo Herr von Haldenstein ungeduldig auf und ab ging und mit schlecht verhehltem Verdrusse den Klagen seiner Gemahlin über die kühle Aufnahme seitens des Herrn von Rochow und dessen wenig galantes Benehmen anhörte. „Du mußt nicht vergessen, Hortense, daß wir eher eintrafen, als aus meiner Anzeige hervorging, und daß der alte Sonderling Leonie nicht gern hergibt. Ich bin selbst nicht erbaut von seiner Rücksichtslosigkeit, muß aber schonend mit ihm umgehen, da ich ihm manchfachen Dank schulde."

Hortense von Haldenstein, eine schmachtende Blondine mit nicht gerade unschönen aber ausdruckslosen Zügen, die sich nur in seltenen Momenten der Erregung belebten, war ein ziemlich harmloses Wesen, höchst oberflächlich an Geist und Herz. In ihren Kreisen galt sie als gutmüthig und gefühlvoll. Sie verdankte das einer gewissen Sentimentalität. In einem länger andauernden Anfall derselben hatte sie beschlossen, dem armen, verwahrlosten Kinde ihres Gatten eine Mutter zu werden. Niemand konnte ihr verdenken, daß sie zu diesem Entschlusse erst nach Verlauf von mehr als zwei Jahren kam. Sie hatte eben nicht eher daran

gedacht, wie interessant eine junge Frau im Nimbus selbstloser Liebe für des Gatten Kinder aus erster Ehe erscheine.

Froh erstaunt, daß Hortense noch für etwas anderes Interesse habe, als für Toilette, Gesellschaften, Theater und Romane, froher noch darüber, daß er nun die Einkünfte der Thalburg mit vollem Recht beanspruchen konnte, machte sich Hubert sofort an die Ausführung des Planes, wodurch überdies seine Frau den Vortheil hatte, die unangenehme, weil an Vergnügen so arme Zeit zwischen Winter- und Sommer-Saison auszufüllen. Man mußte für Appartements, Toilette, Kammerjungfer, Gouvernante und Lehrer sorgen, und zwar in höchst eigener Person, weil das in den ein Mal angenommenen Charakter aufopfernder Mutterliebe so paßte.

„Mais, mon Dieu, das ist ja ein veritables Schneewittchen!" rief Frau Hortense von Haldenstein, als sie Lonny an der Hand des Herrn von Rochow erblickte. Die schweren Lider über den wasserblauen Augen öffneten sich weiter als gewöhnlich. Sie hatte nicht gerade Unrecht. Das kleine Wesen im rothen Kleidchen, weißem Jaquet und der blauen, schwanbesetzten Mütze, unter welcher die dunkeln Locken hervorquollen und das rosige Gesichtchen umrahmten, sah in der That wie ein Wunderkind aus.

Lonny blieb einen Augenblick an der Thüre stehen und richtete die seelenvollen Augen groß und ernst auf die ihr so fremde Erscheinung, die, wie sie später sagte,

ihr wie ein lebendig gewordenes Modenbild vorkam. Darauf ging sie erst langsam, dann schneller auf den Papa zu und warf sich zuletzt stürmisch an seinen Hals, drängte aber die Thränen, die ihre Stimme erstickten, glücklich zurück. Haldenstein drückte seine Tochter einen Moment an sich, küßte sie und führte sie dann seiner Gemahlin zu mit den Worten: „Das ist deine Mutter; habe sie recht lieb. Sie meint es gut mit dir."

In Erwartung einer ähnlichen stürmischen Begrüßung raffte Frau Hortense das kostbare Spitzenkleid zusammen. Aber sie hatte kein Derangement ihrer Toilette zu fürchten. Leonie machte ihr nur ein Compliment, an dem selbst Hortense nichts auszusetzen wußte.

Darauf wollte sie sich wieder zu Onkel Rochow wenden, der halb verdrießlich, halb amusirt der Scene zuschaute. Die Stiefmama aber ließ sich nicht so leicht aus ihrer Rolle herablassenden Wohlwollens herausbringen; sie faßte die Hände des Kindes und fragte in süßem Tone: „Wie heißt denn unser Töchterchen?"

„Ulrike Margaretha Leontine Baronesse von Haldenstein," lautete die ernste Antwort, während welcher die kleine Hand leise Versuche machte, sich zu befreien.

„Wo hast du denn deine Gouvernante?"

„Ich habe keine Gouvernante, gnädige Frau."

„Nenne mich nur immer Mama; du sollst mein liebes Töchterchen sein. . . . Keine Gouvernante? Du willst doch nicht sagen, daß du eine öffentliche Schule besucht hast?"

„Ich bin von Mütterchen zu Hause unterrichtet worden.“

„Du sprichst in Räthseln, Kind! Was meint sie, Herr von Rochow?“

„Geh' in dein Zimmer, Lonny, und mache dich für den Thee zurecht. Bleibe aber nicht zu lange.“

Leonie ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Mit einer ceremoniellen Verbeugung vor der „gnädigen Frau“ und einem Handkuß für Papa ging sie mit ruhigem Anstand zur Thüre hinaus. Dann aber eilte sie in ihr Zimmer, als ob der Boden unter ihr brenne, warf Hut und Handschuhe in eine Ecke, drückte das glühende Gesicht in die Sophakissen und schluchzte, als sollte ihr das Herz brechen. „Und ich nenne sie doch nimmermehr Mama!“ Mit diesem feierlichen Proteste erhob sie sich endlich, um sich zum Thee umzukleiden.

Inzwischen erklärte Herr von Rochow seinen Gästen, in welchem Verhältnisse Lonny zu ihrer Erzieherin stehe. Frau Hortense rümpfte wiederholt die aristokratische Nase und nahm sich vor, die vermeintlichen Erfolge dieser Roturière auf eine Probe zu stellen. Die ehrerbietige Weise, in welcher Rochow über die Verdienste einer so untergeordneten Person sprach, entrüstete sie nicht wenig, und der Entschluß, das anmaßende Geschöpf zu demüthigen, gedieh schnell zur Reife. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie auf den Wunsch, Lonny's Erzieherin hierher zu beordern, damit sie ein Examen mit ihrem Zögling abhalte, die ruhige und bestimmte Antwort erhielt: „Das geht nicht

an. Frau Werden ist vollständig ihre eigene Herrin und erzieht Lonny aus purer Gefälligkeit. Wollen Sie, meine Gnädige, die Dame kennen lernen, so müssen Sie derselben einen Besuch machen."

„Mais quelle idée! C'est incroyable!" flüsterte Frau Hortense ihrem Gatten zu.

Dieser zuckte die Achseln und schwieg. Er wußte, daß mit dem alten Eisenkopf nichts zu machen sei.

Durch den Eintritt Lonny's erhielt das Gespräch eine andere Wendung. Hortense, deren gute Laune zur angenehmen Verwunderung ihres Mannes noch immer nicht erschöpft war, suchte das spröde Schneewittchen mit allerhand passenden und unpassenden Geschenken zu gewinnen, welche sie zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Aber es gelang ihr nur selten, dem Kinde, welches aus seinem kühlen Anstande nicht heraustrat, ein frohes Lächeln, einen dankbaren Blick abzugewinnen. Nur nach den englischen nnd französischen Büchern griff Leonie mit einiger Hast. Auf die Frage, ob sie dieselben auch lesen könne, kräuselten sich die feinen Lippen fast spöttisch. In der richtigen Annahme, daß es sich hier weniger um ihre eigene Ehre, als um die Mütterchens handele, las sie unaufgefordert einige Sätze in beiden Sprachen, und als Hortense sie erst französisch, dann englisch anredete, antwortete sie viel gesprächiger als bisher in der Muttersprache, und zwar so rein und geläufig, daß Hortense wider Willen ausrufen mußte: „Ganz superbe!"

„Seit einem Jahre lerne ich auch italienisch, und Mütterchen meinte, ich hätte ganz gute Fortschritte gemacht. Indeß wage ich mich noch nicht an die Conversation."

Nach diesen völlig unerwarteten Resultaten hütete sich Hortense wohlweislich vor einer weitern Prüfung in den realen Kenntnissen. Wie leicht hätte sie sich selbst Blößen geben können! Hatte doch der kleine Naseweis, wie sie Lonny in Gedanken nannte, mit aller Unbefangenheit bei ihr Fehler in der Aussprache und Construction des Englischen gerügt. Aber in der Musik wußte sie sich competent und forderte Lonny auf, eine Probe ihrer Fertigkeit zu geben. Ohne Ziererei setzte sich die Kleine an den Flügel und spielte eine Sonate von Mozart so ausdrucksvoll und correct, und sang darauf Taubert's Kinderlied „Der Bauer hat ein Taubenhaus" mit so lieblicher Schelmerei, daß Herr von Haldenstein unwillkürlich Bravo rief und seine Frau mit aufrichtigem Lobe beistimmte.

Lonny's Gesichtchen strahlte, weniger in Lust befriedigter Eitelkeit, als im Triumph ihrer Liebe für diejenige, der sie diese Kenntnisse und Fertigkeiten verdankte. „Wenn nur mein Bruder oder Mütterchen hier wären, dann könnten wir vierhändig spielen. Felix ist ein wahrer Meister."

„Dein Bruder heißt ja Leo," warf Frau Hortense ein.

„Den meinte ich nicht; Bruder Felix ist Mütterchens Sohn," erwiderte das Kind mit scheinbarer Unbefangenheit. Indeß lugte der Schelm aus den niedlichen

Grübchen der Wangen. Die Kleine wußte recht gut, daß sie die gnädige Frau damit ärgerte.

„Das Kind muß dieser Umgebung entzogen werden. Es ist die höchste Zeit. Ich begreife nicht, wie Herr von Rochow eine derartige Familiarität dulden konnte," sagte sich Frau von Haldenstein mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß ihr gutes Werk an dem Kinde zwar geschmälert, aber doch recht nöthig sei, Leonie vor „gänzlicher Verwahrlosung" in gesellschaftlicher Beziehung zu schützen. Deshalb konnte sie sich's nicht versagen, ihre Erziehungstalente heute zu verwerthen. In gelinde verweisendem, würdevollem Tone sagte sie: „Ein Mädchen von Stande darf sich nie auf gleiche Stufe mit gemeinen Leuten stellen, noch weniger ihnen Titel der Verwandtschaft und Freundschaft geben. Das ist ganz gegen den bon ton, den du dir indeß bald angeeignet haben wirst, wenn du nur erst mein gelehriges Töchterchen geworden und in Verkehr mit dir ebenbürtigen jungen Mädchen gekommen bist."

„Was meint sie denn, Onkelchen?" fragte Leonie in leisem aber angstvoll flehendem Tone. „Wird sie denn immer hier bleiben?"

„Erfahren muß sie's doch; wozu die lange Folter?" dachte Rochow. Er wollte Lonny eben über ihr Schicksal aufklären, als Haldenstein ihm zuvorkam und in seiner kurzen, keinen Widerspruch duldenden Weise seinem Töchterchen ankündigte, sie werde in wenigen Tagen die gute Mama begleiten, um immer bei ihr zu bleiben. —

Aller Augen richteten sich gespannt auf das Kind. Rochow erwartete einen Ausbruch des Schmerzes, Haldenstein freudigen Dank, Frau Hortense eigentlich nichts; indeß war sie doch begierig, wie das merkwürdige Geschöpfchen sich benehmen werde.

Leonie schwieg; aber die großen dunkeln Augen schienen noch größer zu werden und sahen starr in die Leere; aus den eben noch rosig schimmernden Wangen wich das Blut; die feine blaue Ader zwischen den Augenbrauen schwoll, und in der Nähe der Schläfe zeigte sich ein dunkelrother Fleck.

Den Dreien fing an unheimlich zu werden, und Haldenstein bereute die unvorbereitete Mittheilung, ließ sich aber nichts merken, sondern faßte nicht gerade zart die schlaff herabhängenden Hände des Kindes, schüttelte sie und rief in halb scherzendem Tone: „Du bist wohl betäubt vor lauter Freude?“

Da kehrte das Leben in die kleine Gestalt zurück. „Sagtest du etwas, Papa?“ fragte sie langsam und zögernd, als besinne sie sich.

„Ach, das Kind ist schläfrig,“ meinte die Baronin. „Seine Zeit ist gewiß längst überschritten. Geh' schlafen, mein süßes Herzchen! Aber gib mir erst einen Kuß.“

Widerstandslos ließ Leonie sich küssen, und mechanisch zog sie des Vaters Hand an ihre Lippen. Als aber Rochow sie auf die Arme nahm und selbst in ihr Zimmer trug, umklammerte sie ihn fester und immer fester; sie weinte erst leise und dann so leidenschaftlich, daß der starke Mann der Thränen sich kaum enthalten

konnte. Da er fürchtete, die heftige Erschütterung könnte dem zarten Wesen schaden, er selbst aber keine Worte fand, um Lonny's verzweifelnden Schmerz zu beschwichtigen, hüllte er sie in ein großes Tuch und trug sie zur höchsten Verwunderung der Dienstleute in eigener Person zu Frau Werden, in deren Zimmer er noch Licht sah.

Er hatte sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht. In weniger als einer halben Stunde war Lonny, wenn nicht getröstet, so doch durch Leäna's sanfte Vorstellungen beruhigt. Sie ließ sich willig zu Bett bringen, wo sie bald friedlich einschlummerte.

Drüben in der Villa aber gab's noch einige weniger friedliche Scenen. Frau Hortense machte ihrem Gatten Vorwürfe, daß er ihr nicht eher gesagt, in welcher Weise das Kind erzogen würde. „Wie konntest du zweifeln, daß ich unter solchen Umständen nur einen Augenblick gezögert haben würde, meine Pflicht zu erfüllen? Du weißt, daß ich fast zu sehr Sklavin meiner Pflichten bin."

Trotz seines Verdrusses hätte Hubert fast hell aufgelacht, erinnerte sich indeß noch rechtzeitig daran, daß die Manie seiner Frau, als Martyrin ihrer theils eingebildeten, theils wirklichen Pflichten zu erscheinen, nicht bloß unschädlich, sondern in vielen Fällen nützlich sei. Ueberdies hing er in Geldangelegenheiten ganz von ihrer Laune ab, die zu verderben er sich also hüten mußte. Darum entschuldigte er sich nur dahin, er habe selbst nicht gewußt, wie das alles hier arran-

girt worden, sondern sei durch das Versprechen Rochow's, für standesmäßige Erziehung Sorge zu tragen, beruhigt gewesen. „Du hast ja noch Zeit, das Unheil gut zu machen, liebe Hortense, und ich bin dir sehr dankbar, daß du diese Mühe so bereitwillig auf dich nimmst."

Damit küßte Herr von Haldenstein die wohlgepflegte, von Brillanten strotzende Hand seiner Frau und reichte ihr den Arm, um sie in die für sie bereiteten Gemächer zu führen.

In den Salon zurückgekehrt, fand eine nicht gerade sanfte Aussprache zwischen den beiden Herren statt. Rochow wollte das Kind behalten, Haldenstein aber seinen Entschluß nicht aufgeben, dessen Motive er seinem Wirth mit ziemlicher Offenheit darlegte.

„Wenn die Majorats-Angelegenheit sich zu meinen Gunsten entscheidet," so schloß er das Exposé seiner finanziellen Lage, „so bin ich über alle Schwierigkeiten hinaus. Bis dahin aber . . . ."

„Ist in dieser Angelegenheit neuerdings etwas geschehen?"

„Das nicht; aber es muß etwas geschehen. Ich gedenke gegen meinen Bruder beim Fürsten vorstellig zu werden, auf daß sein geistiger Zustand von Rechtswegen festgestellt wird. Ist er wirklich wahnsinnig, so geht er nach den Osteringen'schen Hausgesetzen des Majorates verlustig."

„In den letzten Jahren, wo er aus seiner Einsiedelei mehr herausgetreten ist, soll man keine Spur von Verrücktheit an ihm bemerkt haben."

„Ist das keine Spur, wenn Einer im Winter nach Schweden reist und dort an der Ostsee von einem verschneiten Dorfe zum andern wandert? Das aber hat mein Herr Bruder ohne vernünftigen Zweck in diesem Jahre zum fünften Male gethan."

Rochow horchte auf. „Ob er dem Geheimniß seiner Schwester auf der Spur ist?" fragte er sich gedankenvoll. Laut aber sagte er: „Mag sein, daß es in seinem Kopfe nicht richtig ist. Durch ein gerichtliches Einschreiten würden Sie indeß nur bewirken, daß der rechtmäßige Erbe aus der Verborgenheit hervortritt und seine Ansprüche geltend macht."

„Pah! Ob der überhaupt noch existirt, ist mir mehr als zweifelhaft. Glauben Sie denn, daß der alte Werdenheim die Thalburg an die Kinder seiner Stieftochter abgetreten hätte, wenn seine eigene Tochter oder deren Sohn noch lebte?"

Herr von Rochow antwortete nicht. Er dachte an Leäna von Osteringen, nach welcher er bisher vergeblich geforscht hatte.

Oft schon war ihm der Gedanke gekommen, den Pfarrer Neumann oder Frau Werden um Rath in dieser Angelegenheit zu fragen. Aber die Scheu, gravirende Familiengeheimnisse bloß zu legen, hielt ihn davon ab; so blieben denn die wichtigen Documente wohlverschlossen in seinem Schreibtisch liegen.

14.

Die Frühlingssonne hatte sich endlich doch Bahn gebrochen, und wie so häufig, folgte dem langen, strengen Winter ein ungewöhnlich warmes Frühjahr. Wie durch Zauber streifte die Erde ihr prächtiges Kleid von Myriaden flimmernder, aber kalter Sternlein von sich, und Blätter und Blüthen woben emsig das lichtgrüne, buntgestickte Festgewand, das, so alt und immer dasselbe, doch Aug' und Herz des Menschen stets neu entzückt.

Auch der alte Friedhof von Eichenau erwarb sich binnen wenigen Tagen seinen Namen „Kirchhofgarten". Zwischen dem dunkeln Laube der Cypressen leuchtete das feine Grün der Akazie, und die wallenden Zweige der schlanken Birken und Trauerweiden wetteiferten mit den breiten Kronen der Kastanien, wer die meiste Lebenskraft habe, die braunen Knospenhüllen zu sprengen. Unzählige Veilchen lugten aus dem thauschimmernden Grase und würzten die sonnige Luft mit balsamischem Hauche.

Aber sie harrten vergebens der kleinen Hände Lonny's, die sie sonst zu niedlichen Sträußchen banden, um Onkel und Pflegemama zu erfreuen, und wohl auch das Stübchen ihres Felix mit den duftigen Frühlingskindern zu schmücken. Lonny war nun schon einige

Wochen in der Residenz, wo Frau Hortense von Haldenstein ihr Bestes that, die bisher naturgemäße Bildung des Kindes durch moderne Uebercultur zu verdrängen. Dem ersten ziemlich kläglichen Brief war kein zweiter gefolgt, und Frau Werden vermuthete ganz richtig, man habe der Kleinen diese Correspondenz untersagt. Konnte doch die stolze Baronin es lange nicht verschmerzen, daß die „eingebildete Roturière“ nicht nur keine Visite bei den Eltern ihres Zöglings gemacht, sondern sogar den ihr angekündigten Besuch des Herrn von Haldenstein, der es doch für schicklich fand, der Dame seinen Dank abzustatten, wegen augenblicklichem Unwohlsein abgelehnt hatte.

Leäna würde diese völlige Trennung von dem ihr so theuer gewordenen Kinde viel schwerer empfunden haben, wenn nicht die Muttersorge für Felix jetzt ihre ganze Seele erfüllt hätte. Der lang ersehnte und doch so gefürchtete Zeitpunkt der Aufklärung ihres Sohnes über die Familienverhältnisse nahte heran. Die Gelegenheit zur Aussprache ergab sich schon an dem Tage, wo Felix mit lautem Jubel vom glänzend bestandenen Abiturienten-Examen zurückkehrte.

„Denke dir nur, Mama: wenn es nicht das erste Abiturienten-Examen unseres Gymnasiums gewesen wäre, würde mir die mündliche Prüfung geschenkt worden sein, ein so günstiges Zeugniß haben mir die Lehrer, besonders der Director, unser guter, alter Magister Metzner, ausgestellt! Aber mir ist's viel lieber, daß ich

die Feuerprobe bestanden habe. Wie leicht hätte man sagen können, der Magister bevorzuge mich ungerecht."

„Eine solche Parteilichkeit darf man Herrn Metzner wohl nicht zutrauen; er ist mir immer als sehr gerecht erschienen."

„Das ist er auch, besonders seit er in königlichem Amte steht. Früher sagte man ihm nach, daß er uns Bürgerliche protegire, dagegen allzu streng gegen die Adeligen sei. Jetzt aber tritt der Republicaner gar nicht mehr sehr zu Tage. Er ist ganz loyal geworden."

„Das scheint dich gerade nicht zu erbauen," erwiderte Leäna lächelnd, als sie einen unmuthigen Zug in dem eben noch so heitern Gesichte ihres Sohnes bemerkte.

„Doch, Mutter! Es freut mich, daß er, was er sein soll, auch ganz sein will. Ich dachte nur daran, daß die Republiken doch sehr viel Gutes haben, und wäre es auch nur, daß sie keine Adelsvorrechte kennen. Du hast keine Idee davon, wie närrisch hochmüthig unsere Junker sind. Erst heute wieder hat ein adeliges Bürschchen unser ehrliches Bürgerthum zu verspotten gewagt, und wäre ich nicht in so froher Stimmung gewesen, würde es mich noch mehr gekränkt haben. Wenn diese vornehmen Leute sich auch durch den Adel der Gesinnung und der That auszeichneten, ließe man sich ihren Stolz eher gefallen. Sie taugen aber alle nichts!"

„Wie kannst du so sprechen, Felix? Denke an Herrn von Rochow, an den Grafen Osteringen!"

„Das sind Ausnahmen, Mütterchen, besonders Herr von Rochow. Der sieht nie Jemanden über die Achsel an, weil er keine zwanzig Ahnen zählt und kein Wappen führt. Für den Grafen Osteringen schwärme ich nun vollends. Das ist ein wahrer Cavalier, wenn auch ein wenig stolzer als unser Herr Nachbar, worüber ich mich jedoch nicht zu beklagen hatte. Ihm könnte ich mich sehr leicht als Untergebener fügen. So möchte ich ganz gern sein Förster werden."

„Du ein Förster?"

„Ja, Mütterchen! Ich hab' nicht Lust, weiter zu studiren. Von den sogenannten Brodstudien sagt mir keines zu. Wären wir reich, so würde ich dem Studium der Philosophie einige Jahre widmen. Zum Militair ginge ich ganz gern; aber ein bürgerlicher Avantageur hat schlechte Aussichten. Mit dem Forstfach ist das etwas anderes; da kommt doch die Befähigung mehr in Betracht."

„Und du hältst dich dafür befähigt?" fragte Leäna ihren Sohn mit feinem Lächeln.

„Freilich! Förster Urner hat mir wiederholt gesagt, ich hätte ein scharfes Auge, eine sichere Hand, und er würde mich gern als Nachfolger begrüßen. Er legte sogar einen besondern Nachdruck darauf. Während der letzten Herbstferien hat er mir seine Flinte ohne Bedenken anvertraut. Ueberdies habe ich noch andere Gründe, und jetzt, wo du so viel heiterer bist als früher, darf ich dir's schon sagen. Susanna hat mir oft er-

zählt, du hättest nach des Vaters Tode dich in dieser Gegend niedergelassen, weil sie noch so reich an Wald ist, und der Kirchhof sei dir so lieb, weil er so viele hohe, dunkele Bäume habe. Da dachte ich denn oft, es müsse dir mitten im Waldesgrund noch besser gefallen. Bin ich dann Förster, so ziehen wir mit einander in ein schönes, verstecktes Waldhäuschen. Dann mögen dich die Leute den Waldesengel nennen; das klingt doch noch hübscher als Kirchhofengel. Du weißt doch, Mütterchen, daß du hier unter diesem Namen bekannt bist, wenigstens bei den Leuten, die deine Wohlthaten genießen?"

Leäna antwortete nicht, sondern schaute durch das offene Fenster in die wehmüthig schöne Frühlingspracht des Friedhofes.

Fürchtend, daß er trübe Erinnerungen in der Mutter geweckt habe, ließ sich Felix neben ihr nieder und küßte zärtlich ihre Hand mit den Worten: „Uebrigens werde ich überall glücklich sein, wo du es bist, Herzensmütterchen."

Das schöne blaue Auge des Jünglings, das so ernst und stolz blicken und so zornig sprühen konnte wie das seines Vaters, ruhte mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit auf der Mutter, die er über alles liebte. „Wenn du mir doch sagtest, was ich werden soll! Das würde mich jeder Qual des Wählens überheben. Denn wenn ich weiß, daß ich deine Wünsche erfülle, bin ich glücklich."

Wenn die vor Leäna liegende Pflicht erleichtert werden konnte, so mußte es durch diesen Ausdruck der hingebendsten Sohnesliebe geschehen. Vielleicht bestand das kindliche Vertrauen die ihm auferlegte Probe besser als die Liebe des Gatten.

„Würdest du deine Mutter auch noch lieb haben, ihr noch vertrauen, wenn du wüßtest, daß ein schwerer Verdacht auf ihr lastet, den sie nicht widerlegen kann?"

Leäna sprach mit abgewandtem Gesicht und sah die dunkele Röthe nicht, die ihres Sohnes Wange färbte, aber bald einer noch tiefern Blässe wich. Felix erinnerte sich plötzlich, daß vor einigen Jahren einer der rohesten Gymnasiasten ihm das boshafte Wort: „Was will denn der Bastard?" entgegengeschleudert, als er einen heftigen Streit unter den jüngern Knaben schlichten wollte, den jener Raufbold schürte. Sein Herz preßte sich in unsäglicher Angst zusammen, aber nur einen Moment. Es konnte ja nicht sein, daß auf seiner Mutter, in welcher er das Ideal der edelsten Weiblichkeit verehrte, ein solcher Makel ruhte, und in dem Tone der innigsten Zuversicht flüsterte er: „Nein, nein! Ich würde dich nie weniger lieben, dir nie weniger vertrauen, und wenn die ganze Welt gegen dich aufstände; selbst dann nicht, wenn du mir nicht ein Mal sagen wolltest oder könntest, du seiest unschuldig verdächtigt."

„Dank dir, Felix! Du machst mich heute glücklicher als am Tage deiner Geburt, und ich bereue nicht, daß ich deinem Vater versprochen, dir schon jetzt alles zu

sagen, was du später doch erfahren müßtest. Vor allem muß ich dir einen Irrthum benehmen. Dein Vater ist nicht gestorben, sondern lebt, und von dir wird es abhängen, ob du seinen Namen tragen willst."

In athemloser Spannung lauschte Felix den Worten seiner Mutter. Es wurde ihm so manches klar, was Susanna dunkel angedeutet, und ehe noch Leäna den Namen des Grafen Osteringen genannt, stand seine edele Erscheinung vor dem Geiste des Jünglings, und sein Herz schwoll in der süßen Ahnung, daß er den Vater nennen dürfe, an dem er bisher mit Sohnesliebe gehangen.

Ueber die stillen, grünen Hügel strich schon kühler Abendhauch, und die weißen Kreuze hoben sich im Lichte des Mondes schärfer von den dunkeln Cypressen ab, als Leäna ihrem Sohne die an Leid so reiche Geschichte ihres Lebens in schlichter, einfacher Weise erzählt hatte. Felix war tief erregt und vermochte kaum zu sprechen. Kein Zweifel an der Lauterkeit seiner Mutter war in ihm aufgetaucht; aber das Osteringen'sche Blut hatte sich gegen die Geduld empört, in welcher Leäna die unverdiente Schmach getragen, und mehr als ein Mal blitzte es wie Zorn in den großen blauen Augen, die weit geöffnet an der Mutter Lippen hingen, bis diese Regung ganz von mitleidigem Schmerz überfluthet wurde. „O du arme, arme Mutter, was mußt du gelitten haben!"

„Es war mir zum Heil, mein Sohn. Der größte Segen des Himmels kommt uns aus den Schmerzen

der Erde. Das habe ich freilich erst später eingesehen. Denn anfangs kannte ich in der Qual meines Herzens keinen andern Wunsch, als dort unter dem grünen Rasen bald Ruhe zu finden."

„Und was wäre dann aus mir geworden?" fragte Felix in zärtlich vorwurfsvollem Tone.

„Ich würde dich deiner Großmutter übergeben haben. Aber deine kleinen Händchen hielten mich am Leben fest. Nach und nach kam Ergebung in mein Herz. Dein Vater war lange Zeit unglücklicher als ich. Aber deine Liebe wird ihn entschädigen. Du mußt ihn bald, recht bald besuchen, damit er des süßen Vaternamens, den er so lange nicht gehört, nicht länger entbehre. Wann willst du reisen? Morgen schon?"

„Nein, Mutter!" erwiderte Felix ernst, fast traurig. „Aus allem, was du sagtest, sehe ich, daß jetzt eine Vereinigung zwischen dir und . . . und dem Vater nicht möglich ist. So lange du deinen Platz nicht einnehmen kannst, muß auch ich auf den meinigen verzichten. Aber laß mich für dich, für mich handeln. Laß mich jenen Mann aufsuchen, der so viel Antheil an deinem Geschick hat. Laß mich ihm erzählen, was du mir gesagt, und wenn er einen Funken menschlichen Gefühles in sich hat, wird er Mittel und Wege finden, deine Unschuld zu beweisen; denn er, er allein kann es, und er wird, er muß es wollen."

Felix hatte anfänglich ruhig, nach und nach aber immer leidenschaftlicher gesprochen, und Leäna erkannte deutlicher als je den Charakter des Vaters in dem

Sohne. Sie fühlte, daß es vergeblich sein werde, seinen Sinn zu ändern. Darum sagte sie nur beschwichtigend: „Fasse heute keinen Entschluß, — du bist zu erregt dazu. Berathe dich mit Gott und mit deinem Herzen, und sei überzeugt, daß du ganz frei entscheiden darfst."

*

Mehrere Tage hindurch war Felix sehr ernst und schweigsam. Leäna suchte ihn in keiner Weise zu beeinflussen; aber Graf Osteringen, den Leäna verständigt hatte, machte ihm den Vorschlag, die nächsten Jahre unter dem bisher getragenen Namen an der Hochschule der Residenz ganz seinen Neigungen angemessen zu studiren, die Ferienzeiten aber in des Grafen Gesellschaft zu den beabsichtigten Nachforschungen zu benutzen. „Vielleicht gelangen wir vereinigt zu einem günstigern Resultate, als ich in den letzten vier Jahren erzielte."

Felix sah ein, daß dieser Vorschlag der beste sei, und wollte sich danach richten. Leäna aber hatte ihren Plan, den Sohn zu begleiten, aufgegeben, da sie Rochow's Ansichten, dem Jünglinge seien einige Jahre völlig freier Bewegung zu seiner naturgemäßen Entwickelung nothwendig, als vernünftig billigen mußte.

Die Vorbereitungen zur Uebersiedelung des jungen Studenten wurden beschleunigt, denn Felix wollte noch am Sommer-Semester theilnehmen.

Herr von Rochow stattete ihn nicht bloß mit manchem guten Rathschlage, sondern auch mit Empfehlungsbriefen an befreundete Familien aus, damit er sich ein

wenig Menschenkenntniß erwerben könne. Das schüchterne Anerbieten des alten Herrn, auch pecuniaire Hülfe zu leisten, hatte Leäna freundlich aber entschieden zurückgewiesen. Dr. Metzner, der Geschäfte in der Residenz hatte, begleitete seinen Liebling, um ihm, wie er scherzend sagte, seine „Bude" einrichten zu helfen.

„Wir werden uns Beide sehr einsam fühlen ohne unsern jungen Philosophen, gnädige Frau," meinte Herr von Rochow lächelnd, als er Leäna überraschte, wie sie mit trüben Augen die Bücher ordnete, welche Felix zurückgelassen hatte. „Ihr kleines Häuschen und meine große Villa sind gleich öde geworden. Meine Leute haben mir schon gestanden, daß es viel hübscher war, als wir junge Herrschaften hatten. Vitus, der Kutscher, behauptet sogar, es sei den Pferden bange, daß sie allein spazieren fahren müßten. Des jungen Herrn Reitpferd besonders ließe melancholisch den Kopf hängen. Nun, mir ist auch bange, und ich bin fest entschlossen, mein Mündel aus der Pension zu nehmen, um wieder ein junges Leben um mich zu haben."

„Wie alt ist Ihr Mündel jetzt?"

„Erst fünfzehn Jahre. Margot sieht aber älter aus, weil sie sehr groß und so ernst und gesetzt ist. Heute bekam ich einen Brief von der Vorsteherin, worin sie schreibt, Margaretha sei gegenwärtig sehr bleich und matt, ohne eigentlich krank zu sein. Die Aerzte schieben die Schuld auf allzu rasches Wachsen und rathen Luftveränderung an. Ist es da nicht das Beste, wir nehmen das Kind hierher? Unsere prächtige Luft würde ihm

gewiß gut bekommen, und wir haben dann wieder einen Gegenstand der Sorge und Pflege um uns."

Leäna lächelte über die zuversichtliche Weise, in welcher der alte Herr ihre Gesinnungen mit den seinigen identificirte, stimmte ihm aber bei und zeigte sich willfährig, dem jungen Mädchen als mütterliche Freundin zur Seite zu stehen.

„Margaretha von Echterholm wird Ihnen gewiß gefallen, gnädige Frau. Wenn Lonny eine Elfenprinzessin war und wahrscheinlich noch ist, so gleicht Gretchen einem Engel."

„Margaretha von Echterholm!" wiederholte Leäna sinnend, als Rochow sie verlassen. „Ob es eine Tochter der Frau ist, welche Margot zu jenem unseligen Schritt verleitet und also auch mein Schicksal so traurig beeinflußt hat!" Dieser Gedanke aber minderte die Sorgfalt nicht, mit welcher sie die hübschesten beiden Zimmer der Villa für die künftige Hausgenossin des alten Herrn einrichten half, während dieser, der seine Pläne langsam faßte, sie aber rasch ausführte, selbst nach Arnsheim reiste, um Margot abzuholen.

*

In eigenthümlicher Bewegung stand Rochow am Abend eines schönen Junitages im Sprechzimmer der Anstalt, von wo man Hof und Garten zum Theil überschauen konnte. Alles athmete Frieden, Ruhe! Friedlich zogen die goldgesäumten Wölkchen am tiefblauen Abendhimmel einher, dem bleichen Mond entgegen, der so ernst und still über den dunkeln Bergen stand, als

scheue er sich, seinen vollen Glanz zu entfalten, so lange die Königin des Tages noch nicht zur Ruhe gegangen; friedlich plätscherten die Fischlein im Bassin, dessen Springquell flüssige Silbermassen zum Aethermeer emporsendete, um sie dann wieder in unzähligen Staubperlen den am Rande sich ausbreitenden Vergißmeinnicht in's blaue Auge zu werfen; friedlich spielte ein leiser Wind im dichten Laubwerk der Bäume, wo die Vögel ihre Jungen die Abendhymne zwitschern lehrten, während bunte Gruppen alter und junger Menschenkinder niederknieten, um bei den sanften Tönen des Aveglöckleins die Mutter des Friedensfürsten zu grüßen. Friede sprach auch aus dem Antlitz der Betenden: der noch ungetrübte Friede kindlicher Unschuld und jener edelere, köstlichere Frieden, welchen die Seele nur gewinnt, wenn sie siegreich mit den dunkeln Mächten des Lebens und des eigenen Ich gerungen.

Jetzt lösten sich die Gruppen, und die Instituts-Zöglinge, mit Bällen und Reifen bewaffnet, zerstreuten sich unter heiterm Geplauder in die viel verschlungenen Gänge.

In wenigen Minuten stand Rochow vor dem Ideal seiner Jünglings- und Mannesjahre.

Das Alter hatte die hohe königliche Gestalt Mathildens nicht gebeugt. Ihre Züge erinnerten freilich nur wenig an die ehedem so gepriesene Schönheit, aber aus dem hellen, freundlichen Auge leuchtete die alte Güte, und das sanfte Lächeln ihrer schmalen Lippen war so gewinnend und anmuthig wie früher.

Schweigend stand Rochow ihr gegenüber, denn er war vor Rührung seiner Stimme nicht mächtig.

Sie begrüßte ihn mit herzlicher Freundlichkeit als alten Bekannten und Freund, und bald war es ihr gelungen, ihm ihre eigene Unbefangenheit mitzutheilen. Der Vergangenheit gedachte sie nur flüchtig; aber Rochow gestand ihr mit dem ihm eigenen Freimuth, daß er jetzt völlig überzeugt sei, sie habe den besten Theil erwählt.

Margaretha, die inzwischen gerufen worden, begrüßte den Vormund ein wenig schüchtern, traf aber bald wieder den herzlichen Ton, der seinem warmen Herzen so wohl that, obschon er wenig Liebe zu fordern schien.

Die äußere Erscheinung Margarethens erschien ihm weniger einnehmend als früher. Dem Wachsthum hatte die sonstige körperliche Entwickelung nicht gleichen Schritt gehalten, wodurch die Backfischecken noch mehr hervortraten. Das farblose Gesicht erschien sehr schmal und deshalb zu lang; aber die sonnigen Augen, aus denen ein ganzer Himmel von Unschuld und Liebe lachte, waren noch eben so unwiderstehlich.

Nach dem sehr thränenreichen Abschiede war Margot ein wenig gedrückt. Als sie jedoch merkte, daß es Herrn von Rochow unbehaglich dabei wurde, machte sie bald wieder ein heiteres Gesicht. Erwartungsvoll sah das junge Mädchen der künftigen Heimath entgegen. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, wie das alles sein werde. Papa Numero drei hatte ja keine Frau und wohnte, wie sie aus Leo's Erzählungen noch sehr gut

wußte, in einem großen schönen Hause ganz allein mit einem „alten Drachen“ von Haushälterin, die Niemand ihres Herrn Gunst gönnte. Ob Leo wohl noch bei seinem Großonkel war?

„Was macht denn mein guter Black? Hat Leo ihn gut gehalten?“ fragte plötzlich Margaretha Herrn von Rochow.

Ein Ausdruck des Unwillens flog über das Gesicht des alten Herrn. „Black ist jedenfalls besser als sein Herr; Treue und Dankbarkeit der Hunde ist ja sprüchwörtlich. Leo aber zeigt nicht viel von diesen auch bei Menschen angenehmen Tugenden. Hab' ihm doch nichts als Liebes gethan, wenn ich auch seine Tollheiten nicht gut heißen konnte. Der saubere Patron hält's aber nicht der Mühe werth, dem alten Onkel zu schreiben.“

„Sei ihm nicht böse, guter Papa! Er hat gewiß nicht Zeit,“ bat Margaretha mit schüchternem Erröthen.

„Nicht Zeit! Da hast du Recht. So ein Herr Lieutenant hat Wichtigeres zu thun, als Correspondenzen mit alten Verwandten zu führen. Da sind die frühen Morgenstunden im Bett, die Nachmittage im Café, die Nächte auf Bällen oder bei Trinkgelagen viel nützlicher angewendet, gar nichts zu sagen vom schweren Dienst bei der Parade und dergleichen Mühseligkeiten des Soldatenstandes.“

Gretchen schwieg, obwohl sie gern noch ein Wörtchen zu Gunsten Leo's gesagt hätte, dem sie ein freundliches Andenken bewahrte. Aber Herr von Rochow machte ein ernstes, abweisendes Gesicht, und Margot hatte

noch nicht gelernt, der kalten Miene, hinter welcher sein warmes Herz sich versteckte, zu trotzen.

Je näher sie dem Ziele der Reise kamen, desto stärker schlug des Mädchens Herz; sie hatte keinen Sinn mehr für die schöne Welt, die sich vor ihr ausdehnte. Ihr Interesse an der Umgebung wurde erst wieder rege, als sie durch die Thore Eichenau's fuhren und Rochow sie auf die alterthümliche Bauart des Städtchens aufmerksam machte. An sämmtlichen Häusern des ziemlich geräumigen Marktplatzes waren die obern Stockwerke vorgebaut und ruhten auf mächtigen Gewölben, „Lauben" genannt. In den untern Stockwerken befanden sich Kaufläden, Cafés und Conditoreien, so daß diese Hallen nicht bloß bei schlechtem Wetter als Promenade benutzt wurden, sondern auch sehr bequeme Marktstände boten. Gretchen war indeß doch froh, daß keines dieser hohen Giebelhäuser ihre zukünftige Wohnung enthielt. Die Vorstädte gefielen ihr viel besser, und als die prächtigen Rappen des Herrn von Rochow vor seiner stattlichen Villa hielten, klatschte sie vor Freude in die Hände.

Am schloßartigen Portal harrte die Haushälterin ihres Herrn und des „neuen Eindringlings", wie sie Margaretha nannte. Sie hatte große Toilette gemacht: das dunkele Merinokleid, die weißleinene Schürze, die hohe Spitzenkrause um den Hals, die tadellos weiße Haube mit den steifen Bändern, vor allem das mächtige Schlüsselbund an der Seite sollten Margaretha von vornherein imponiren. Marianne argwöhnte mit Recht,

daß diese Mündel ihres Herrn ihr mindestens eben so gefährlich werden könne wie eine Frau von Rochow; aber sie war fest entschlossen, jeden Fuß breit ihrer bis dahin unbeschränkten Herrschaft zu vertheidigen.

Ohne Ahnung der Kriegsbereitschaft, in welche die alte Haushälterin sich gesetzt, reichte Margot ihr freundlich die Hand und empfing ein fast herablassendes Kopfnicken dafür. Rochow bemerkte es mißfällig und sagte in kurzem, befehlendem Tone zu Marianne: „Führe Fräulein Margaretha, von nun an deine junge Herrin, in die für sie bestimmten Räumlichkeiten und sorge für ihre Bequemlichkeit.“

In fast schnippischem Tone erwiderte die Alte: „Dazu ist ein Kammermädchen gemiethet worden. Madame Werden hat das alles besorgt.“

„Um so besser! Du hast also nur das Nöthige zu veranlassen.“

Schon seit einiger Zeit hatte Herr von Rochow das oft drückende, wenn auch meist gut gemeinte Pantoffelregiment seines Factotums zu schwächen gesucht. So offenbar aber war die Absicht des Regierungswechsels noch nie hervorgetreten. Marianne machte ein bitterböses Gesicht, mußte die Pille aber ohne Gegenrede hinunterschlucken. Sie wurde jedoch durch Margot's herzlich unbefangene Freundlichkeit versüßt. Das bescheidene Kind schien gar nicht geneigt, der alten, würdigen Frau als Autorität gegenüber zu treten. Diese änderte ihre Tactik auch sofort und fand es nun nicht

unter ihrer Würde, die junge Dame in ihre Zimmer zu begleiten.

Ein bewunderndes „Ah!" glitt von den Lippen Margot's, als sie über die Schwelle trat. Die beiden vor ihr liegenden Räume waren allerdings geeignet, ein Backfischherzchen in Ekstase zu versetzen. Zu den hellgrauen, mit Rosenknospen überstreuten Tapeten paßten die eleganten Nußbaummöbel ausgezeichnet. Zwischen den beiden Fenstern des ersten Zimmers stand ein niedlicher, völlig ausgestatteter Schreibtisch, an der Wand rechts ein zu den Tapeten harmonirendes Sopha mit einem Arbeitstische. Die linke Wand nahmen ein Flügel und ein Bücherschrank ein. Zwischen den luftigen Gardinen hingen zarte Schlingpflanzen aus Ampeln herab, und in den Fensterecken waren hübsche Gruppen von Blattpflanzen arrangirt. Die eine barg den goldschimmernden Käfig eines Kanarienvogels, dessen schmetternder Gesang mit den Nachtigallen des Friedhofes wetteiferte; in der andern plätscherten kleine Goldfischchen in ihrem krystallenen Bassin. Schöne Bilder und geschmackvolle Etagèren mit Nippsachen schmückten die Wände. Das Schlafcabinet war einfacher eingerichtet und hatte helle Tapeten mit freundlichem Pleinmuster aus Veilchen und Kornblumen. Durch eine Tapetenthüre konnte man in einen dritten, zur Garderobe eingerichteten Raum und von dort zur hintern Freitreppe mit dem geräumigen Balcon gelangen.

„Gefällt dir dein Nest, Goldkäferchen?" fragte eine tiefe Stimme am Eingange der Thüre. „Dann komm

und küsse die gütigen Hände, die es für dich bereitet haben."

Margot, die im Anschauen all' der Herrlichkeit, die ihr nun gehören sollte, alle Reisemüdigkeit vergessen hatte, wandte die freudestrahlenden Augen ihrem väterlichen Freunde zu und streckte ihm beide Hände entgegen.

„O, mir mußt du nicht danken, Gretchen. Da steht die gute Fee, welche das alles hervorgezaubert."

Erröthend neigte sich Margaretha vor der schönen bleichen Frau, die Herrn von Rochow zur Seite stand und sie so ernst und sinnend betrachtete.

Was war es denn, was Leäna's Herz beim Anblick dieses jungen Mädchens so tief bewegte, daß sie kaum im Stande war, ihr ein Wort des Willkommens zu sagen? Sie glaubte zu träumen, glaubte, ihre Margot schaue aus diesen großen blauen Augen. Das war ja auch ganz der edelgeformte Mund mit dem süßen Lächeln, das sie so oft bezwungen, wenn sie den thörichten Wünschen der jüngern Gefährtin entgegentreten wollte, und ganz dasselbe prächtige blonde Haar, dessen goldene Ringeln in seltener Fülle und reichem Seidenglanz um die feinen Schultern flossen.

15.

Wer achtet inmitten der reichen Pracht der Frühlingsblüthen und Sommerblumen auf Erbleichen und Welken der einzelnen? Aber die letzten Blüthen des Herbstes werden dem Auge theuer, und wir berechnen sorgfältig, wie lange wir wohl noch den heitern Schmuck genießen werden. So nimmt die Jugend sorglos ihren Antheil aus dem Füllhorn ihrer Freuden und denkt nicht an deren Vergänglichkeit, während das Alter den unbefangenen Genuß eines Glückes kaum mehr kennt.

Das war der Hauptinhalt der Gedanken des Herrn v. Rochow, so oft er sich bewußt wurde, wie sehr Margaretha, die in ihrer äußern Erscheinung wie in ihrem Charakter die günstigsten Erwartungen übertroffen hatte, ihm unentbehrlich geworden war, und wie wenig sicher sie ihm zu eigen gehöre. Er hatte ja die moralische Verpflichtung, wenigstens den Versuch zur Anerkennung seiner Mündel durch ihre Verwandten mütterlicherseits zu machen. Dafür, daß er sich nicht entschließen konnte, einen Schritt in dieser Angelegenheit zu thun, hatte er freilich Entschuldigungen genug. Indessen konnte er die Forderungen seines sehr strengen Rechtsgefühles immer nur für kurze Zeit zurückweisen.

Wer Herrn von Rochow als einen Sonderling und Menschenfeind gekannt hatte, konnte nicht umhin, über

die äußerst günstige Umwandlung zu staunen, welche sich innerhalb mehrerer Jahre an ihm vollzogen hatte. Schon der Verkehr mit Frau Leontine hatte seine Schroffheiten bedeutend gemildert und ihn außerdem zum praktischen Christen gemacht. Bei weitem größer aber war der Einfluß Margaretha's, zum nicht geringen Leidwesen Mariannens, die sich nach kaum dreijährigem Aufenthalt des jungen Mädchens im Hause ihres Vormundes zu Zeiten ganz so überflüssig vorkam, als hätte Herr von Rochow die ihr so schreckliche Idee einer Heirath ausgeführt. Die nun achtzehnjährige Margot stand thatsächlich an der Spitze des Haushaltes, und Marianne mußte sie als Herrin respectiren. Indeß dachte die gute Alte doch nicht daran, ihre Stellung aufzugeben. Denn Margaretha war viel zu gut und einsichtsvoll, um der treuen Seele ihr Amt unnöthig zu erschweren oder leid zu machen. Vielmehr wußte sie ihr die Meinung beizubringen, daß die Fugen des Rochow'schen Haushaltes sicher auseinandergehen würden, wenn Marianne nicht wäre. In diesen Bestrebungen wurde Margaretha von Leäna, die ihr eine wahrhaft mütterliche Freundin geworden war, unterstützt. Darum war ihre Anwesenheit in der Villa allerseits willkommen.

Gewöhnlich brachte Leäna einen Theil des Nachmittags daselbst zu, welcher abwechselnd der Musik, der Malerei, für welch' letztere Margaretha besonderes Talent zeigte, und den fremden Sprachen gewidmet wurde, während der Abend nach wie vor die Freunde

im ehemaligen Todtengräberhäuschen versammelte. Margaretha aber begnügte sich mit diesen regelmäßigen Zusammenkünften nicht. Sobald weder der Vormund noch der Haushalt ihrer bedurfte, schlüpfte sie auch des Morgens hinüber in das kleine Haus und holte sich Nahrung für Geist und Herz aus dem Verkehr mit der auf's innigste verehrten Frau.

„Goldkäferchen, du schwärmst mir gar zu viel auf dem Kirchhof herum," schalt Herr von Rochow eines Tages, als er Margaretha vermißt und einen Anflug von Eifersucht empfunden hatte; aber der bittende Blick aus den strahlenden Augen des jungen Mädchens hätte auch ein mehr als scheinbares Zürnen entwaffnet.

„Frau Werden schien mir gestern Abend leidend, und da ich sie heute Morgen nicht sah, wollte ich mich nach ihrem Befinden erkundigen."

„Ist sie etwa krank?" fragte Herr von Rochow theilnehmend.

„Sie will es nicht zugeben. Auch Susanna meint, sie sei zwar schwächer als sonst, aber nicht eigentlich krank, sondern nur beunruhigt, weil sie von ihrem Sohne so lange keine Nachricht bekommen."

„Ich begreife den Jungen ganz und gar nicht. Statt seine Ferien bei der Mutter zuzubringen oder ihr doch einen Theil derselben zu widmen, treibt er sich, wer weiß wo, herum. Ihm hätte ich das nie zugetraut. Ja, wenn es Leo wäre!"

Wieder ruhten die Augen Margaretha's mit bittendem Ausdruck auf Herrn von Rochow; aber dies Mal

ohne Wirkung. Der alte Herr schimpfte weidlich auf seinen Großneffen, der immer übermüthiger und leichtsinniger werde, besonders seit der Parade-Lieutenant Kriegs-Pulver gerochen habe, wenigstens von weitem. Denn sein Regiment war zur Erstürmung der Düppeler Schanzen zu spät gekommen.

„Es war doch sehr hübsch von ihm, daß er vor dem Ausmarsch herkam, um Abschied von dir zu nehmen, Väterchen, und daß er extra den Black mitbrachte, damit ich meinen alten Spielkameraden wiedersehen sollte."

„Mag sein! Aber ich höre nicht viel Gutes über ihn. Er fröhnt den Leidenschaften seines Vaters. Wie könnte es auch anders sein!"

Margot beugte das Haupt über die Blumen am Fenster, um die brennende Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Es that ihr weh, wenn Herr von Rochow so herb über Leo urtheilte. Gegen sie war er immer freundlich und gut gewesen, wenn er nach Eichenau kam, was in der jüngsten Zeit öfter geschah. „Werden Sie ein wenig um mich bangen? Würde es Ihnen leid thun, wenn ich fiele?" hatte er beim letzten Abschiede gefragt. Sie aber hatte ihm versprochen, für ihn zu beten, daß er glücklich zu den Seinen heimkehre. „Darf ich auch Sie zu den Meinen rechnen, Margot?" fragte er hierauf in leisem, flehendem Tone. Aber der arme Junge mußte auf die Antwort verzichten; denn Herr von Rochow nahm Gretchens Aufmerksamkeit in Anspruch und schickte sie unter einem

Vorwande fort. Als sie seinen Auftrag ausgerichtet hatte, konnte Leo in Gegenwart des alten Herrn nur noch einen ceremoniellen Abschied nehmen. Seitdem ergriff Herr von Rochow jede Gelegenheit, sich unzufrieden über Leo auszusprechen, erreichte damit jedoch gerade das Gegentheil seines Zweckes. Je mehr er suchte, seinen Großneffen in den Augen Gretchens herabzusetzen, desto eifriger umkleidete sie ihn mit dem Glorienschein aller männlichen Tugenden, desto öfter fragte sie sich mit hochklopfendem Herzen, was wohl seine letzte Frage hatte bedeuten sollen.

Rochow dachte übrigens nicht entfernt daran, daß Margot seinen Neffen schon liebe, und das junge Mädchen wußte es selbst noch nicht.

Herr von Rochow redete sich jetzt immer mehr in seinen Aerger über Leo hinein, und Margot machte sich immer emsiger mit ihren Blumen zu schaffen, hier ein gelbes Blättchen entfernend, dort eine Blüthe dem Sonnenlichte zukehrend, als Ersterer in seinem Redestrom und Letztere in ihrem träumerischen Sinnen durch lautes Pferdegetrappel im Hofe unterbrochen wurden.

„Der Wolf in der Fabel!" bemerkte Herr von Rochow, bei weitem nicht so verdrießlich, als man aus dem vorhergehenden Raisonnement hätte schließen können. Fast wider Willen freute er sich an der schlanken und doch kräftigen Gestalt des schmucken Lieutenants, der die Zügel des dampfenden Rappen seinem Burschen

zuwarf und dann in wahrem Sturmschritt die Freitreppe hinauf in das Haus eilte.

„Was bringt dich zu so ungewohnter Zeit hierher? Ich glaubte dich beim Manöver."

„Von dort komme ich eben. Wir haben Rasttag; ich bat um vierundzwanzig Stunden Urlaub und . . . da bin ich."

„Das sehe ich, nicht aber, wozu du den tollen Ritt von beinahe acht Meilen unternommen. Doch nicht etwa, um mit gutem Appetit bei uns zu diniren und auf dem Heimritt zu verdauen?"

„Beinahe, aber nicht ganz," lachte der junge Haldenstein vergnügt. „Siehst du denn nicht, bester Onkel, daß ich Premier geworden bin? Da mußte ich mich doch präsentiren. Ueberdies wollte ich dir Familien-Neuigkeiten mittheilen und endlich dich und mein Bäschen wiedersehen? Das ist mir die Hauptsache! Wo ist das Goldkäferchen? Ich brenne, sie zu begrüßen."

„Und ich brenne darauf, dich vor jeder Inconvenienz ihr gegenüber zu warnen. Margot ist kein Kind mehr. Du hast Fräulein von Echterholm als erwachsene Dame von Stande zu behandeln. Ich werde nicht dulden, daß das arglose Käferchen einem Sperber zur Beute fällt."

Der stattliche Husar drehte ein wenig verlegen sein Schnurrbärtchen, faßte sich jedoch bald wieder und sagte in scherzendem Tone: „Du gefällst dir ja in ganz unheimlichen Allegorien; jedenfalls gehst du in deinen Befürchtungen zu weit. Was könntest du auch im Ernste

dagegen haben, wenn ich eines schönen Tages um Fräulein von Echterholm's Hand bäte?"

„Was ich dagegen haben könnte?" brauste Herr von Rochow auf. „Sehr viel! Oder glaubst du, daß ich meine Perle an den ersten, besten Liebhaber verschleudern würde, an einen Verschwender, einen . . ."

„Onkel, mäßige dich!" sagte der junge Mann, nun seinerseits auch heftig. „Den Kinderschuhen bin ich längst entwachsen, und wenn ich mich aus Rücksicht auf den Dank, welchen meine Familie dir schuldet, bisher in einem bis an die Grenze des Erträglichen gehenden Maße von dir hofmeistern ließ, so darfst du es doch nicht bis zur Beschimpfung treiben."

Rochow fühlte, daß er zu weit gegangen, und sagte daher in ruhigerm Tone: „Wozu auch diese Erörterungen? Du mußt eine reiche Partie machen. Das ist aber Margaretha von Echterholm nicht, selbst wenn ich zu ihrem eigenen Vermögen noch einen Theil des meinigen lege. Ueberdies trägt sie zwar einen adeligen Namen, stammt aber aus bürgerlicher Ehe, so daß es sehr fraglich ist, ob sie den Deinigen als Familienglied willkommen wäre. Laß dich bei Zeiten warnen. Vor Allem beobachte die strengste Zurückhaltung gegen Margaretha. Nur unter dieser Bedingung gestatte ich dir den weitern Verkehr mit ihr."

Mißmuthig schritt Leo auf und ab. Bisher hatte er sich rückhaltlos dem Zauber hingegeben, den Margarethens wunderbare Schönheit und ihr sonniges, stilles, dem seinigen so ganz entgegengesetztes Wesen auf

ihn übte. Obgleich er schon mancherlei verliebte Beziehungen gehabt, war dabei doch nur Phantasie, Schönheitssinn und Eitelkeit betheiligt gewesen. Die tiefern Gefühle seines Herzens weihte er zuerst und allein Margot. Seine Liebe war rein und edel genug, das geliebte Mädchen nicht zum bloßen Spielball einer flüchtigen Laune zu machen, aber nicht so intensiv und selbstlos, daß er den Muth gefühlt hätte, eingewurzelte Standesvorurtheile zu besiegen.

„Auf Geld brauche ich bei meiner Heirath nicht zu rechnen. Osteringen fällt mir doch ein Mal zu. Aber von Adel muß meine Frau sein; sonst verlieren meine Nachkommen das Anrecht auf die Erbfolge. ... Warum hast du mich nicht früher auf Margot's Herkunft aufmerksam gemacht?“ fragte Leo plötzlich und blickte den Oheim fast zürnend an.

„Weil keine Veranlassung dazu vorhanden war. Jetzt weißt du es und wirst dich hoffentlich danach richten. Wenn ich nicht wüßte, daß Margaretha's Herz ganz frei ist, und daß sie dich höchstens wie einen Bruder lieb hat, würde ich dich bitten, unser Haus für längere Zeit zu meiden. So aber bin ich zufrieden, wenn du größere Zurückhaltung in deinem Benehmen beobachtest und nicht etwa galante Phrasen drechselst.“

„Sehr wohl, ich werde mich danach zu richten wissen.“

Es wurde ihm nicht schwer, sein Versprechen zu halten, da beleidigter Stolz, gekränkte Eigenliebe ihm zu Hülfe kamen. Er zürnte mit aller Welt, am meisten

aber mit Margaretha, aus deren ruhigem, harmonischem Wesen zwar herzliches Wohlwollen und seelenvolle Güte, aber nichts weniger als leidenschaftliche Liebe sprach. Das aber war in den Augen des sieggewohnten Helden eine unverzeihliche Kaltherzigkeit, für die er sich durch nicht bloß kühl zurückhaltendes, sondern durch fast schroffes Benehmen rächte.

Zuweilen blickte Margot den heute so seltsamen Gast erstaunt an, blieb jedoch ruhig und freundlich. Sie ließ selbst dann nicht merken, wie peinlich berührt sie sei, als Leo die momentane Abwesenheit des Herrn von Rochow benutzte, um ihr seine nahe bevorstehende Verlobung mitzutheilen, jedoch mit der Bitte, einstweilen noch nicht darüber zu sprechen, die Sache sei noch Geheimniß. Der junge Mann war sich wohl selbst nicht klar, was er mit dieser Mystification beabsichtige; jedenfalls fühlte er sich bitter enttäuscht, als Margot mit sanftem Lächeln und einem freundlichen Blicke aus den unaussprechlich guten Augen ihm Glück wünschte. Welch ein Triumph wäre es für ihn gewesen, hätte er in dem Herzen seiner schönen Nachbarin lesen können!

Zeitiger als sonst zog sich Margot vom Tisch zurück und überließ die Herren ihrer eigenen Unterhaltung. Sie mußte allein sein mit den Gedanken und Empfindungen, die so seltsam ihr Herz bedrängten. So sanft, weich und schmiegsam auch Margot's Seele war, so lag ihr doch Sentimentalität und Gefühlsschwärmerei

fern. Jedes unbestimmte, unklare Denken und Empfinden war ihr verhaßt, und sie ruhte nicht, bis sie die fremden Elemente in ihrem Wesen erkannt und, sofern sie unberechtigt, ausgeschieden hatte. Heute aber fürchtete sie sich vor der Antwort auf die Frage: was in ihrem Herzen vorgehe, warum es so unruhig poche, warum sie sich gar so arm, so unsagbar elend fühle. Von dem luftigen Balcon schaute sie trüben Auges in die zwar schon herbstlich gefärbte, aber immer noch reiche Blumenpracht des Gartens und darüber hinaus auf den stillen Friedhof mit seinen epheuumrankten Hügeln, den sanften Schlummerstätten einst vielleicht ruheloser Menschenherzen.

Wenn Herr von Rochow Margaretha jetzt gesehen hätte, wie sie so bleich und müde zwischen den dunkeln Oleanderbäumen stand, mit dem scharfen Stempel eines großen Schmerzes auf der jungen Stirne, wenn er gesehen, wie Thräne um Thräne zwischen den Wimpern sich hervordrängte und die bange Brust in schmerzlichem Seufzen sich hob: seine sanguinischen Ansichten über das noch völlig unberührte Herz seines Töchterchens würden einen argen Stoß erlitten haben. Margot selbst konnte sich nicht mehr täuschen; sie fühlte zu deutlich, daß sie Leo mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens liebe, ihm aber nie angehören dürfe. Sie fühlte das schmerzlich, aber ohne Bitterkeit. Selbst der demüthigende Gedanke, ihr Herz verschenkt zu haben, ohne daß es begehrt worden, verlor seine Schärfe in dem Bewußtsein der Reinheit und Selbstlosigkeit dieser Liebe.

Nach und nach wurde Margot ruhiger. Sie ging die Freitreppe des Balcons hinab und nahm ihren Weg zwischen den sammetgrünen Matten und blühenden Blumenbosquets zu dem Pförtchen, welches auf den Friedhof führte. Es war, als müsse ihr Trost und Friede aus dem friedlichen Häuschen da drüben kommen. Gern wäre sie noch weiter gegangen, um sich an dem Herzen der treuen, mütterlichen Freundin auszuweinen; aber sie wußte, daß Frau Leontine in schmerzlicher Sorge war und der Ruhe bedurfte. Kaum hatte sie einige Minuten auf der von Felix errichteten Rasenbank verweilt, als das Geräusch brechender Zweige sie erschreckte. Ehe sie noch irgend einer Vermuthung Raum geben konnte, lag der schöne, große Hund Leo's zu ihren Füßen und drückte den zottigen Kopf in ihren Schooß.

Bei diesem Anblick wich der tiefe Ernst aus Margot's Zügen. Unter Lächeln und Thränen streichelte sie den alten Freund, legte nach der Gewohnheit ihrer Kinderjahre die Arme um seinen Hals und flüsterte vor sich hin: „Ach, Black, weißt du auch nicht, wo der alte Leo hingekommen? O Black, Black!“ — brach sie dann leidenschaftlich aus — „warum hast du mich aus dem Wasser geholt!“

„Margaretha!“ rief eine wohllautende Stimme im Tone schmerzlicher Verwunderung. Es war Leäna, die, wie gewöhnlich, den Nachmittag in der Villa zubringen wollte. Prüfend schaute sie dem jungen Mädchen in die noch thränenfeuchten Augen, aus denen aller Sonnen-

schein gewichen schien. „Was fehlt dir, Margot? Wenn du weinst, muß der Kummer dir schon tief in's Herz greifen.“

Wenn auch in jungfräulicher Scham erglühend, verbarg Margot der verehrten mütterlichen Freundin doch nicht, was in ihrer Seele vorgegangen.

Leäna vermied in richtigem Takte, das junge Mädchen zu trösten; noch weniger suchte sie diese Liebe zu dämpfen, indem sie den Gegenstand derselben herabsetzte, sondern mahnte nur: „Laß diese erste herbe Erfahrung dein junges Herz nicht verbittern. Der Segen der echten, reinen Liebe ruht in ihr selbst; sie bedarf der Gegenliebe nicht, um das Herz zu beglücken. Bleibe du dir und deiner Liebe nur treu; dann wird deine Seele immer reiner und schöner werden in der Läuterung des Opfers, das sie jetzt trübt.“

„Wirst du dem Vater etwas sagen, Herzenstante?“

„Nein, Gretchen. Auch du mußt ganz still darüber sein und ihn ja nicht merken lassen, daß sein Goldkäferchen die Flügel hängen läßt.“

„Das will ich auch nicht! Nur du darfst wissen, wie thöricht ich bin.“

„Du wolltest aber eben auch Black zu deinem Vertrauten machen,“ erwiderte Leontine lächelnd.

„O, Black versteht mich ganz gut. Sieh' nur, wie ernst und klug er uns anschaut!“

Unter heiterm Gespräche schritten die beiden Damen der Villa zu, und als sie in den Salon traten, las Herr von Rochow in den Augen seines Lieblings nichts

weniger, als daß sie vor kaum einer Stunde so schmerzlich geweint hatte.

Die Herren waren übrigens in eifrigem Gespräche. Leontine wollte sich nach kurzer Begrüßung eben mit Gretchen zurückziehen, als Herr von Rochow lebhaft ausrief: „Bitte, bleiben Sie ein wenig bei uns, gnädige Frau! Der Gegenstand unserer Verhandlungen muß Sie interessiren, da Sie schon um Ihres Sohnes willen an Leo's Oheim, dem Grafen Osteringen, Antheil nehmen. Der arme Mann ist jetzt vollständig verrückt und befindet sich in der Behandlung eines Irrenarztes, aber in dessen Privatwohnung. Wenn sein Zustand als unheilbar sich herausstellt, geht Osteringen an den nächsten Erben über. Am Schlusse dieses Jahres soll das Gutachten dreier Aerzte entscheiden.“

„Zwei haben ihr Urtheil schon abgegeben,“ mischte Leo sich ein. „Der dritte wird auf ausdrücklichen Wunsch des Fürsten von der Mutter des Kranken, also von meiner Großmama, bestimmt werden. Nur deswegen fand der Aufschub statt; sonst wäre schon jetzt alles in Ordnung.“

Es war ein Glück für Leäna, daß sie beim Beginn dieser Mittheilung im Schatten der Portière am Thürpfosten lehnte, so daß keiner der Anwesenden merkte, wie ihre Gestalt wankte und ihre vom frischen Lufthauch sanft gerötheten Wangen leichenblaß wurden. Alle ihre Willenskraft aufbietend, kämpfte sie jedoch die ungeheuere Erregung nieder, und als sie sprach, verrieth

nur ein leises Vibriren ihrer Stimme, wie schmerzlich betroffen sie sei.

„Wer ist der nächste Erbe?“ fragte sie, um doch etwas zu sagen.

„Wenn der verschollene Sohn des Grafen sich nicht meldet und legitimirt, kommt Baron Hubert an die Reihe und nach ihm unser Herr Premier-Lieutenant. Ich glaube jedoch immer noch an das erstere, obgleich ich so gut wie keinen Anhalt dazu habe.“

„Das begreife ich nicht, guter Onkel! Meine Großmama hat den beabsichtigten öffentlichen Aufruf verhindert, weil, wie sie behauptet, der Erbe auf seine Rechte freiwillig verzichte, wenn er sich nicht von selbst melde. Als spätester Termin wurde dieses Jahr bestimmt. Er mag längst gestorben oder verdorben sein.“

„Hm! Das Jahr ist noch nicht zu Ende. Jedenfalls erscheint es rathsam, nicht mit einer bloßen Eventualität als mit einem sichern Factor zu rechnen, — man soll nicht bei Wucherern leihen!“

Glühende Röthe schoß in Leo's Gesicht, und eine heftige Antwort schwebte ihm auf den Lippen. In diesem Augenblicke wurde jedoch gemeldet, es sei gesattelt. Sichtlich erleichtert erhob sich Leo und verabschiedete sich vom Oheim ein wenig kurz, von den Damen, insbesondere von Margaretha mit gesuchter Höflichkeit. Black, der eben wohlgemuth in den Salon trottete und seinem Herrn in den Weg lief, bekam einen nicht gerade sanften Fußtritt, und flüchtete sich winselnd zu Margot.

„Wollen Sie Black vorläufig hier behalten, gnädiges Fräulein? Der Hund ist mir beim Manöver im Wege. Ueberdies möchte ich, daß er Sie manchmal an seinen Herrn erinnerte," fügte Leo in leisem und innigem, von dem bisherigen ganz verschiedenen Tone hinzu, und sah dabei das junge Mädchen mit einem so brennenden Blicke seiner dunkeln Augen an, daß sie die ihrigen verwirrt zu Boden senkte und nur mit stummem Neigen des Hauptes antwortete.

„Der tolle Junge hinterläßt wenigstens immer das wohlige Gefühl einer Windstille nach einem Sturme," meinte Herr von Rochow, als er mit seinen Damen den Balcon verließ, von wo sie dem kühnen Reiter zugesehen, wie er, den geraden Weg verschmähend, über den ziemlich hohen Zaun setzte, welcher den innern Hofraum von dem äußern trennte.

Der alte Herr sollte sich indeß heute dieses wohligen Gefühles nicht lange erfreuen Ehe es noch zur gemüthlichen Niederlassung im traulichen Salon kam, brachte Marianne die Postsachen.

„Absenderin: verwittwete Gräfin Ulrike von Osteringen! — Potztausend, was will die von mir? — Wollen die Damen inzwischen die Journale lesen? Ich bin begierig, zu erfahren, was mich Ihrer Gnaden in Erinnerung gebracht hat."

Es mußten höchst interessante Dinge sein, welche Herrn von Rochow's Aufmerksamkeit fesselten. Bald entfuhr ihm ein Ruf des Erstaunens, bald faßte er mit der Hand nach der Stirne, als traue er seiner

Fassungskraft nicht. „Daß ich nicht eher darauf gekommen bin! Und es lag so nahe!" murmelte er zuletzt und warf einen fast scheuen Blick auf Leäna, die mechanisch in den Zeitungen blätterte, während Margaretha scheinbar eifrig die Illustrationen eines Modeblattes betrachtete, in der That aber mit ihren Gedanken das Räthsel zu lösen versuchte, das in Leo's sich widersprechendem Benehmen lag.

„Auf Diplomatie habe ich mich nie verstanden und mir deshalb manches verdorben," sagte Herr von Rochow halblaut. „Hier aber scheint der gerade Weg unbedingt der beste . . . Goldkäferchen flieg' aus und bring' uns den Herrn Pfarrer und seine Schwester. Laß auch Susanna sagen, daß wir heute den Thee hier einnehmen."

Froh, durch diesen Auftrag einige ungestörte Minuten für sich zu gewinnen, schlüpfte Margot hinaus. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als Herr von Rochow Leäna den Brief der alten Gräfin ohne jede Bemerkung reichte.

Mit tiefer Bewegung blickte Leäna auf die großen, runden, einst so kräftigen, jetzt aber unsichern Schriftzüge ihrer Schwiegermutter. Der Brief lautete wie folgt.

„Mein sehr werther Herr von Rochow!

„Wahrscheinlich ist es Ihnen nicht mehr unbekannt, welche Verwickelungen das Vorgehen meines jüngern Sohnes in der Osteringen'schen Erbfolge-Angelegenheit nach sich gezogen hat. Damit dieselbe sich nicht zu einer cause

célèbre der unangenehmsten Art entwickele, muß ich vor allem verhüten, daß vor Ablauf dieses Jahres ein endgültiges Verdict über des Grafen Zustand gefällt werde. Bis dahin rechne ich mit Bestimmtheit auf das Erscheinen meines Enkels, des jungen Grafen Felix von Osteringen. Wie ich vermuthe, weiß Graf Arthur seit längerer Zeit um den Verbleib der Gräfin Leäna und ihres Sohnes. Jedoch bin ich ganz außer Stande, mit ihm zu conferiren, da jeder Brief der Controle seines Arztes, oder richtiger gesagt, Kerkermeisters untersteht, dieser aber im Solde meines Sohnes Hubert steht. Bisher waren meine eigenen Nachforschungen vergeblich. Als ich jedoch vor einigen Wochen nach fast sechsjähriger Abwesenheit auf die Hochburg zurückkehrte, fand ich unter den Papieren meines Sohnes mehrere Briefe seiner Gemahlin, sämmtlich von Eichenau datirt. Ich würde mich sofort nach Eichenau begeben, müßte ich nicht meine Genesung von einem heftigen Kopfleiden, durch welches mir das Reisen unmöglich gemacht wird, abwarten. Da die Zeit jedoch drängt, bitte ich um Ihre Mitwirkung, den Aufenthalt meiner Schwiegertochter zu ermitteln. Ich habe Grund zu der Annahme, daß sie ihren Geburtsnamen »Werdenheim« ganz oder theilweise angenommen hat. Sobald ich nur weiß, wo ich meine Schwiegertochter finden kann, werde ich selbst kommen, und ich fürchte nicht, daß sie meine Pläne für sie selbst und ihren Sohn kreuzen wird; sie müßte denn nicht mehr das engelgleiche, gute Wesen sein, das ich einst in ihr liebte, ja verehrte."

Weiter konnte Leäna nicht lesen. Heiße Thränen verdunkelten ihren Blick. Herr von Rochow war gleichfalls heftig, aber freudig bewegt. „Es versteht sich doch von selbst, gnädige Frau, daß ich sofort nach der Hochburg telegraphire."

„Das würde vielleicht Hoffnungen in . . . . der Gräfin wecken, die nicht in Erfüllung gehen dürfen," antwortete Leäna leise. „Was nützt es, daß die Mutter gefunden ist, wenn die Hauptperson fehlt? Seit mehrern Monaten bin ich ohne jede Nachricht von Felix."

„Und Sie haben keine Ahnung über seinen Aufenthalt?"

„Das wohl! Ich vermuthe, daß er in Schweden ist."

„In Schweden?"

„Er sucht einen Mann, der . . ."

„Angelo Martens!" fiel Rochow hastig ein, und als Leäna ihn erstaunt und fragend anblickte, fuhr er fort: „Er ist todt, seit langen Jahren schon; seine Gattin starb bald nach ihm. Margaretha von Echterholm ist seine Tochter . . . Hülfe, Hülfe!"

Rochow zog so heftig an der Klingel, daß der Zug riß. Leäna von Osteringen war in todesähnlicher Ohnmacht zu Boden gesunken.

16.

In der Rochow'schen Villa und in der nächsten Umgebung derselben herrschte die größtmögliche Stille. Dicke Teppiche bedeckten alle Treppen und Corridore vom Keller bis zum Boden, und draußen war die Straße eine ziemliche Strecke weit dick mit Lohe belegt, wodurch das Geräusch der vorüberrollenden Wagen bedeutend gedämpft wurde. Lange hatten sich die Bewohner Eichenau's die Köpfe zerbrochen, auf wen wohl so viel Rücksicht genommen werde, und sie verwundert geschüttelt, als es hieß, Frau Werden sei im Hause des Herrn von Rochow plötzlich erkrankt. Frau Werden? — Die Armen kannten sie gut und beteten für sie; aber unter der haute volée des Städtchens gab es manch vornehmes Nasenrümpfen und Achselzucken über diese neueste Sonderbarkeit des querköpfigen alten Herrn von Rochow. Das Erstaunen aber erreichte die höchste Potenz als verlautete, es sei ein berühmter Arzt aus der Residenz verschrieben worden, und die Reichsgräfin Ulrike von Osteringen weiche nicht vom Bette der Kranken. Was man dazu sagen sollte, wußte man nicht; aber man war bald darüber einig, es müsse ein Geheimniß dahinter stecken.

Margaretha von Echterholm dachte das auch; aber es hätte sie wenig bekümmert, wenn man sie nicht von

der Pflege der ihr so theuern Frau ausgeschlossen hätte. Anfänglich durfte sie bei der Kranken bleiben, und die Nähe des jungen Mädchens wirkte wohlthätig auf dieselbe; wenigstens wurde sie ruhiger und ihre Phantasieen schienen sich freundlicher zu gestalten. Als aber die Gräfin Osteringen eintraf, untersagte Herr von Rochow seinem Töchterchen, das zweite Stockwerk zu betreten, wo Leäna's Krankenzimmer sowie die Appartements der Gräfin und die Wohnung des Arztes hergerichtet waren. Margaretha hatte die ehrwürdige Greisin mit dem schneeweißen Haar, den trotz ihres hohen Alters noch schönen, feinen Zügen und der streng aristokratischen Haltung nur von fern gesehen; aber sie fühlte sich mächtig zu ihr hingezogen und fragte fast eben so viel nach ihr wie nach der Kranken. Aber sie bekam nur einsilbige Antworten.

Allgemach fing Goldkäferchen an, die Flügel hängen zu lassen. So wenig auch Herr von Rochow Gretchen im Auge zu halten schien, es entging ihm die Veränderung in ihrer sonst so heitern Stimmung doch nicht. „Was meinst du zu einem Winteraufenhalt in der Residenz, Gretchen!" fragte er eines Morgens, als ihm Margarethens fast gedrücktes Wesen besonders auffiel. „Es ist hier gar zu einsam und trübselig für dich geworden. Ueberdies ist es Zeit, daß du die Welt ein wenig kennen lernst. Ich bin zu alt und zu steif, dich in die Gesellschaft einzuführen; aber eine gute Bekannte, der ich dich unbedenklich anvertrauen könnte, hat sich dazu erboten. Die Frau Geheimerath von Hermsing, eine

sehr liebenswürdige Dame, macht ein feines Haus, und dort würde mein Goldkind noch ein wenig Schliff bekommen. . . . Es fällt mir freilich schwer, mich auf längere Zeit von dir zu trennen; aber es ist zu deinem Besten."

Herr von Rochow hatte mit abgewandtem Gesicht gesprochen, als fürchte er die bittenden Blicke seines Lieblings. Aber es half ihm nichts. Margot legte die weichen Arme um seinen Hals, schmiegte die blühende Wange an sein runzelvolles Gesicht und flüsterte mit so innig zärtlichem Vorwurf: „Bin ich dir denn so sehr im Wege, Väterchen?" daß dem alten Herrn ganz heiß wurde, besonders als er die Thränen des herzigen Wesens auf seinen Wangen fühlte.

„Meinetwegen schicke ich dich nicht fort. Aber ich möchte nicht, daß du vor der Zeit Jemand Anderm in den Weg kämest; sonst könnte noch mehr Unheil und Verwirrung entstehen, als wir schon haben. Drum sei mein gutes, folgsames Töchterchen. Sobald die Krisis vorüber ist, kehrt van Brook in die Residenz zurück und nimmt dich mit. In wenig Monaten kehrst du jedoch wieder. Auch werde ich dich gar bald dort besuchen."

Dagegen ließ sich nichts machen, und Gretchen ergab sich in ihr Schicksal, das den meisten jungen Mädchen nicht so hart vorgekommen wäre. Mit Hülfe Frau Kerstens und der besten Schneiderin des Städtchens wurde Margot's Garderobe bald auf fashionablen

Stand gebracht, und dabei gab es so viel zu thun, daß ihr für trübe Gedanken nicht viel Zeit blieb. Margot hätte auch statt des „lieben Goldkäferchens“ ein wahrer Phönix sein müssen, wenn die glänzenden Seidenstoffe, die kostbaren Spitzen und funkelnden Juwelen ihrer Ausstattung nicht im Stande gewesen wären, die kleinen Wölkchen ihres jungen Herzens goldig zu umsäumen. Ueberdies strahlte dazwischen ein gar freundlicher Stern: die Hoffnung, Leo wieder zu sehen. Sein Regiment stand ja in der Hauptstadt.

Zu dem heitern, geschäftigen, wenn auch geräuschlosen Treiben in den hellen Räumen des ersten Stockes bildete die unheimliche Stille des Krankenzimmers einen grellen Gegensatz. Dichte Vorhänge schlossen die goldenen Strahlen der Herbstsonne aus. Unhörbar glitten die Schritte der Wärterinnen und des Arztes über die Teppiche, und das Nothwendige wurde im leisesten Flüsterton gesprochen.

Am Fußende des durch weiße, faltige Vorhänge umhüllten Bettes saß gewöhnlich Gräfin Ulrike. Stolz und kaltherzig nannte man sie wohl tadelnd auch in jenen Kreisen, wo diese Eigenschaften eher als Vorzüge, denn als Fehler gelten. Wer immer jedoch dies harte Urtheil fällte, hätte sie jetzt sehen sollen, wo sie um das Leben eines geliebten Wesens bangte. Die Gräfin war in der zärtlich besorgten Krankenpflegerin untergegangen, und mit der Eifersucht der Liebe verweigerte sie die Hülfeleistung der Wärterin, sobald sie deren irgend entbehren konnte.

Mit dem Ausdruck unsäglicher Angst hing ihr ernstes blaues Auge an den Zügen des Arztes, wenn er die Kranke beobachtete, und als er am zehnten Tage, nach glücklich überstandener Krisis, die sichere Hoffnung auf günstigen Verlauf der Krankheit aussprach, gab die Gräfin, welche sonst die Selbstbeherrschung nie verlor, ihrer Freude einen so lauten Ausdruck, daß van Brook lächelnd den Finger auf den Mund legte, damit sie den ersten sanften Schlaf Leäna's nicht störe.

Als der Professor den Rücken wandte, kniete die Gräfin am Bette der Kranken nieder und dankte Gott mit heißer Inbrunst.

„Wenn diese Nacht noch glücklich vorübergeht, scheint mir die Genesung unzweifelhaft," sagte der Professor zu Herrn von Rochow, der im Vorzimmer auf ihn gewartet hatte, um ihn mit in sein Studirzimmer zu nehmen, wo die beiden Herren täglich gemeinschaftlich eine Cigarre rauchten. „Hoffentlich gönnt Gräfin Osteringen sich dann die Ruhe, die ihr höchst nothwendig ist, wenn sie sich der Angelegenheit ihres Sohnes erfolgreich widmen will. Es wird sehr schwierig sein, eine Lösung der Verwickelung herbeizuführen, ohne die Ehre der Familie in der einen oder der andern Weise zu schädigen; und das wäre der Todesstoß für die alte Gräfin, welcher das makellose Wappen jetzt noch über jedem Erdengute steht, früher wohl gar über den himmlischen Gütern stand. Es ist viel, sehr viel, daß sie bei ihrer Schwiegertochter weilt. Sie muß von ihrer Unschuld völlig überzeugt sein."

„Das kann sie auch," fiel Rochow lebhaft ein. „Ich kenne kein edeleres, reineres Wesen, als Leäna von Osteringen."

„Ich auch nicht," gab der Arzt mit halbem Lächeln zur Antwort. „Deshalb habe ich Jahre lang einen Theil meiner Sommerferien benutzt, jenen Angelo Martens aufzusuchen, mit dem der Graf die Kugeln wechselte. Durch ihn hoffte ich Licht in die Sache zu bringen. Graf Arthur verfolgte diesen Zweck auch, aber im Winter, und das gab den ersten Anlaß, seine Verrücktheit constatiren zu lassen. In dem letzten Jahre machte er seine Streifereien gemeinschaftlich mit Felix während der großen Sommervacanz."

„Hätte ich von all' dem eine Ahnung gehabt, so könnte die Sache vielleicht schon in Ordnung sein. Angelo Martens ist seit zwölf Jahren todt."

„Das erfuhr ich diesen Herbst. Nachdem ich die so lang gesuchte Spur des Malers endlich gefunden hatte, traf ich ihn in der letzten Menschenwohnung. Indeß sagte mir der kalte Leichenstein mehr, als mir von dem lebenden Zeugen vielleicht anvertraut worden wäre. Martens war verheirathet. Seine Frau starb kurz nach ihm. Der auf der Grabschrift angegebene Geburtstag und der Vorname »Margaretha« brachte mich auf eine Idee, die vieles, wenn nicht alles erklären würde, wenn sie richtig wäre. Indeß kann auch alles auf Zufälligkeiten ohne Bedeutung beruhen. Nur muß noch mit dem Umstande gerechnet werden, daß Graf Arthur, der, wie es sich jetzt herausstellt, mit seinem

Sohne Felix vor mir dort war, wahrscheinlich den nämlichen Gedanken gefaßt hat und dadurch in einen höchst aufgeregten Zustand und in eine Art von Raserei gerathen ist. Die Späher, die ihm seit Jahren auf Schritt und Tritt folgen, benachrichtigten jedenfalls Hubert von Haldenstein. Dieser benutzte die Gelegenheit, dem Fürsten eine Verfügung zu entlocken, nach welcher Graf Arthur sich der Untersuchung resp. Behandlung dreier Irrenärzte zu unterziehen hat."

„Was mag aber aus Felix geworden sein?" fragte nun Herr Rochow, immer noch im Zweifel, ob er van Brook's Idee durch die Thatsachen bestätigen solle oder nicht.

„Schon bei der ersten Unterredung unter vier Augen, die ich, zum Aerger meines Collegen, durch einen Handbefehl des Fürsten mir zu erzwingen wußte, theilte mir der Graf mit, Felix weigere sich, als sein Sohn aufzutreten, bevor er nicht die Beweise der Unschuld seiner Mutter in Händen habe. Nach der Aussage des Gutsherrn, auf dessen Besitzungen Martens lebte, hat eine Familie aus Stettin, deren Namen ihm jedoch entfallen, der hinterlassenen Tochter des Malers sich angenommen. Auf diese unbestimmten Anhaltspunkte hin setzt Felix seine Nachforschungen fort, und mit einem Starrsinn, an welchem man den echten Osteringen erkennen kann, will er nicht eher von sich Nachricht geben, bis ein glückliches Resultat seine Bemühungen krönt. Er ist im Stande, in Stettin von Haus

zu Haus zu forschen, ob nicht eine Waise aus Schweden dort Aufnahme gefunden habe."

„Das hätte der arme Junge leichter hier haben können. Mein Mündel, Margaretha von Echterholm, ist die Tochter des Malers, und ich schickte sie in die Residenz, damit sie ihrer Großmutter, der alten Gräfin Osteringen, nicht zu Gesicht komme. Sie sehen, mein bester Herr Professor, daß Ihre Idee auf der Wirklichkeit beruht. Wir haben die vollsten, unwiderleglichsten Beweise der Unschuld Leäna's in Händen, zunächst in dem Trauschein Angelo's und Margarethens und dem Taufschein des Kindes, ferner in einem Schreiben der Frau von Echterholm an mich, worin sie das romantische Schicksal der beiden Liebenden in seinem ganzen Verlaufe schildert, ohne jedoch den traurigen Zusammenhang mit dem Loose der jungen Gräfin zu kennen, . . . endlich einen Brief, den Margaretha vor ihrem Tode an Leäna geschrieben. Denn sie hat erst sehr spät erfahren, was Leäna für sie gethan, und was sie um ihretwillen gelitten. Sie würde sich lieber dem Zorn, dem Fluche der Mutter ausgesetzt haben, als ihr Glück mit dem Glücke ihrer Schwägerin zu erkaufen."

„Kennt Leäna von Osteringen den Inhalt dieser Schriften?"

„Leider übergab ich ihr dieselben, sobald sie aus der langen Ohnmacht, die den Anfang ihrer Krankheit bildete, zu sich kam. Dadurch aber wurden ihre ohnehin erschütterten Nerven noch heftiger erregt. Ueberdies

sind mir nun die Hände gebunden. Denn sie ruhte nicht, bis ich ihr das Versprechen gab, ohne ihre Erlaubniß von den Briefen zu ihren Gunsten keinen Gebrauch zu machen, am allerwenigsten die alte Gräfin von der Sachlage in Kenntniß zu setzen. Nur Felix und Graf Arthur sollten im dringendsten Nothfalle Kenntniß davon erhalten. Wenn Felix sich jedoch weigert, ohne die Beweise der Unschuld seiner Mutter in seine Rechte einzutreten, so wird er wahrscheinlich auf einer quasi-öffentlichen Mittheilung derselben bestehen, und dann sehe ich nicht ein, wie wir aus diesem Dilemma herauskommen sollen."

„Vorläufig ich auch nicht. Wir werden allerdings Zeit gewinnen, wenn Graf Arthur als »bei gesundem Menschenverstande« erklärt wird. Das kann ich aber nicht herbeiführen, ohne den Grafen Hubert so zu compromittiren, daß er es am Ende vorzieht, das Weite zu suchen. Das wird jedoch kaum im Willen meines großmüthigen Clienten liegen, und noch weniger in den Wünschen der alten Gräfin. Sie will durch Felix die Intriguen Hubert's unschädlich machen, aber nicht der Oeffentlichkeit preisgeben. Dem Grafen Arthur ist's nämlich ganz gleich, ob er für verrückt gehalten wird oder nicht, da er früher ja geflissentlich dies Gerücht bestärkte. Aus einer seiner Aeußerungen schloß ich auch, er wolle seinen geistesgestörten Zustand als Beweggrund für die Trennung von seiner Frau bestehen lassen. Er mag den traurigen Zusammenhang jetzt ahnen und die völlige Geheimhaltung desselben

wünschen. Er hat zu viel von dem Charakter und den Anschauungen seiner Mutter, um Margaretha von Haldenstein als Frau Martens . . ."

Betroffen unterbrach der Professor seine ernste Rede und blickte nach der Thüre, welche ein wunderliebliches Bild einrahmte: Margot im blüthenweißen Ballkleide, blaue Cyanen im goldblonden Haar. Ehe noch Herr von Rochow sich umschauen konnte, hielten weiche Hände seine Augen gefangen, und Gretchen, die mit jener der Jugend eigenen Elasticität ihren unbefangenen Frohsinn wieder gewonnen hatte, sobald der Kummer um die geliebte Freundin gewichen, flüsterte in verstelltem Tone: „Rathe, wer bin ich!"

„Wunderbar schwer zu rathen!" lachte Herr von Rochow, den Margot's Nähe aus dem sorgenvollsten Ernste in heitere Stimmung versetzte. „Ah, du willst mich wohl dafür entschädigen, daß ich dich im ersten Ballschmuck nicht sehen kann," sagte er, nachdem Margot seine Augen frei gegeben. „Potz tausend! Die Göttin Ceres selbst könnte nicht schöner sein . . . . Deinen Kornblumen aber fehlen die Thautropfen." Mit diesen Worten erhob sich Herr von Rochow und nahm aus einem verborgenen Fache seines Secretairs ein kleines Schmuckkästchen.

„Das ist ein altes Familien-Erbstück. Meine selige Mutter bestimmte diesen Perlenschmuck zum Brautgeschenk meiner künftigen Gattin. Diesen Zweck sollte er jedoch nie erfüllen. Indeß denke ich, daß sie ihn meinem Goldkäferchen eben so gern geben würde,"

fügte Rochow gerührt bei. „Putze dich rasch damit, kleine Fee, und komme dann wieder.“

Margot küßte dankend die gütige Hand ihres väterlichen Freundes und huschte hinaus, zurück zu Frau Kersten. Professor van Brook blickte der holden Erscheinung noch nach, als sie längst entschwunden war. Rochow bemerkte es und sagte: „Muß nicht selbst uns alten Knaben das Herz aufgehen beim Anblick solch eines herrlichen Menschenkindes? Wenn Gräfin Ulrike meine Perle nicht auch schätzen und lieben lernen und gern als Enkeltochter anerkennen sollte, müßte sie ein steinernes oder doch ein verknöchertes Herz haben.“

„Und das hat sie nicht,“ fiel van Brook ein. „Als ich das junge, holde Wesen betrachtete, kam mir eine Idee. Wenn die Wogen sich ein wenig geglättet haben werden, bringen Sie Margaretha auf irgend eine Weise in die Nähe ihrer Großmutter und überlassen es ihrem Liebreiz, sich das Herz derselben zu gewinnen. Dann wird diese eine Aufklärung über ihre Abkunft leichter ertragen.“

„Aber Leäna meinte, die Aehnlichkeit mit der Mutter sei so groß, daß schon ihr Anblick erschütternd wirken würde.“

„Mir kommt es nicht so vor. Margot hat Augen und Haare und den wunderbar zarten Teint von ihrer Mutter geerbt; auch erinnert ihr Lächeln, die Anmuth ihres ganzen Wesens an sie. In den Zügen selber aber gleicht sie mehr dem Vater, und auf diesen wird die Gräfin sich kaum erinnern. Versuchen Sie's nur.“

„Glauben Sie denn, daß mir viel daran liegt, Margot von der Gräfin anerkannt zu sehen? Ich bin, Gott sei Dank, in der Lage, die Zukunft des Kindes völlig sicher zu stellen; sie hat nicht nöthig . . . . Da bist du ja schon, kleine Hexe. Was ist dir denn? Du siehst ja so erschrocken aus!"

„Ein junger Mann ist eben wie rasend an mir vorüber die Treppe hinaufgelaufen. Laut rufen wollte ich nicht; er hätte mich auch nicht gehört, da er mich nicht ein Mal sah, sondern mich beinahe umrannte. Wenn die Wärterin nicht im Vorzimmer auf ihrem Platze ist" . . . Professor van Brook hatte schon beim ersten Wort seine Cigarre weggeworfen, war aufgesprungen und, so schnell es seine Corpulenz erlaubte, in's zweite Stockwerk hinaufgestiegen.

Herr von Rochow aber sagte: „Das ist kein Anderer als Felix, Frau Leontinens Sohn. Susanna konnte auch vernünftiger sein und ihn festhalten, bis wir auf seine Ankunft vorbereitet waren."

Als van Brook keuchenden Athems in's Krankenzimmer trat, fand er eine sein Herz sehr rührende, aber für sein ärztliches Gewissen höchlichst empörende Scene. Laut schluchzend kniete Felix am Bette der Kranken, die sich erhoben hatte, den Sohn umfaßt hielt und ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit anblickte.

Gräfin Ulrike ging dem Arzte einige Schritte entgegen und sagte beschwichtigend: „Er hat sie nicht geweckt; sie ist auch gar nicht erschrocken. Vor einigen Minuten erwachte sie, richtete sich auf, sah wie suchend

im Zimmer umher und sagte dann: »Geh', Mutter, und führe Felix bald hierher. Er ist eben angekommen.« Natürlich glaubte ich, sie rede irre, und suchte sie von dem Gedanken abzubringen. Sie blieb jedoch dabei und sah mich so ruhig, so klar und so bittend an, daß ich ihr wenigstens den Willen thun und mich nach Felix umsehen wollte. Ich ging bis zur Thüre, die zum Corridor führt, und in dem Augenblick, als ich sie öffnete, stürzte der junge Mann mir entgegen. An der Aehnlichkeit mit Arthur erkannte ich ihn als meinen Enkel. Ehe ich mich noch von meiner freudigen Ueberraschung erholt hatte, war er schon an mir vorüber in's Zimmer der Kranken geeilt, die ihn begrüßte, als längst erwartet, als gar nicht unvermuthet gekommen, ohne auch nur eine Spur von Aufregung zu zeigen. . . . Ueberzeugen Sie sich selbst, wie ruhig sie ist. Felix allein ist heftig bewegt."

Der Professor mußte ihr Recht geben. Das blasse, schmale Gesicht Leäna's strahlte wohl von der innigsten Freude, und die großen dunkeln Augen leuchteten in Glück und Zärtlichkeit; aber der Ausdruck überirdischen Friedens, süßer Ruhe herrschte so deutlich vor, daß man unwillkürlich an die Seligkeit eines schon verklärten Geistes gemahnt wurde. Dennoch oder vielmehr gerade deshalb wollte dieser Anblick Herrn van Brook nicht gefallen; ein wenig mehr irdisches Entzücken wäre ihm selbst bei größerer Erregung lieber gewesen.

Erleichtert athmete er auf, als Leäna das klare Auge auf ihn richtete und lächelnden Mundes mit

zwar schwacher Stimme aber natürlich frohem, fast scherzhaftem Tone zu ihm sagte: „Sie dürfen nicht schelten, bester van Brook; die Freude des Wiedersehens wird mir nicht schaden! So steh' auf, mein Junge, und mache Frieden mit dem Herrn Professor. Er sieht ganz so aus, als wolle er dir wegen unbefugten Eindringens in sein Revier den Krieg erklären."

Einige unzusammenhängende Entschuldigungen stammelnd, reichte Felix dem Doctor, den er schon in der Residenz kennen gelernt hatte, die Hand, und verbeugte sich vor Gräfin Ulrike.

Die ehrwürdige Matrone, deren helles Auge erst scharf und prüfend auf ihm ruhte, streckte ihm die Hand entgegen und fragte in leise vibrirendem Tone: „Hat Felix von Osteringen für seine Großmutter noch ein wenig Liebe übrig?"

Felix neigte das erglühende Gesicht über die dargebotene Hand und küßte sie. Jetzt erst wurden ihm die Worte klar, welche die alte Susanne ihm nachgerufen, als er so rasch aus dem Friedhofhäuschen fortging, wo er die Mutter vergeblich gesucht hatte: „Wenn die gnädige Mama wieder gesund wird, kommt alles in Ordnung. Erlaucht, Frau Gräfin sind selber da, sie zu pflegen."

Zu Erörterungen vor der Kranken ließ es van Brook jedoch nicht kommen. In höflichem aber ganz entschiedenem Tone verlangte er einige Stunden absoluter Ruhe für Leäna, worauf die Gräfin Ulrike ihren Enkel einlud, sie in ihre Appartements zu begleiten.

Es machte einen sehr angenehmen Eindruck auf sie, daß Felix um Erlaubniß bat, vorerst seine Reisekleider mit einer geeignetern Toilette vertauschen zu dürfen. Ueberhaupt hatte die unverkennbar vornehme Erscheinung des stattlichen Jünglings ihr Herz schon beim ersten Anblick gewonnen, und mit stolzem Lächeln sagte sie sich: „Osteringen'sches Blut verleugnet sich nie."

Nein, es verleugnete sich nicht. Der jüngste männliche Sprößling des Geschlechtes gab einen neuen Beweis dafür, als er Herrn von Rochow aufsuchte, um ihn über die Waise des Malers Angelo Martens zu befragen.

Der Zufall oder vielmehr die Fügung Gottes hatte ihn bald nach seiner Ankunft in Stettin zu Frau Justizrath Schirmer geführt, die einen Theil ihres großen Hauses als chambres garnies vermiethete. Die alte Dame hatte zwar viel von ihrem rüstigen Wesen, aber nichts von dem herzlichen Wohlwollen für ihre Nebenmenschen eingebüßt, und sobald sie merkte, daß ihren jungen Miether ein geheimer Kummer drücke, widmete sie ihm eine um so liebevollere Aufmerksamkeit. Felix faßte Vertrauen zu ihr; er machte sie mit dem Zweck seiner Anwesenheit bekannt, und erstaunte auf's freudigste, als derselbe eine so unverhofft rasche Erledigung fand.

„So hatte ich denn mit Schmerzen in der Ferne gesucht, was ich so leicht in der Nähe finden konnte," schloß Felix seine Mittheilungen an Rochow, der nicht müde werden konnte, den „Prachtjungen" zu mustern.

In Wesen und Haltung des Jünglings drückte sich ein vorzeitiger, männlicher Ernst aus, der durch unbefangene Offenheit und Zutraulichkeit einen besondern Reiz erhielt.

„Was gedachtest du aber durch diese Jagd nach der Hinterlassenschaft des Malers zu erreichen?“ fragte Herr von Rochow nach einer längern Pause, in welcher Jeder gehofft, der Andere werde den heikeln Punkt zur Sprache bringen.

„Irgend einen Beweis für . . . für die Unschuld meiner Mutter.“

„Wer zweifelt denn an der Unschuld deiner Mutter?“

„Du scheinst nicht alles zu wissen, Onkel, obgleich ich dies aus deinen Aeußerungen schloß,“ antwortete Felix mit brennenden Wangen.

„Ich weiß alles, jedenfalls mehr als du, und ich wiederhole meine Frage oder stelle sie vielmehr dahin: Wer hat die Gräfin Leäna von Osteringen einer Schuld bezichtigt?“

„Mein Vater selbst . . .“

„Hat er seinen Argwohn gegen einen einzigen Menschen ausgesprochen? Hält er jetzt noch daran fest?“

„Nein, aber seine Mutter . . .“

„Hat nie auch nur einen Augenblick an eine solche Schuld ihrer Schwiegertochter geglaubt und sich jenen scheinbar belastenden Umstand so erklärt, daß etwaige Schuld nur auf Seiten Angelo's sein könnte. Sie will ausdrücklich jede Erklärung hierüber seitens ihrer Schwiegertochter oder Anderer zurückweisen, weil in der Entgegennahme derselben schon ein Zweifel ausgedrückt

sein könne. Der Grund ihres Zürnens gegen deine Mutter lag nur darin, daß diese den Gatten verließ. Gräfin Ulrike gibt indeß zu, daß sie selbst so gehandelt haben würde."

„Aber den Verwandten und der Welt gegenüber muß doch eine Erklärung für die Trennung der Gatten gesucht und gefunden werden . . ."

„Auch nicht eine Stimme hat sich gegen deine Mutter erhoben. So viel ich weiß, begnügte man sich zuletzt mit der Annahme, der Wahnsinn des Grafen Arthur habe seine Gemahlin veranlaßt, sich von ihm zu trennen . . . Es ist ein ganz verkehrter Eigensinn von dir, wenn du auf Beweisen bestehst, wo Niemand deren bedarf."

„Du vergissest den Vater meiner Mutter, bester Onkel. Sie hat ihm versprechen müssen, von jeder Vereinigung mit dem Gatten abzusehen, bevor sie sich nicht vollkommen rechtfertigen könne."

„An den Herrn von Werdenheim habe ich allerdings nicht gedacht. Aber beruhige dich, mein Junge: er kann jeden Augenblick haarklein überzeugt werden, daß Leäna keinen Fehler begangen, als den einer fast übermenschlichen Großmuth und Opferwilligkeit. Wenn du mir strengste Discretion versprechen und auch für das Schweigen deines Großvaters bürgen willst, übergebe ich dir noch heute die betreffenden Documente. Dann wirst du auch verstehen, warum vorläufig Stillschweigen geboten ist. . . . Wenn du dich aber deiner erlauchten Großmama noch vor dem Diner in Gala vorstellen

willst, mußt du eilen. Ich habe bei Susanna deinen Koffer abholen und hierherbringen lassen. Die gute Seele soll sich zwar stark gesperrt haben; sie wird sich aber darein finden müssen, daß du von jetzt ab hier dein Logis hast. Komm, ich führe dich selbst."

Felix sagte dem guten alten Herrn einige Worte warmen Dankes und ging dann, in tiefes Sinnen versunken, neben ihm her, so daß er zum zweiten Mal Margot's liebliche Gestalt, die eben über den Corridor huschte, würde übersehen haben, wenn Herr von Rochow ihm nicht scherzend bedeutet hätte: „So, da entschuldige dich bei meinem Töchterchen, daß du sie vorher so erschreckt hast."

Zum weidlichen Ergötzen des alten Herrn blickte Felix mit bewunderndem Staunen in das hold erröthende Antlitz der schönen Jungfrau und vergaß über dieser unwillkürlichen Huldigung die ihm aufgedrungene Entschuldigung.

„Gebt einander die Hände, Kinder! Wenn's nicht Eifersucht geben soll, müßt ihr gute Freunde werden." Mit innerlichem Behagen fügte er bei sich selbst hinzu: „Hoffentlich noch mehr, und das wäre die beste Lösung!"

Daß Margot und Felix anderer Meinung sein könnten, fiel ihm gar nicht ein, und noch am selben Tage theilte er seine Idee dem Professor van Brook mit, bedauernd, daß er gerade jetzt Margot fortschicken müsse.

„Das ist ja der allergünstigste Umstand," lachte der Professor gutmüthig. „Gräfin Osteringen ist mit

ihrem Enkel überein gekommen, daß er noch im Laufe dieser Woche mit mir nach der Hauptstadt fährt, sich dem Fürsten vorstellt und seine Identität nachweist. Damit ist den Intriguen des Barons Haldenstein die Spitze abgebrochen. Er hat dann kein Interesse mehr daran, den Grafen bei einem Irrenarzte zu interniren, und wird wohl froh sein, wenn die Sache nicht weiter verfolgt wird. Das Schlimmste, was passiren kann, wäre die Ernennung eines Curatoriums, das bis zur Großjährigkeit des jungen Grafen die Osteringen'schen Güter zu verwalten hätte. Da jedoch Gräfin Ulrike dies bisher sehr gut allein besorgt hat, wird es nicht ein Mal dahin kommen. Sie ist übrigens so bezaubert von ihrem Enkel, daß sie beabsichtigt, seine Mündigkeits-Erklärung zu beschleunigen. Ich habe ihr jedoch davon abgerathen; es wird ihm gewiß lieber sein, noch zwei bis drei Jahre der Jugend goldene Freiheit in unbeschränktem Maße zu genießen. Sein Sinn steht schon lange nach Italien, und wenn die Genesung der Gräfin einen normalen Verlauf nimmt, dürfte sie noch vor Beginn des Winters dahin übersiedeln können. Ihre Gesundheit hat sich schon zwei Mal dort gekräftigt, und ich hoffe auch für diesen dritten Aufenthalt das Beste."

Diese frohe Hoffnung wußte der Professor auch Felix einzuflößen, so daß ihm der Abschied auf ohnehin nur kurze Zeit leichter wurde. Margaretha von Echterholm aber konnte sich der traurigen Ahnung nicht entschlagen, sie werde ihre treue, mütterliche Freundin

nicht wiedersehen, und setzte alle Hebel ihres Einflusses auf Herrn von Rochow in Bewegung, wenigstens Abschied nehmen zu dürfen.

Der Professor übernahm es, Gräfin Ulrike einige Minuten in ihrem Zimmer aufzuhalten. Mit tiefer Rührung begrüßte Leäna die Tochter ihrer Schwägerin Margot und legte die fast durchsichtigen Hände segnend auf den blondgelockten Scheitel. „Behüte dich Gott, mein Kind!" flüsterte sie und küßte die Thränen fort, welche die vor innerer Erregung blassen Wangen Gretchens netzten. Vertraue Ihm nur! Er wird dich glücklich machen, sei es im Genusse, sei es im Opfer. Bleibe du nur gut und treu . . ."

In wortloser Rührung drückte Margot ihr Gesicht in die Kissen des Bettes und schluchzte leise.

„Lebe wohl, mein Kind! Du mußt fort!" sagte Leäna mit ängstlichem Blick auf die Thüre des anstoßenden Gemaches, von wo sie das leise Rauschen seidener Gewänder vernahm. Aber es war schon zu spät.

Gräfin Ulrike, die Leäna noch wegen einer Botschaft an Arthur befragen wollte, trat rasch in's Zimmer und blickte erst mit fast zürnendem Staunen, dann mit dem Ausdrucke schmerzlicher Wehmuth auf das junge Mädchen, das sich mit ruhigem Anstande vor ihr verneigte, noch ein Mal Leäna's Hand mit heißen Küssen bedeckte und sich dann still entfernte.

„Wer — war das?" Ihre Stimme klang beinahe ängstlich.

„Eine Mündel des Herrn von Rochow. Sie soll zu ihrer fernern Ausbildung nach der Residenz.“

„Mir war es, als sähe ich Margot . . .“

Leäna schwieg; aber sie sandte ein heißes Gebet empor, daß Gott durch Margaretha das stolze Herz der Gräfin zur milden Beurtheilung der Handlungsweise ihrer Tochter stimmen möge.

*

Die Hoffnung des Professors schien sich zu verwirklichen, Leäna mit jedem Tage stärker zu werden. Schon durfte sie täglich einige Stunden außer Bett zubringen und am geöffneten Fenster den wunderbar schönen Herbst genießen. Die Sonne strahlte so heiter und mild am tiefblauen Himmel, als habe sie einen neuen Frühling zu beleuchten.

„Das gibt ein herrliches Wetter für unsere Reise nach Italien,“ bemerkte Gräfin Ulrike, als sie den Blicken Leäna's folgte, die sehnsüchtig an den grünen Wiegen der im letzten Schlafe ruhenden Menschenkinder hingen.

„Meinst du, daß Arthur und Felix schon so bald hier sein können? Dann möchte ich gern auf einige Tage hinüber in mein kleines Häuschen ziehen, um ihn dort zu empfangen, wo er mich zuerst wiederfand.“

„Wie du willst, meine Liebe,“ antwortete die Gräfin mit einigem Mißbehagen. Die Erinnerung daran, die Gemahlin ihres Sohnes habe unter einem bürgerlichen Namen in einer »Hütte« gelebt, war ihr peinlich.

„Der Arzt hat mir erlaubt, daß ich morgen zum ersten Mal zur Kirche gehe."

„Auch dagegen habe ich nichts. Nach und nach mußt du dich doch an die Bewegung im Freien gewöhnen; sonst würde das Reisen zu anstrengend für dich werden."

Leäna antwortete nicht; aber von den Hügeln des Friedhofes erhob sich ihr Auge zum glänzenden Himmel, und ihre Lippen bewegten sich in leisem Gebet. Sie kannte das Ziel dieser Reise besser als ihre Umgebung, und war freudig bereit, dem Rufe des Herrn zu folgen. Aber sie wollte in jenen Räumen sterben, wo sie das höchste irdische Glück errungen: in liebender Ergebung leiden und im Leide den Herrn lieben, der es gesandt.

*

Ihr Wunsch ward erfüllt.

Wenige Tage später hielt Graf Osteringen noch ein Mal, nun erst im vollen Bewußtsein ihres Werthes, die Gattin umfangen, — ruhte Felix noch ein Mal am Herzen der Mutter, die er wie eine Heilige verehrte, . . . preßte der in seinen strengsten Forderungen befriedigte Herr von Werdenheim die in doppeltem Sinne verloren geglaubte Tochter in die Arme.

So viel glückliche Menschen hatte die trauliche Wohnstube im Todtengräber-Häuschen wohl nie beisammen gesehen. Selbst Gräfin Ulrike erklärte sich ausgesöhnt mit der comfortablen Hütte. Sie präsidirte am Theetische zwischen Werdenheim und Rochow;

ihr gegenüber saß Leäna zwischen dem Gemahl und dem Sohne; Pfarrer Neumann mit seiner Schwester schloß die Reihe auf der einen Seite; Professor van Brook genügte, die Lücke auf der andern auszufüllen.

Die alte, treue Susanna, sonst so ruhig, so besonnen, geberdete sich fast wie kindisch vor Freude. Sie hielt in der Küchenstube zur Entschädigung für das jahrelange Stillschweigen ein seliges Plauderstündchen mit Marianne, die in immer tieferes Staunen versank und Susanne fast ungläubig anstarrte, als diese ihr erzählte, der Landesfürst habe eigenhändig an die Gräfin Leäna geschrieben und die Fürstin auch. Letztere bedauerte sehr, daß das gräfliche Paar nicht bald an den Hof kommen könne; jedenfalls sollte die Gräfin nach der Rückkehr aus Italien den Sommeraufenthalt mit der Fürstin theilen.

Dieser Umstand füllte den Becher des Glückes für Gräfin Ulrike, während Leäna gar keinen Werth darauf legte, sondern nur im Glücke des Vaters, des Gatten, des Sohnes sich sonnte.

*

Gott zeigt uns so gern und so oft, daß das reinste Glück auf Erden nur nach Momenten zählt.

Ehe noch die Stürme des Herbstes die dichten Kronen der Kastanien entlaubten, wölbte sich ein stiller Hügel mehr zu ihren Füßen. Den Reichen und Vornehmen, die aus Neugier das täglich frisch bekränzte Grab besuchten, wie den Armen, die herbeikamen, um an demselben für ihre Wohlthäterin zu beten, sagte

ein einfaches Marmorkreuz, daß hier Leontine Gräfin Osteringen-Haldenstein, geb. Freiin von Werdenheim, der Auferstehung entgegenschlummere.

17.

Die Kriegsfurie hatte die deutschen Marken nur berührt, um ihre verheerende Brandfackel desto sicherer in Germania's Herz zu schleudern. Den glorreichen Kämpfen für die bedrohte Freiheit der nordischen Brüder folgten bald die mörderischen Schlachten, wo deutsche Waffen gegen Deutsche gezückt wurden. Krankheit, Noth und Elend aller Art war die traurige Frucht der blutigen Saat. Die leichengedüngten Felder sandten ihre verpestenden Dünste weithin in deutsche Gauen, das Werk der Zerstörung fortzusetzen. Der Tod zog im Lande umher und klopfte rastlos an Palast und Hütte, aber nicht als freundlicher Genius, der nur müde Augen schließt zum letzten, zum willkommenen Schlummer, sondern als entsetzliches Gespenst, heitere Kinder, blühende Jungfrauen, kräftige Männer wie lebensmatte Greise in die grausige Umarmung ziehend. Hunderte, ja Tausende fielen binnen wenigen Wochen der Cholera zum Opfer.

Auch in Eichenau hatte der unheimliche Gast Einkehr genommen und forderte starken Tribut. Nur wenige Familien blieben ganz verschont. Diejenigen, die vor kur-

zem noch so regen Antheil an der Sorge für die verwundeten, kranken Krieger genommen und das fremde Elend nach Kräften gelindert hatten, standen nun ohnmächtig der furchtbaren Geißel gegenüber, die das Herz für die Noth des Nächsten verhärtet, so lange sie lastet. Aengstlich beschränkte sich Jeder auf das eigene Haus, so lange es von der Seuche verschont blieb. Nicht selten flohen Kinder vom Krankenbette der Eltern; Väter, Mütter verließen ihre Kinder, und Dienstboten waren kaum um schweres Geld zu bekommen. Die christliche Charitas allein, wie der Priester- und Ordensstand sie sich zur Pflicht machen, bestand die Probe der Opferwilligkeit, ohne zu zaudern.

Pfarrer Neumann eilte unermüdlich von Haus zu Haus, überall Worte des Trostes und die Wegzehr für die Reise in die Ewigkeit spendend, bis er selbst erlag, wie der gute Hirt, der das Leben für die ihm anvertrauten Schafe gibt. Frau Kersten überlebte den Tod ihres geliebten Bruders nur wenige Stunden.

Dumpfe Verzweiflung lagerte über dem sonst so heitern Städtchen, und wegen der großen Anzahl der Opfer erschlaffte sogar die Theilnahme für die herben Verluste, welche hier der Freund, dort der Nachbar erlitt. Jeder klammerte sich ängstlich an das eigene Leben, und wer nicht an den Ort gebunden war, floh weit, weit fort in Gegenden, die von der pestartigen Krankheit noch frei waren. So hatten die meisten Adelsfamilien ihren Aufenthalt für die Dauer der Seuche verlegt. Herr von Rochow aber konnte sich dazu nicht

entschließen; er behauptete, der Tod könne ihn überall treffen. Margaretha weigerte sich entschieden, ihn zu verlassen. Auch schien es, als wolle die Seuche allgemach nachlassen; schon war in drei Tagen kein Todesfall vorgekommen, und die Erkrankungen nahmen bedeutend ab. Man athmete erleichtert auf. Plötzlich aber erhob sich die asiatische Furie mit erneuter Wuth, und die Zahl der Sterbenden steigerte sich mit jedem Tage.

Auch die Bewohner der Rochow'schen Villa blieben nicht verschont. Marianne, die in entsetzlicher Furcht sich schon unzählige Male an der Cholera erkrankt geglaubt, und mit jedem scheinbaren Anfalle in größere Aufregung gerieth, wurde zuletzt doch von ihr ergriffen und starb.

Kaum hatte Herr von Rochow der treuen Dienerin die letzte Ehre erwiesen und sie zu Grabe geleitet, als auch er einem Anfalle der Seuche in kaum einer Stunde erlag. Der herbeigerufene Arzt kam nur noch recht, den eben erfolgten Tod zu bescheinigen. Er machte die Sache geschäftsmäßig ab und eilte dann fast gleichgültig fort. Hatte er doch heute schon am Bette eines sterbenden Wittwers gestanden, der fünf unerzogene Kinder im Elend zurückließ, und mußte jetzt zu einem jungen Manne eilen, der einzigen Stütze seiner armen alten Mutter. Herr von Rochow aber stand allein da; das junge Mädchen, welches der Entscheidung des Arztes so schreckensbleich entgegensah, war dem Todten nicht ein Mal verwandt und konnte sich wohl leicht trösten.

Aber Margaretha fand keinen Trost. Der furchtbare Schlag war so plötzlich gekommen, daß sie glaubte, ein schwerer Traum halte ihre Seele gefangen. Mit starrem, thränenlosem Schmerz saß sie bei der Leiche dessen, der die Liebe und Güte eines Vaters für sie gehabt. Das gute, edele Antlitz, im Tode unverändert, schien noch jetzt ein liebevolles Lächeln für sie zu haben. Aber die warme, freigebige Hand, die sie so oft dankbar geküßt, war starr und kalt.

O, wenn es ein Traum wäre! Doch nur das Leben ist ein Traum, dem die Wirklichkeit des Todes ein Ende macht.

Welch ein Contrast zwischen Leben und Tod! Draußen spielte der warme Sonnenschein mit der von Blumenduft durchzogenen Luft und warf seine grüngoldigen Lichter über fröhlich rauschende Kastanien, Birken und Cedern: da innen aber war alles Leben vor der kalten Majestät des Todes entflohen, und der liebeswarme Blick der treuen, guten Augen für immer erloschen.

Horch . . . Glockengeläute! . . . Die dumpfen Trauerklänge ziehen seltsam durch die heitere Natur, so ganz erfüllt von Sonnenglanz, Blumenduft und Vogelsang; aber sie lösen die starre Qual in Margarethens Seele, und leise weinend kniet sie am Lager des theuern Todten nieder, aus ganzem Herzen flehend: „O Herr, gib ihm die ewige Ruhe! Ach, dürfte ich doch auch eingehen in die Wohnungen des ewigen Friedens! Nimm mich mit, Vater, nimm mich mit! Laß

mich nicht allein in der weiten, fremden, kalten Welt, — so ganz allein!"

Margaretha faßte die kalte Hand des todten Freundes und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Da durchrieselte plötzlich ein kalter Schauer ihre Glieder; es wurde dunkel um sie her. Der Vogelsang draußen verstummte und die Glocken tönten wie aus weiter Ferne. Sie wollte sich erheben, konnte aber kein Glied rühren. „Ist das der Tod? O Herr, erbarme dich meiner Seele!" . . . Noch einige Secunden, dann war es völlig Nacht um sie her; fester klammerte sich ihre Hand um die des Todten, und ihr Haupt sank schwer auf ihn nieder. . . .

Als Margaretha erwachte, hatte sie das dumpfe Bewußtsein, recht schwer geträumt zu haben. Sie rieb sich die Augen, um das Traumbild ganz zu verscheuchen; denn alles, was sie sah, kam ihr fremd und doch bekannt vor. Das war ihr Bett mit den blau und weißen Vorhängen, daran war nicht zu zweifeln. Aber wo war denn die Tapete? Die Gardinen am Fenster fehlten auch; dafür zogen draußen Rebzweige einen lebendigen Vorhang vor die blanken Scheiben und ließen das heitere Licht der Morgensonne nur spärlich durch; innen aber rankte ein großblätteriger Epheu sich um den ganzen Fensterbogen.

Mechanisch erhob sich Margot, um nach dem Klingelzug an ihrem Bettende zu greifen; aber er war nicht da, und mit einem Seufzer der Ermattung sank sie in die Kissen zurück.

Da rührte sich etwas hinter dem Vorhange, und das gute, ehrliche Gesicht Susanna's schaute vorsichtig um die Ecke. Margot glaubte ein frohes Lächeln im Gesichte der Alten zu sehen, und ein freudiges „Gott sei Dank“ zu hören; aber es wurde ihr so wunderlich wirr zu Muthe, daß sie die Augen schloß, um erst ganz zur Besinnung zu kommen. Aber so oft sie dieselben öffnete, erblickte sie alles wie beim ersten Mal; überdies saß Susanna jetzt groß und breit vor dem Bette, schüttelte eine Flasche Medicin, goß davon in einen Löffel und reichte ihr den Trank mit ermunterndem Zuspruche. Widerstandslos schlürfte sie ihn hinunter und fragte dann: „Bin ich denn krank, Susanna?“

„Ja freilich, Fräulein Margaretha, und das recht sehr. Jetzt aber wird's hoffentlich besser werden.“

„Warum sind denn die Gardinen und Tapeten fortgenommen worden, und wo ist Marianne? Kommt der Vater nicht bald?“

Das gutmüthige Gesicht Susanna's verzog sich zum Weinen; sie faßte sich aber rasch und sagte ausweichend: „Das sind viel zu viel Fragen auf ein Mal. Nach und nach aber werden Sie alles erfahren. Wenn Sie noch ein wenig schlafen können, so thun Sie's nur. Das wird Ihnen gut thun.“

Folgsam schloß Margaretha die Augen und schlummerte ein; alles aber, was in Wirklichkeit Trauriges geschehen, zog nun noch ein Mal als Traumbild an ihrer Seele vorüber, und sie erwachte mit dem lauten Angstruf: „Ist mein guter Vater wirklich todt?“

„Sagen Sie es ihr," flüsterte eine Stimme hinter dem Bett. „Es ist gut, wenn sie alles auf ein Mal erfährt. Ich gehe jetzt und werde wohl nicht mehr wiederkommen. Es gibt in der Stadt noch alle Hände voll zu thun." Es war die graue Schwester, welche Susanna in der Pflege Margaretha's unterstützt und eben ihre Nachtwache vollbracht hatte. Leisen Schrittes entfernte sie sich.

Mit zarter Schonung, welche ein gutes Herz auch den ungebildeten Menschen zu üben lehrt, bestätigte Susanna ihrem Pflegling, welch' schweren Verlust sie erlitten, und löste auch das Räthsel der fehlenden Tapeten.

„Als ich vom Begräbniß der armen Marianne zurückkam, ging ich erst noch an das Grab meiner Herrin, begoß die Blumen und erneuerte die Kränze. Nach etwa zwei Stunden, ich war noch nicht fertig mit meinem Geschäft, da kam Ihr Black wie rasend über den Zaun des Gartens gesprungen, lief winselnd auf mich zu und zerrte an meinem Rock; dann lief er wieder ein Stück zurück, sah sich aber immer nach mir um, und als ich ihm nicht folgte, kam er wieder zu mir und packte meine Kleider so heftig, daß er ein großes Loch riß. Da glaubte ich, er sei toll, und lief erschrocken fort. Er sprang mir aber voraus und stellte sich mir in den Weg; dabei winselte er ganz kläglich und sah mich mit seinen klugen Augen beinahe menschlich bittend an, so daß mir der Gedanke kam, es sei drüben in der Villa ein Unglück geschehen. Eilend wollte ich nun durch

Ihren Garten in's Haus, aber das Pförtchen war verschlossen; ich mußte den langen Umweg zur Vorderthüre machen. Dort begegnete mir der Gärtner mit ganz verstörtem Gesicht und in reisefertigem Anzuge. »Wohin, Thomas?« fragte ich. »Weiß selber noch nicht; aber fort muß ich. Vitus hat sich gestern schon fortgemacht; die Köchin und die beiden Schließerinnen packen eben ihre Sachen.« . . . »Aber, Mensch,« sagte ich, »Ihr werdet doch Euern Herrn nicht im Stich lassen? Die Krankheit kann Euch anderswo eben so gut befallen als hier, und wenn ihr sterben sollt . . .« Aber er hörte mich schon nicht mehr, sondern lief, was er laufen konnte.

„Black zerrte ungeduldig an meinen Kleidern und machte den Weg zu den Zimmern des guten Herrn wohl zehn Mal, ehe ich mich mit meinen alten Beinen hinaufgekrabbelt hatte. Die Thüre der Studirstube stand offen, und es schien mir, als wäre der Schreibtisch in gewaltiger Unordnung. Wenigstens standen mehrere Schiebladen offen und auf dem Boden lagen einige Geldstücke zerstreut. Der Gedanke an Diebstahl fuhr mir durch den Kopf und wohl nicht mit Unrecht. Denn die Gerichtsbeamten sagten später, sie hätten an baarem Gelde fast nichts vorgefunden, und es schienen auch Werthsachen und Wäsche zu fehlen. Damals aber hielt ich mich bei meinen Vermuthungen nicht lange auf, sondern ging, als mein Klopfen an der Schlafzimmerthüre unbeantwortet blieb, direct hinein. Guter Gott, was mußte ich da sehen! Der gute Herr lag todten-

bleich und steif in seinem Bette, und daneben sah ich etwas wie ein Häufchen dunkeler Kleider. Als ich aber genauer hinblickte, waren Sie es, Fräulein Gretli.

„Ganz erschrocken, wußte ich erst nicht, was ich machen sollte. Mein armes Hirn verwirrte sich. Aber der Hund brachte mich bald wieder zur Besinnung. Das treue Thier leckte Ihre Hände und Ihr Gesicht und wendete sich dazwischen immer wieder zu mir. Da wurde mir klar, was er wollte. Ich machte Ihre Hände von denen des Todten los und suchte Sie aufzuheben und in's Nebenzimmer zu tragen; aber eine so leichte Last Sie auch waren, der Schreck hatte meine lahmen Glieder noch mehr gelähmt, und ich brachte Sie nicht weit. Wohl zehn Mal schellte ich, immer vergebens. Endlich kam die Leichenwäscherin, und nun trugen wir Sie in Ihr Zimmer. Das alte Weib meinte, es wäre am besten, wenn wir Sie in's Spital schafften; die Krankheit hätten Sie doch und sterben müßten Sie auch. Da wäre ja alles egal. Ueberdies würde alles gerichtlich versiegelt werden, weil es noch nicht bestimmt sei, wer Herrn von Rochow beerbe u. s. w. Ich sah mir das häßliche Geschöpf von oben bis unten an, bat sie aber nur, einen Arzt herzuschicken und gegen Abend zwei Träger zu bestellen.

„In der Sache mit den Herren vom Gericht hatte sie Recht, wie ich bald einsah; denn sie kamen noch am selben Tage und wollten sogar die Benutzung Ihrer eigenen Zimmer bestreiten. Da machte ich kurzen Proceß.

Mit Erlaubniß des Arztes, der Ihren bewußtlosen Zustand nicht so bedenklich fand, daß der Transport Ihnen schaden könnte, ließ ich Sie hierher in das Häuschen meiner gnädigen Frau selig tragen. Einer besondern Güte des Gerichts-Directors verdankte ich es, daß ich all' die Sachen mitnehmen durfte, die Sie bei Lebzeiten des seligen Herrn für Ihren besondern Gebrauch gehabt, und ich glaube, ich habe auch kein Fußbänkchen drüben gelassen. Aber die Tapeten konnte ich doch nicht herunter nehmen. Die Gardinen sind wohl da; aber sie lassen sich bei diesen kleinen Fensterchen nicht gut aufmachen, und das Weinlaub ist ja so dicht, daß die Sonne Sie nicht belästigt hat. Sie haben auch meist geschlafen, oder, wie der Doctor sagte, im Starrkrampf gelegen. Er wird sich freuen, wenn er sieht, wie gut es heute geht. Jetzt werde ich Ihnen etwas Frühstück bringen."

Margaretha seufzte tief und schloß die Augen wieder, die sie bisher unverwandt auf Susanna gerichtet hatte, als höre sie einem traurigen Märchen zu. Aber sie konnte sich nicht lange der Ueberzeugung verschließen, daß sie ihren einzigen, besten Freund in Wirklichkeit verloren habe und nun allein, ganz allein in der Welt stehe. Nie hätte Herr von Rochow geduldet, daß man sein geliebtes Töchterchen aus seiner Nähe entferne. Das Bewußtsein, es werde Niemand sie mehr so lieben wie der treue, väterliche Freund, und sie sei nun zu keines Menschen Glück nothwendig, preßte ihr schmerzliche Thränen aus.

Susanna kehrte bald mit dem angekündigten Frühstück zurück, und Margot fügte sich mechanisch den Wünschen der guten Alten, die eine fast mütterliche Sorgfalt für die Kranke entwickelte.

„Wie lange bin ich krank gewesen? . . . Ist das Begräbniß schon vorüber?" fragte das junge Mädchen, während sie mit traurigem Blick durch das Fenster in die grünen Baumwipfel schaute, die sich im frischen Hauche des Morgens wiegten.

Susanna antwortete erst nach einigem Zögern: „Herr von Rochow ruht schon länger als vierzehn Tage in seiner Gruft, wohin wir auch Sie bald hätten betten müssen; aber Gott hat geholfen."

Ein leiser Seufzer Margarethens verrieth, daß sie sich weniger als Susanna über ihre Genesung freue. Zum zweiten Male in ihrem Leben empfand sie den Wunsch, nicht zu sein. War doch der junge helle Tag ihres Lebens plötzlich in dunkele Nacht verwandelt worden, die keines Sternes freundlicher Strahl milderte! Die vierzig, fünfzig Jahre, welche sie vielleicht noch leben konnte, lagen vor ihr wie eine Wüste ohne Oase, wie ein weites, weites Meer ohne wirthliche Küste.

„Wie wird der junge Herr sich freuen, wenn er hört, daß es besser mit Ihnen geht und Sie bald wieder gesund sein werden!" unterbrach Susanna die Gedanken des jungen Mädchens, als ahne sie, daß dieselben einer andern Richtung bedürften.

Das leichte Roth, welches in den bleichen Wangen Margot's empordämmerte, zeigte deutlich genug, daß

sie sich für diese Bemerkung mehr interessire, als sie durch die kurze Frage: „Welcher junge Herr?“ zeigen wollte.

„Wer anders als Graf Felix von Osteringen!“ Susanna bemerkte nicht, daß der rosige Hauch auf den Wangen ihrer Patientin verschwand, und fuhr eifrig fort: „Sie werden sich erinnern, daß Graf Arthur nach dem Tode der Gräfin mit seinem Sohne nach Italien reiste, um all' die Orte zu besuchen, wo er einst so glücklich mit meiner unvergeßlichen Herrin gewesen. Die Gräfin Mutter sollte die Verwaltung der Güter bis zur Großjährigkeit ihres Enkels behalten. Von Zeit zu Zeit kommt sie hierher und bringt einige Tage in der ehemaligen Wohnung ihrer Schwiegertochter zu; deshalb muß ich wenigstens zwei Zimmer im selben Stande erhalten, wie meine Gräfin selig sie eingerichtet hat. Vorgestern sind Erlaucht Gräfin Ulrike in Begleitung des jungen Herrn hier eingetroffen.“

„Die Gräfin ist hier?“ fragte Margot erstaunt.

„Sie wäre schon eher gekommen, wenn sie die Cholera nicht gefürchtet hätte. Jetzt aber ist ja die Seuche vorüber. Die Gräfin benutzt wie gewöhnlich die untern Zimmer; Graf Felix aber logirt im Gasthause.“

„Warum zogen sie nicht vor, in der Villa Rochow zu wohnen?“

„Du meine Güte! Das wissen Sie ja auch noch nicht! Die Villa soll unter den Hammer, weil kein Testament vorhanden ist und den weit entfernt lebenden

Erben nichts an dem Grundbesitz in Eichenau liegt. Graf Felix hat seine Großmama gebeten, die Villa zu erstehen. Er sagte, es knüpften sich zu viel glückliche und traurige Erinnerungen an das Haus, als daß er es gern in fremden Händen sähe."

Der Eintritt des Arztes machte dem für die Kranke allzu lebhaft werdenden Gespräche ein Ende. Er schien mit dem Erfolge seiner Behandlung sehr zufrieden und stellte eine rasche Besserung in Aussicht.

*

In der That war Margaretha nach kurzer Zeit so weit hergestellt, daß sie des Tages einige Stunden außer Bett zubringen und das im untern Stock für sie eingerichtete Zimmer beziehen konnte, wo sie auch den ersten Besuch der Gräfin Osteringen erhielt.

Mit hochklopfendem Herzen sah Margot der Greisin entgegen, deren hohe Gestalt nur gebückt durch die niedrige Thüre eintreten konnte. Das junge Mädchen hatte viel von dem oft herben Stolze der alten Dame gehört, und konnte sich einer bangen Scheu nicht entschlagen, als die scharfen blauen Augen forschend auf ihr ruhten. Die Gräfin lächelte sie aber so gütig an und redete in so liebevollem Tone zu ihr, daß das Gefühl der Furcht bald herzlicher Dankbarkeit Platz machte.

Im Laufe des Gespräches schlug die Gräfin Margot vor, mit ihr nach der Hochburg zu gehen: „Einem jungen Mädchen, dem das Leben noch in ungetrübter Freude entgegenstrahlt, würde ich die Gesellschaft einer

alten, oft recht trüb gestimmten Frau nicht zumuthen. Aber das Leben hat Sie noch einsamer gestellt als mich, und da Sie vorläufig kein trauteres Heim haben, gehen Sie vielleicht gern mit mir. Ueberdies ist es gar nicht so öde auf der Hochburg; einen großen Theil des Jahres habe ich meine Enkelin Leonie Haldenstein bei mir; im Sommer fehlt es uns nie an Gästen, und selbst der Winter bringt geselligen Verkehr mit der Nachbarschaft; auch können wir denselben in der Residenz oder in Eichenau zubringen."

Margaretha hätte nicht langer Ueberlegung bedurft, um ihr Jawort zu diesem gütigen Anerbieten zu geben; aber es widerstrebte ihrer Natur, eine unklare Stellung einzunehmen, und doch wußte sie nicht, wie sie ihre Bedenken äußern sollte, ohne die Gräfin zu verletzen, die es augenscheinlich gut meinte. Darum bat sie sich eine kleine Bedenkzeit aus.

Inzwischen machte Felix von Osteringen ihr seine Aufwartung, und da er ganz die Rechte eines alten guten Bekannten in Anspruch nahm, theilte sie ihm offen ihre Zweifel mit.

„Der Rolle einer bezahlten Gesellschafterin fühle ich mich nicht gewachsen; lieber suche ich Zuflucht in dem Kloster, wo ich erzogen worden bin."

„Und Sie fühlen Beruf dazu, gnädiges Fräulein?"

„Vorläufig noch nicht," antwortete das junge Mädchen mit leichtem Erröthen. „Ich würde nur einstweilen eine Heimath daselbst suchen. Dort könnte ich mich ja zu dem Amte einer Erzieherin oder Lehrerin vor-

bereiten. . . . Ob ich dazu genöthigt sein werde, weiß ich noch nicht. Mein seliger Vormund hat mir wiederholt gesagt, meine Adoptiv-Eltern hätten mich zur Erbin eingesetzt, um mir eine unabhängige Existenz zu sichern. Indeß habe ich mich um die Höhe dieses Vermögens nie gekümmert."

„Durch Beziehungen, über deren Natur ich mich jetzt noch nicht erklären kann, wurde ich von unserm verstorbenen Freunde darüber aufgeklärt. Sie haben über ein Capital von ungefähr 20,000 Thaler zu verfügen. Das stellt Sie also vollständig unabhängig in jeder Familie, der Sie sich anschließen wollen, und ich bitte Sie recht dringend, den Vorschlag meiner Großmama anzunehmen, da sie Ihnen keine Ihres Standes unwürdige Stellung zumuthen wird. Sie können ihr bedingungslos vertrauen. Auch war es der Wunsch des Herrn von Rochow, daß Sie, gnädiges Fräulein, die Liebe meiner Großmama gewinnen möchten; dies wird in engerm Verkehr ganz sicher der Fall sein. Ich bitte nur Eines, und auch hier muß ich auf Ihr blindes Vertrauen rechnen: lassen Sie die Gräfin in dem Glauben, daß Sie ein Fräulein von Echterholm der Geburt nach sind."

Glühende Röthe schoß in Margot's noch krankhaft bleiche Wangen, und mit mühsam unterdrückter Bewegung gab sie zur Antwort: „Sähe das nicht aus, als ob ich mich meiner Eltern schämte? Glauben Sie mir, wenn ich nicht wüßte, daß es der ausdrückliche Wunsch meiner Mutter gewesen ist, mich nach meinen

Adoptiv-Eltern zu nennen, ich würde viel lieber Margaretha Mar . . ."

„Um Gotteswillen, still!" unterbrach Felix in flüsterndem Tone das junge Mädchen und blickte scheu um sich, ob Niemand sie gehört haben könne. „Später, vielleicht auch bald, werden Sie den ganzen Zusammenhang erfahren. Jetzt aber geben Sie mir das Versprechen. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich es gut mit Ihnen meine . . . ."

„Das weiß ich, Herr Graf!" antwortete Margaretha in dem Tone inniger Ueberzeugung, „und wenn ich auch nicht einzusehen vermag, warum ein solches Verheimlichen meiner Abkunft nöthig ist, will ich mich doch Ihrem Wunsche fügen."

Felix dankte Margarethen mit herzlichen Worten. Der Eintritt der Gräfin gab dem Gespräch eine andere Wendung, da sie die Nachricht von dem definitiven Abschluß des Kaufes der Villa brachte. „Sie werden übrigens dem Untersuchungsrichter über Verschiedenes Auskunft geben müssen, mein liebes Fräulein," wendete sich Gräfin Osteringen zu Margaretha. „Es scheint unzweifelhaft, daß der Tod des Freiherrn von den Dienstboten zu einem großartigen Diebstahl benutzt worden ist. Susanna hat schon Zeugniß ablegen müssen und dabei erwähnt, daß Ihre Schmuckkästen rein ausgeplündert gewesen seien. Auf diesen Verlust, der Sie persönlich angeht, können sich jedenfalls Ihre Angaben beschränken; denn die Anzahl des fehlenden Silberzeuges läßt sich aus dem vorgefundenen Verzeichnisse ermitteln."

„Dann ist ein Zeugniß überhaupt nicht nöthig; denn mir kann kein Schmuck gestohlen worden sein. Bei dem Tode meines Vormundes besaß ich gar nichts dergleichen."

„Susanna wird wohl geträumt haben?" bemerkte Felix unbefangen.

„Das nicht," erwiderte Margaretha mit niedergeschlagenen Augen und glühenden Wangen. „Als ich den Winter in der Residenz zubrachte, war ich im Besitz verschiedener Juwelen; ich habe dort aber darüber disponirt und den Vorsatz gemacht, keinerlei Schmuck mehr zu tragen, bis . . . ." Margot brach ab und fügte nach einer kleinen verlegenen Pause hinzu: „Es war vielleicht eine kindische Laune; aber damals war es mir bitterer Ernst. Ich glaubte mit diesem kleinen Opfer meiner Eitelkeit den Himmel zu Gunsten meiner Wünsche und Bitten zu stimmen."

Felix sah, daß dem jungen Mädchen dieser Gesprächsgegenstand unangenehm war, und machte den Vorschlag, die eventuelle Vernehmung durch eine schriftliche Auskunft unnöthig zu machen, wofür ein freundlicher Blick der blauen Augen Margot's ihm lohnte.

*

Sobald der Arzt Margaretha so weit hergestellt erklärte, daß sie die Anstrengungen einer Reise riskiren könne, drang Gräfin Ulrike auf die Uebersiedelung nach der Hochburg, wohin Felix ihnen schon vorangegangen war, um seinen Vater auf die Ankunft des jungen Mädchens vorzubereiten.

Graf Arthur wußte, wer Margaretha von Echterholm war; die letzten Worte seines engelgleichen Weibes waren eine Bitte um Verzeihung für die unglückliche Schwester und um Liebe für deren Kind gewesen. Er hatte beides gewährt. War doch sein stolzer, starrer Sinn längst gebrochen, und wenn es auf ihn allein angekommen wäre, so hätte er Margaretha schon damals als seine Nichte anerkannt; aber er mußte seine Mutter schonen. Gräfin Ulrike wäre jetzt durch die Mittheilung des wahren Sachverhaltes noch auf das tiefste erbittert worden. Graf Osteringen theilte nicht ein Mal Leäna's Hoffnung, daß Margarethens Liebreiz das Herz der Gräfin zu milderer Beurtheilung der Handlungsweise ihrer Tochter stimmen werde, und war fest entschlossen, seine Mutter gar nicht darüber aufzuklären.

Ohne Ahnung, mit welch' gemischten Empfindungen ihrer Ankunft auf der Hochburg entgegengesehen wurde, nahm Margaretha Abschied von der Heimath, die ihr so schnell zur Fremde geworden.

Noch ein Mal kniete sie an den Gräbern ihrer Lieben, schmückte die stillen Hügel mit frischen Kränzen und bethaute sie mit ihren Thränen. Am längsten weilte sie am Grabe Leäna's, und das letzte Wort der so innig verehrten mütterlichen Freundin: „Bleibe du nur gut und treu und vertraue auf Gott; Er wird dich glücklich machen, sei es im Genusse, sei es im Opfer —“ wurde in des jungen Mädchens Seele wach und erfüllte sie mit ernster, freudiger Zuversicht, daß

das Kreuz, welches sie auf das Grab ihrer Herzens-Hoffnungen gepflanzt, auch sie zum Lichte führen werde.

18.

Margaretha von Echterholm erkannte bald, daß Felix berechtigt gewesen, sie zu bedingungslosem Vertrauen in seine Großmutter zu ermuntern. Weit entfernt davon, das junge Mädchen als Untergebene zu behandeln, hatte sie ihr vielmehr schon am ersten Tage ihres Aufenthaltes auf der Hochburg die Rechte eines Familiengliedes eingeräumt und ihr völlig freie Disposition über ihre Zeit gegeben. Es machte sich jedoch ganz von selbst, daß Margaretha der Gräfin oft Gesellschaft leistete, und das hatte einen überaus günstigen Einfluß auf dieselbe. Die düstere Schwermuth, in welche Gräfin Ulrike von Zeit zu Zeit versank, machte sich immer seltener geltend, je mehr die Zeit auch den Schmerz Margarethens milderte, und der heitere Frieden ihrer Seele, die ruhige Klarheit ihres ganzen Wesens wieder die Oberhand gewann.

Diese Umwandlung blieb nicht unbemerkt. Felix war ganz glücklich darüber und benutzte jede Gelegenheit, Margot Beweise seiner eben so ehrerbietigen wie aufrichtigen Bewunderung darzubringen. Graf Osteringen theilte offenbar die Gesinnungen seines Sohnes, obgleich er ihnen in Worten nur selten Ausdruck gab.

Dagegen bemerkte Leonie von Haldenstein, die einen großen Theil des Sommers bei der Großmama verbrachte, das allgemeine Wohlwollen für die „Fremde“ anfänglich mit unverkennbarem Mißbehagen; bald aber wurde sie von der Liebenswürdigkeit Margaretha's besiegt und schloß sich ihr mit der ganzen leidenschaftlichen Zärtlichkeit ihres Wesens an. Die beiden Mädchen wurden trotz der Gegensätze in Temperament und Charakter die besten Freundinnen.

Förster Urner und seine Frau glaubten sich in die alten Zeiten versetzt, wo die jungen Herrschaften von der Hochburg und der Thalburg sich in der Försterei ein Rendezvous gaben.

Denn Leonie und Margaretha statteten dem niedlichen Häuschen auf der Waldwiese sehr oft einen Besuch ab, indem sie es zum Mittelpunkte ihrer Streifereien durch die Padderau machten. Wenn Felix zu Hause war, begleitete er die jungen Damen fast regelmäßig oder fand sich doch später ein, um sie abzuholen.

Leonie's Lieblingsplätzchen, das sie immer aufsuchte, sobald sie nur Felix nicht in der Nähe wußte, war die kleine Bucht des Padderbaches, wo sie bei jener ereignißreichen Waldpartie mit Leo und Felix ohne die muthige Entschlossenheit des Letztern vielleicht das Leben verloren hätte. Die gefährliche Baumstamm-Passage war entfernt; statt derselben führte eine niedliche Brücke von Birkenstämmen über den Bach, und an der Stelle, wo Felix scheinbar leblos gelegen hatte, war eine steinerne Ruhebank mit einem Tische angebracht worden.

Dort hatten sich die Mädchen an einem warmen Frühlingstage häuslich niedergelassen. Margaretha saß am Tische und zeichnete eine besonders schöne Felspartie, die man von hier am besten fixiren konnte. Der treue Black ruhte ihr zu Füßen. Leonie aber hatte sich in den gigantischen Wurzeln einer Eiche am Ufer des Bächleins einen bequemen Sitz zurecht gemacht und wand einen Kranz aus dunkeln Epheublättern, violblauen Glockenblumen und carminrothen Lichtnelken, während sie ein Liedchen vor sich hinsummte.

Es war Samstag und deshalb eine Störung durch fremde Besucher der Padderau nicht zu fürchten. Denn Morgens ist im nahen Städtchen Wochenmarkt; da haben die fleißigen Hausfrauen nicht Zeit, an's Spazierengehen zu denken, mag der warme Sonnenschein noch so verlockend winken. Nachmittags muß gescheuert werden von oben bis unten, daß selbst die steinernen Treppenstufen ihr gut Theil vom Padderbache zu sehen bekommen.

Mit einem Triller, um den selbst die Nachtigall sie beneiden konnte, sprang Lonny jetzt auf und eilte zu Margot, ihr den Kranz unter fröhlichem Lachen in die blonden Locken flechtend.

Die beiden jungen Mädchen, so verschieden in ihrer äußern Erscheinung, boten gerade durch diesen Contrast ein überaus liebliches Bild. Ein einfaches, weißes, faltenreiches Gewand umschloß die hohe Gestalt Margot's. Sie war ohne allen Schmuck außer einer blauen

Schärpe um die schlanken Hüften und einem gleichfarbigen Bande im blonden Haar, wodurch ihre reine, edele Schönheit noch mehr gehoben wurde. Lonny dagegen trug ein scharlachrothes, mit schwarzem Sammt besetztes Kleid, und ihre dunkeln Locken wurden von einem Netz aus Goldfäden zusammengehalten. Ihre Figur, weit unter Mittelgröße, aber vollkommen ebenmäßig gebaut, erinnerte noch immer an ein Elfenprinzeßchen, und das Gesicht von außerordentlicher Zartheit mit den großen, dunkeln Augen hatte nichts von seinem kindlichen Liebreiz verloren, während es zugleich den seelenvollern Ausdruck erwachter Jungfräulichkeit zeigte.

„So! Schöner kann Prinzessin Emma nicht gewesen sein, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn Herr Rübezahl dich eines Tages raubte. Was würde nur unser deutscher Bär dazu sagen!“ lachte das muthwillige Kind und blickte mit den dunkeln Schelmenaugen forschend in das erglühende Gesicht Margot's, die mit einem Anfluge von Unwillen antwortete: „Du bist heute wieder ein Mal sehr neckisch! Ich begreife gar nicht, wie du deinem Cousin einen so unpassenden Beinamen geben kannst. Sollte denn keine Spur von deinem »Engelknaben« an ihm zurückgeblieben sein?“

„Für dich vielleicht, Goldkäferchen. Ihr paßt auch gar so hübsch für einander. Für mich ist und bleibt Felix ein deutscher Bär, der immer nur brummt und brummt.“

„Was du freilich oft genug verdienst. Du scheinst es fast darauf anzulegen, deinen Vetter zu ärgern.“

„Er hat mich zuerst gekränkt, und so sehr und so oft, daß er es gar nicht mehr gut machen kann.“

Margot lächelte still und hielt sanft die kleinen Hände Lonny's fest, die im rasch aufsteigenden Unmuthe die vor ihr liegenden Blüthen zerpflückten. „Was hat dir Graf Felix denn eigentlich gethan?“

„Das läßt sich so kurz nicht sagen; es ist nicht ein einzelner Akt, sondern es sind viele scheinbare Kleinigkeiten, die erst in ihrer Gesammtheit von Bedeutung sind. Zu allererst hat es mich sehr geärgert, daß mein Vetter, als er noch Felix Werden war und in der Residenz studirte, kein einzig Mal in das Haus meines Vaters gekommen ist, mich nie besucht hat. . . .“

„Aber, Lonny, du warst damals doch nur ein Backfisch der kleinsten Sorte. Wie konntest du Besuch von einem lustigen Studio erwarten?“

„Dieser lustige Studio aber war fünf Jahre hindurch mein Hausgenosse, Spielkamerad, Lehrmeister und vor allem mein geliebter Bruder . . .“

„Würde Felix Werden deinen Eltern willkommen gewesen sein?“

„Damals jedenfalls mehr als später, wo er uns eine steife Visite als Graf Felix von Osteringen machte. Mein Vater empfing ihn nicht gerade mit großer Herzlichkeit; denn die vereitelte Aussicht auf Osteringen kam ihm schwer genug zu stehen. Leo war nicht da, und meine Stiefmutter hatte Migräne. Mich aber, die ich von den Familienverhältnissen wenig wußte und mich nur freute, daß Felix mein Vetter sei, behandelte

der Herr Graf mit so schnöder Zurückhaltung, daß ich fast vor ihm geweint hätte, wenn ich nicht zu stolz gewesen wäre."

„Worin zeigte sich diese Zurückhaltung, Tina?"

„Er nannte mich »Sie« und »gnädiges Fräulein«, und schien ganz vergessen zu haben, daß ich ein Mal sein »geliebtes Schwesterchen«, sein »Elfenprinzeßchen« gewesen war."

„Ist das alles?" fragte Margaretha belustigt.

„Noch lange nicht! Daß ich erbittert war, kannst du dir denken; denn ich habe keine solche Taubennatur wie du. Ich ließ es ihn also entgelten. Ich zeigte mich auch fremd und stolz und kalt, nachdem die entente cordiale unter allen Familiengliedern längst hergestellt war; und als im vorigen Winter mein Eintritt in die Gesellschaft gleichzeitig mit der Großjährigkeit des Erbgrafen gefeiert wurde, weigerte ich mich, mit ihm den Ball zu eröffnen."

„Du böses Kind! Nun weiß ich auch, warum Graf Felix mir diese Ehre erwies und dabei gar so verstimmt war."

„Er war verstimmt? Das kann ich kaum glauben. Alle Welt war von seiner Liebenswürdigkeit entzückt."

„Gehört das auch auf sein Schuldverzeichniß?"

„Zum Theil ja; denn wenn er gegen alle Andern liebenswürdig sein kann, ist es um so häßlicher von ihm, daß er mir gegenüber immer den strengen Mentor spielt. Er sollte doch nicht vergessen, daß ich kein Kind mehr, sondern volle siebenzehn Jahre alt bin."

„Das ist bei dir schwer zu fassen, Liliputchen. Ueberdies machst du deinem Vetter ja einen Vorwurf daraus, daß er deine Kindheit vergessen habe."

„Geh', Goldkäferchen, du bist heute ein wenig boshaft. Du weißt recht gut, was ich meine, und es würde dir auch nicht recht sein, wenn Felix sich beikommen ließe, deine Conversation, deine Toilette, deine Tournüre beim Reiten, kurz alles und jedes zu tadeln, wie er es täglich bei mir thut."

„Du übertreibst, Liliputchen; aber gerade daß dein Vetter dich tadelt, sollte dir ein Beweis dafür sein, daß er es gut mit dir meint. Du zürnst mir ja auch nicht, wenn ich dich auf Fehler aufmerksam mache."

„Ja du, das ist etwas ganz anderes. Du bist die personificirte Vollkommenheit, und dabei bin ich dir so unaussprechlich gut."

Leonie warf sich ungestüm in Margot's Arme, barg das vor Erregung glühende Gesichtchen am Busen der Freundin und flüsterte fast unhörbar: „Ich wollte, ich wäre so gut wie du! Hilf mir doch! Dann wird Felix mich vielleicht auch so lieb haben wie dich."

Margot legte den Bleistift aus der Hand und strich liebkosend die dunkeln Locken aus der heißen Stirne Lonny's, deren Herzensstimmung und Gesinnung sie besser durchschaute, als das junge Mädchen selbst. Aber sie fürchtete sich, darüber zu sprechen, um sie nicht voreilig zum klaren Bewußtsein ihrer Gefühle zu bringen. Gleichen manche unserer Empfindungen doch

Nachtwandlern, die man nicht wecken darf, um Unheil zu verhüten.

„Hoho!“ ertönte plötzlich in ziemlicher Nähe eine kräftige Stimme, das geschwätzige Echo der Felsen weckend.

Erschrocken fuhr Lonny in die Höhe. Black hob lauschend den zottigen Kopf empor, schlug dann in freudigem Gebell an und sprang fort. Ehe Margaretha und Lonny eine Vermuthung aussprechen konnten, wer zu so früher Stunde und an einem ungewohnten Tage ihre Waldeinsamkeit störe, tönte ein sonores „Grüß' Gott“ an ihr Ohr, und Felix von Osteringen, gefolgt von einem Offizier in glänzender Uniform, trat vor die erstaunten Damen.

„Leo! Bruder Leo!“ jauchzte Lonny. „Ach, wie freu' ich mich, daß du endlich gekommen bist .... Sieh', da ist Margaretha von Echterholm. Gretli, das ist mein Bruder Leo. Aber ihr kennt euch ja schon von Eichenau her und habt euch auch in der Residenz gesehen. ... O, ist das eine Freude!“

„Und für mich hat meine gnädige Cousine keinen frohen Willkomm?“ fragte Felix mit leisem Vorwurf. „Meine Abwesenheit hatte nur den Zweck, den Herrn Rittmeister für uns zu gewinnen. Er hat auf meine Bitte einen langen Urlaub genommen und wird seine Sommerresidenz in der Padderau aufschlagen. Habe ich mir damit Ihren Dank nicht verdient?“

Lonny antwortete nur durch eine komisch-feierliche Verbeugung und wendete sich dann wieder zu Leo, an dem sie mit zärtlicher Bewunderung aufsah.

„Du bist aber nicht einen Zoll gewachsen, seit ich dich zuletzt gesehen, Lonny," bemerkte Leo, nachdem er Margaretha ehrerbietig begrüßt hatte; „du reichst mir ja kaum bis an's Herz."

„Desto besser werde ich darin neben deiner Braut Platz haben. Was macht denn Emmy von Wessenbach? Spielt sie noch immer die Spröde?"

„O nein!" antwortete Leo mit heiterm Lachen. „Sie hat sich jüngst mit einem schottischen Laird verlobt und mich zur Hochzeit eingeladen."

„Aber, Gretli, was ist dir denn? Du siehst ja so blaß aus?" unterbrach Lonny den Bruder. „Bist du so sehr erschrocken?"

Die beiden jungen Männer blickten besorgt auf Margaretha, die wirklich einer Ohnmacht nahe schien. Sie gewann jedoch bald das äußere Gleichgewicht wieder und meinte scherzend: „Wir waren auf solchen liebenswürdigen Ueberfall nicht gerüstet, wie Sie wohl aus unsern Toiletten schon ersehen werden."

„Ist das nicht der Schauplatz unseres ersten Abenteuers in der Padderau, Felix?" fragte Leo unbefangen. „Ja freilich. Ich erinnere mich noch ganz lebhaft an die ganze Umgebung. Was für Angst habe ich damals um dich ausgestanden! Und erst Lonny! Ich dachte, sie würde sich die Augen ausweinen."

„Ach, du weißt viel," schmollte Elfenprinzeßchen. „Uebrigens ist's der reine Zufall, daß wir uns hier aufgehalten. Gretli wollte nur dort die Felsengruppe

zeichnen. Da seht, die Skizze ist fertig. Und nun nach Hause!"

Mit diesen Worten nahm Lonny den Arm ihres Bruders, und Felix bot den seinen Margot. Man schlug den weitesten Weg nach der Hochburg ein, um den schönen Frühlingsmorgen zu genießen.

Lonny trug fast allein die Kosten der Unterhaltung und nahm Leo ganz für sich in Anspruch. Wer ihr fröhliches Plaudern, ihr silbernes Lachen hörte, konnte wahrlich nicht denken, daß sie vor kaum einer halben Stunde im unverstandenen Weh verschmähter Liebe bittere Thränen geweint. Sie hatte einen lebhaften Sinn für die Schönheiten der Natur. Das flüsternde Regen und Bewegen der jungen Zweige im Sonnenlicht mit dem Zwitschern der Vögel im frischen Laube, die Gräser und Kräuter, die in reicher Fülle dem Licht entgegenstrebten, die krausen Blätter der Erdbeeren, die Veilchen und Anemonen im zarten Moose, das geschäftige Gewimmel eines Ameisenhaufens, eine schillernde Eidechse, die sich am Wege sonnte, das zierliche Springen eines Eichhörnchens, das alles erregte ihr Entzücken und oft schlug sie die Hände in lauter Bewunderung zusammen.

„Meine Cousine ist trotz ihrer siebenzehn Jahre doch noch völlig Kind," bemerkte Felix zu Margot bei einem erneuten Ausbruch von Lonny's Fröhlichkeit. „So sehr ich mich darüber auch freue, so wünsche ich manchmal doch, daß sie ein wenig ernstern Sinn zeigte. So oft ich versucht habe, ihr tiefergehende In-

teressen einzuflößen, bin ich in fast schnöder Manier zurückgewiesen worden."

Margot lächelte unwillkürlich bei dem Gedanken, daß Felix über Lonny fast in derselben Weise sich beklage, wie diese über ihn, sagte aber nur: „Leonie ist ein eigenartiges Wesen. Was Sie als Flüchtigkeit, vielleicht gar als Oberflächlichkeit an ihr tadeln, ist nur der Deckmantel für ein tiefes, reiches Gemüth und einen edeln Geist. Aus einer unscheinbaren Knospenhülle entfaltet sich nicht selten eine Wunderblume."

„Meinen Sie?" fragte Felix, während sein Auge auf der elfenartigen Gestalt Lonny's ruhte, die neben der hohen, kräftigen Statur ihres Bruders noch zierlicher erschien. „Leo's Wandelung aus einem leichtsinnigen Jüngling in den herrlichen Menschen, den ich jetzt in ihm bewundere und liebe, hat sich zwar auch fast plötzlich vollzogen. Onkel Rochow würde jetzt gar nichts mehr an ihm auszusetzen finden."

Ueber Margaretha's Antlitz flog es wie heller Sonnenschein. „Mein seliger Vormund machte wohl zu strenge Anforderungen an einen jungen, lebenslustigen Offizier. Das Urtheil Ihrer Mama über Herrn von Haldenstein war immer günstiger als das seine."

„Und wie beurtheilen Sie selbst meinen Freund?"

„Um damals ein richtiges Urtheil zu fällen, war ich wohl noch zu jung, und jetzt habe ich Herrn von Haldenstein seit vier Jahren nicht gesehen."

Der schmale Waldpfad mündete eben in die breite Straße, welche zum Schlosse emporführte. Die Unter-

haltung wurde nun allgemeiner. Lonny plante allerhand Partieen zu Fuß und zu Pferd und schien ganz in ihrem Bruder aufzugehen.

Der Willkomm der Gräfin für Leo war überaus herzlich, was diesem sehr wohl that, und auch Graf Arthur begrüßte den Neffen mit einer an dem ernsten, zurückhaltenden Manne ungewohnten Freundlichkeit. Am schönsten war jedoch das Verhältniß zwischen Leo und Felix. Schien es doch, als sei ihre enthusiastische Knabenfreundschaft in vollem Umfange aufgelebt. Nichts trübte die allgemeine Harmonie; denn an die kleinen Reibungen zwischen Felix und Lonny war man so gewöhnt, daß man sie als zur Tagesordnung gehörig betrachtete.

Dem scharfen Blick der alten Gräfin entging es jedoch nicht, daß Leo's Auge sich trübte, wenn er Felix und Margaretha beobachtete, die viel mit einander verkehrten. Lonny wußte es stets einzurichten, daß die Beiden zusammenkamen, und doch zuckte es manchmal recht schmerzlich um den kleinen Mund, wenn sie sah, daß sie einander vollständig genügten.

Die Nachmittage, welche Ausflügen nicht gewidmet wurden, versammelten die Familie gewöhnlich im Gartensalon, und die Musik, welche Alle leidenschaftlich liebten, spielte bei der Unterhaltung eine große Rolle. Besonders gern hörte die Gräfin Margaretha singen und Felix sie begleiten.

An einem solchen der Musik gewidmeten Tage saß Margot wie gewöhnlich am Flügel. Sie hatte eben

eine jener herrlichen Sonaten von Beethoven beendet, deren Tonwellen die Seele in unbegrenzte Fernen, zu neuen Welten tragen. Da trat Felix heran und bat im Namen der Gräfin um ein italienisches Lied.

„Ich kann nur eines und auch das nicht ein Mal vollständig; aber ich will's versuchen." Und mit ihrer wunderbar klangreichen und doch so weichen Stimme sang Margaretha:

O bella mia speranza,
Dolce amor mio: Maria!
Tu sei la vita mia,
La pace mia sei tu!

In questo mar del mondo
Tu sei l'amica stella,
Che puoi la navicella
Dell' alma mia salvar.

Sicchè, il mio cor, Maria,
E tuo, non è più mio;
Prendilo e dallo a Dio —
Ch'io non lo voglio più!

In tiefer Bewegung lauschten Alle der lieblichen Melodie. Graf Arthur hatte schon nach den ersten Versen das Schachbrett, an welchem er mit Leo saß, von sich geschoben. Die süßesten und qualvollsten Erinnerungen seines Lebens wurden in ihm wach. Dasselbe Lied hatten Leäna und Margot während ihres Aufenthaltes in Italien von einem Gondelführer gelernt, und Angelo Martens hatte eine Begleitung für das

Piano dazu componirt, die den Wellenschlag des Meeres sehr gut nachahmte.

Besorgt blickte der Graf auf seine Mutter. Sie hatte ein gutes Gedächtniß für Musik, und es war leicht möglich, daß auch sie dieses Liedes sich erinnerte. Die scheinbare Ruhe, mit der sie dem Vortrag lauschte und dabei unausgesetzt den Blick auf Margot richtete, täuschte ihn. Als jedoch das junge Mädchen geendet hatte, erhob sie sich rasch und fragte mit heftig zitternder Stimme: „Woher stammt dies Lied, Fräulein von Echterholm?“

Margot blickte erstaunt auf. Sonst redete die Gräfin sie mit Margot an. „Ich fand es unter den Musikalien, die ich von meinen Eltern erbte, und Frau von Echterholm sagte mir, Mama habe dies Lied immer an meiner Wiege gesungen. Darum ist es mir so lieb. Auch habe ich es gern, weil es mich an das Meer erinnert; habe ich doch die ersten sechs Jahre meines Lebens in einem Fischerdörfchen an der Ostseeküste zugebracht.“

„Frau von Echterholm hat Ihnen gesagt, Ihre Mama habe dies Lied Ihnen an der Wiege gesungen? Sind das denn zweierlei Personen?“

Erschrocken blickte Margot auf Felix. „Ich gebe Ihnen Ihr Versprechen zurück, Fräulein Margot,“ sagte dieser, nachdem er einen Blick des Einverständnisses mit seinem Vater gewechselt.

„Herr von Echterholm hatte mich adoptirt; mein Geburtsname ist Martens.“

Die Hand der Gräfin fiel schwer auf die Schulter des jungen Mädchens, und mit fast erstickter Stimme fragte sie: „Ihr Vater war Maler?"

„Ja, Frau Gräfin. . . . Hier habe ich die Bilder meiner Eltern." Mit diesen Worten zog Margot ein Doppelmedaillon hervor, das sie öffnete und der Gräfin entgegenhielt.

Diese starrte darauf, als blicke das Haupt der Medusa ihr entgegen und nicht ein blondgelockter Frauenkopf mit wunderlieblichen Zügen.

„Das war Ihre Mutter?" fragte sie endlich, und ihre Stimme klang hohl und fremd. — „Welches war ihr Mädchenname?"

„Das habe ich nie erfahren," stammelte Margot erröthend. Sie fühlte sich ganz beklommen bei dem seltsamen Gebahren der Gräfin und blickte wie Hülfe suchend auf Felix, der in eifrigem Gespräche mit seinem Vater in einer Fenstervertiefung stand.

„Sie müssen doch Papiere, Tauf- und Trauscheine und dergleichen haben?" drängte die Gräfin.

„Wenn solche Papiere vorhanden waren, mußten sie in den Händen meines Vormundes sein. Wahrscheinlich sind sie nach seinem Tode verloren gegangen, denn ich habe nichts erhalten."

„Und Sie haben nie eine Ahnung davon gehabt, daß Ihre . . . Eltern Beziehungen zu unserm Hause hatten?"

„Es ist mir aufgefallen, daß mein Vormund mich fortschickte, als Sie, Frau Gräfin, in sein Haus kamen;

ferner war ich gebeten worden, Ihnen meinen Geburtsnamen zu verschweigen . . ."

„Von wem?" fragte die Gräfin hastig, und jähe Röthe färbte ihre bleichen Wangen, während ihre blauen Augen in fast jugendlichem Feuer blitzten.

„Von Felix in meinem Auftrage," antwortete Graf Osteringen, und trat entschlossen näher. „Wenn du dich stark genug fühlst, die Papiere, nach welchen du fragtest, einzusehen, so stehen sie dir zur Verfügung. Herr von Rochow hatte sie Felix übergeben, damit er Leäna in den Augen des Herrn von Werdenheim rechtfertigen und vor dem Fürsten die Trennung seiner Eltern erklären konnte."

„Dann weiß ich alles, was ich zu wissen brauche, weiß wenigstens gewiß, daß mein Herz mich nicht betrogen hat, indem es mich zu Margot zog. Ist es nicht so? Ist sie nicht Margaretha Martens . . . meine Enkelin?"

Ohne auf die bestätigende Antwort ihres Sohnes zu warten, preßte sie das erstaunte Mädchen an sich und küßte sie auf Stirne und Wangen. Schüchtern erwiderte Margot die fast leidenschaftlichen Liebkosungen der Gräfin; denn sie verstand noch immer nicht, um was es sich eigentlich handelte, trotzdem Graf Osteringen und Felix sie gleichfalls als theuere Verwandte begrüßten, und auch Leo von Haldenstein sein Recht der Verwandtschaft in Anspruch nahm.

Nachdem die freudige und doch auch schmerzliche Aufregung sich ein wenig gelegt hatte, brachte Felix

der Gräfin alle Papiere, welche auf das nun an den Tag getretene Geheimniß Bezug hatten. Sie zog sich damit in ihre Zimmer zurück, wohin Graf Osteringen ihr folgte. An der Thüre kehrte sie jedoch um, drückte Margaretha an's Herz und flüsterte ihr die Versicherung zu: „Was hierin auch stehen mag, — keine Schuld deiner Eltern soll dich aus meinem Herzen verdrängen."

Von Felix erfuhr Margaretha die Geschichte ihrer Eltern. Sie war tief schmerzlich bewegt, und konnte die frohen Empfindungen der Uebrigen nicht theilen. Am drückendsten war ihr das Bewußtsein, daß das Glück ihrer Eltern Andern so viel Schmerz und Kummer verursacht hatte. Es ist schwer, eine Schuld an denen erkennen zu müssen, die wir so gern als gut und vollkommen verehrten.

Felix that, was in seinen Kräften stand, Margaretha mit den Thatsachen zu versöhnen. Besonders hob er den Umstand hervor, daß Margaretha von Haldenstein nicht wußte, welche Folgen für Leäna und Arthur aus ihrem Schritt hervorgegangen waren, und daß nur der Tod sie gehindert, das geschehene Unrecht mit den größten Opfern gut zu machen. Ueberdies ging aus ihrem Schreiben an Leäna deutlich hervor, daß der frühe Tod der Gatten als eine Sühne anzusehen war. Denn Angelo's letzte Krankheit war eine Folge der heftigen Gemüthsbewegung darüber, daß Margaretha sich von ihm trennen, Leäna aufsuchen

und nicht eher ruhen wollte, bis sie dieselbe mit Arthur ausgesöhnt hätte.

Wie es bei dem theilweise gebrochenen, doch nicht völlig vernichteten Stolze der Gräfin Ulrika von Osteringen zu erwarten war, sollte nur noch Leo's Vater die Geschichte Margaretha's von Haldenstein erfahren.

„Dessenungeachtet wirst du, mein Kind, den dir gebührenden Platz einnehmen," sagte die Gräfin eines Tages lächelnd zu Margot, die eifrig an einer Copie des Bildes ihrer Mutter malte. „Einer meiner Enkel hat bei mir um deine Hand geworben."

Die alte Dame weidete sich einige Secunden an der holden Verwirrung ihrer Enkelin und fuhr dann fort: „Er scheint seiner Sache freilich nicht ganz gewiß zu sein, da er sich nicht selbst an dich heranwagt, sondern mich gebeten hat, für ihn zu sprechen. Leo ist doch sonst nicht so schüchtern. Er behauptet, dich schon sehr lange zu lieben. Du seiest ihm aber immer unnahbar gewesen. Was hast du denn gegen Leo?"

„Gar nichts mehr, Großmama," anwortete Margot in süßer Befangenheit.

„Nichts mehr? Was hast du denn gegen ihn gehabt?"

„War er denn nicht verlobt?"

„Niemals! Seine Stiefmutter wünschte ihn mit einer reichen Erbin zu verheirathen; er hat aber seine Füße aus dem goldenen Netze längst frei gemacht."

„So viel ich weiß, muß Leo eine reiche Partie machen. Onkel Rochow sagte mir dies wiederholt."

„Weil der alte Herr dem damals noch leichtsinnigen Burschen nicht ganz gewogen war und eine Verbindung zwischen dir und ihm verhindern wollte.“

„Leo aber hat mir selbst gesagt, daß er im Begriff sei, sich zu verloben.“

„Und du warst thöricht genug, ihm zu glauben? Mit jener Bemerkung wollte er nur deine Empfindungen erforschen. Er hat mir selbst gestanden, wie gekränkt er sich fühlte, daß du so ruhig bliebst. Wenige Wochen darauf hat er neue Hoffnungen auf deine Liebe geschöpft. . . . Kennst du diese Schmucksachen? Brauchst nicht zu erröthen, liebes Kind. Es war ein gutes Werk, daß du sie Leo gesandt, damit er die Ehrenspielschuld tilge, die ihn in drückende Verlegenheit gebracht. Trotz der verstellten Schrift und der fehlenden Unterschrift erkannte er das Begleitschreiben als von dir herrührend, und nahm sich damals schon fest vor, nie mehr zu spielen. Die nur verpfändeten Juwelen konnte er vor seiner Ankunft bei uns einlösen. Denn der gute Junge hat nicht bloß dem Spiel, sondern überhaupt jeder Extravaganz entsagt und wie ein Einsiedler gelebt, »um des Engels, der ihn auf den guten Weg geführt, würdig zu werden«. Wenn du seine Werbung annimmst, dann schmücke dich heute Abend mit diesen Juwelen. Das ist das unter uns verabredete Zeichen. Ich will dich nicht drängen und lasse dir bis zum Abend Zeit. . . . Der Zweck deines Vorsatzes, keine Juwelen zu tragen, scheint erreicht. Hierin würde also kein Hinderniß mehr liegen, das erbetene

Ja in dieser Weise zu geben," setzte die Gräfin mit freundlichem Lächeln hinzu.

Leonie war nicht wenig erstaunt, daß Margot sich heute länger als sonst mit ihrer Toilette beschäftigte. „Ei, wie schön du bist! Du siehst beinahe aus wie eine Braut. Sag' mir doch, wann wirst du Felix endlich erhören? Ihr seid alle so geheimnißvoll; aber ich merke doch, daß eine Hochzeit sich vorbereitet."

„Du träumst wohl, Liliputchen. Felix ist mir ein lieber Freund und Vetter, aber nicht mehr. Das kannst du mir glauben. Was wirst du aber sagen, wenn dein Leo nun auch mir gehört?"

„Leo? — O, das wäre herrlich! Aber der arme, arme Felix!" sagte Leonie mit einem Seufzer, der indeß nicht gerade schmerzlich klang.

Daß Leo noch vor dem letzten Zeichen der Tischglocke einen günstigen Moment fand, der ceremoniellen Verlobung bei Tisch vorzugreifen und die Antwort auf die Frage, ob Margaretha ihm angehören wolle, von ihren Lippen zu küssen, bedarf wohl eigentlich der Erwähnung nicht.

Noch ehe Leo's Urlaub zu Ende ging, kam er um seinen Abschied ein. Die Vermählung des glücklichen Paares fand im selben Sommer statt.

Bald nach der Hochzeit, die auf der Hochburg gefeiert wurde, besuchten Leo und seine junge Frau die Gräber ihrer Lieben auf dem alten Friedhof in Eichenau und am Ostseestrande. Den Winter wollten sie in

Italien zubringen, im nächsten Sommer aber sich in der Thalburg niederlassen, die nun ganz an Leo übergegangen war.

19.

Die Familie Osteringen hatte die Neuvermählten bis Eichenau begleitet, wo Gräfin Ulrika sich schon jetzt für den Winter häuslich einrichten wollte.

Die frühere Rochow'sche Villa bekam bald wieder ein wohnliches Aussehen. Felix sorgte, daß die Ställe gefüllt wurden, und selbst Graf Arthur nahm thätigen Antheil an der comfortablen Herrichtung des Hauses. Doch brachte er oft den größten Theil des Tages im Todtengräberhäuschen zu, das von Susanna ganz in dem Stande erhalten wurde, wie zu Leäna's Zeiten. Nach dem Tode der alten treuen Dienerin wollte Graf Osteringen an der Stelle des Hauses eine Todtenkapelle errichten lassen.

Lonny sollte den Winter in der Residenz zubringen. Frau Hortense von Haldenstein, die der zärtlichen Protection über ihre Stieftochter noch immer nicht müde geworden, hatte ihren Gemahl bewogen, auf der Rückkehr seiner Tochter zu bestehen.

„Du wirst dich aber sehr einsam fühlen, Großmama, wenn du beide Enkelinnen gleichzeitig entbehren mußt," bemerkte Felix, als die Gräfin ihm diese Mit-

theilung machte. „Frau von Haldenstein meint es in ihrer Art ganz gut; aber ich halte es für Unrecht, Lonny ihr so lange Zeit zu überlassen. Bisher hat sie keinen guten Einfluß auf das Kind geübt.“

„Auf das Kind? — Lonny ist kein Kind mehr, — so wenig, daß Haldensteins an ihre Verheirathung denken und sie gerade deshalb bei sich haben wollen.“

„Das ist unverantwortlich!“ stieß Felix mit großer Heftigkeit heraus.

„Was ist unverantwortlich, Felix?“ fragte die Gräfin mit ruhigem Lächeln. „Daß Hubert seine Tochter keine alte Jungfer werden lassen will?“

„Damit hat's keine Gefahr. . . . Aber zum Heirathen ist sie jedenfalls noch zu jung. Sie kennt ihr eigenes Herz noch nicht und würde sich vielleicht von der ersten hübschen Larve, von den Courtoisien eines Salonhelden bethören lassen, und dann . . .“

„Hätte ein gewisser Graf Felix von Osteringen das Nachsehen? . . . Das fürchte ich auch, wenn du fortfährst, dir Lonny zu entfremden. Daß sie in deinem Herzen thront, darüber bin ich längst klar; aber ich sehe eben so deutlich, daß du auf dem von dir eingeschlagenen Wege nicht an's Ziel kommst. Lonny hat ein stolzes Herz, das sich Niemand ganz zu eigen geben wird, der nicht einen hohen Werth darauf legt und emsig darum wirbt.“

„Du meinst doch nicht, daß ich galante Phrasen ihr gegenüber drechseln soll?“

„Das ist nicht nöthig. Aber du behandelst Lonny zu sehr von oben herab; deshalb verliert sie im Verkehr mit dir so oft die Geduld und kehrt das Trotzköpfchen heraus. Meistere nicht zu viel an ihr und lasse sie ihre eigenen Wege gehen. Uebrigens ist sie hier viel weniger Wildfang als auf der Hochburg, und daß sie Leäna's Andenken so liebevoll und zart ehrt, zeugt doch von tiefem, treuem Herzen. . . . Siehst du sie dort unten an der Hecke stehen? Sie bringt ganze Stunden in jenem Theile des Gartens zu, und wenn sie sich unbeachtet glaubt, betet und weint sie am Grabe Leäna's."

„Bist du einverstanden damit, Großmama, wenn ich Lonny bitte, den Winter hier zu bleiben?"

„Warum nicht! Mir liegt eben so wenig daran wie dir, daß Lonny's Frische und Unbefangenheit im Strudel von Bällen Schiffbruch leidet. Mit Hubert kann ich die Sache schon arrangiren."

Hastig verließ Felix den Balcon, und wenige Minuten später stand er an der Seite seiner Cousine, die in träumerischem Sinnen hinüber auf den Friedhof blickte, dessen Gräber von der Sonne eines heitern Septembertages mit hellem Glorienschein umwoben waren.

„Woran denkt Elfenprinzeßchen?" fragte Felix mit einer gewissen Beklommenheit, die ihm Lonny gegenüber ganz neu war.

„An vergangene, schönere Zeiten."

„Nicht an die Zukunft? Nicht an die Winterfreuden, denen Sie in der Residenz entgegengehen?"

„Die lassen mich völlig gleichgültig.“

„So würde es Ihnen kein Opfer sein, hier zu bleiben und uns Gesellschaft zu leisten? Ich glaube, die Großmama würde es gern sehen .... und mir wäre es so sehr lieb ...“

„Ihnen?“

„Ja, mir! Ich kann den Gedanken nicht ertragen ...“

„Mich außer dem Bereich Ihrer weisheitsvollen Erziehung zu wissen? Ich schlage schriftliche Belehrung vor; sie wird vielleicht bessern Erfolg haben,“ antwortete Leonie mit spöttischem Lächeln.

„Wenn Sie mir diese erste Bitte abschlagen, Lonny, werde ich nie den Muth haben, Ihnen eine andere zu stellen, von deren Erfüllung mein Lebensglück abhängt.“

Felix sprach ernst und innig, und sein blaues Auge ruhte so bittend auf Lonny, daß sie in süßer Befangenheit erröthete und mit nur mühsam erzwungener Gleichgültigkeit sagte: „Meine Eltern wünschen lebhaft, daß ich diesen Winter in der Residenz zubringe, und die Großmama bedarf meiner nicht so sehr ...“

„Aber ich bedarf meiner Elfenprinzessin, damit sie den Zauber löse, der mich gefangen hält,“ fiel Felix rasch ein. „Ich weiß ein kleines, süßes Mädchen, das ich vor zwölf Jahren hier auf dieser Stelle zum ersten Male sah. Ein bunter Ball war ihr fortgesprungen; ich brachte ihn ihr wieder. Das holde Kind hielt mich für einen Engel, und jetzt bin ich in seinen Augen bloß ein deutscher Brummbär. Ist das nicht Zauberei?

Denn mein großer Bart wird doch nicht allein Schuld daran tragen?"

„Das böse Goldkäferchen! Meine Geheimnisse so auszuplaudern!" rief Lonny mit abgewandtem Gesicht, damit Felix die Thränen nicht sähe, welche die eben noch so schelmisch blickenden Augen füllten.

„Ueberdies hat mir jenes kleine Mädchen etwas gestohlen, ohne das ich nicht leben kann, wenn ich nicht Ersatz bekomme. Statt mit einem Balle spielt sie jetzt mit meinem Herzen und behandelt es manchmal schlecht genug. Was für ein Urtheil fällt Elfenprinzeßchen auf meine Klage?"

Der leichte Ton, in welchem Felix zu sprechen versuchte, mißlang gänzlich; denn durch jedes Wort zuckte die tiefe Bewegung seiner Seele.

Auch Lonny's Stimme zitterte, als sie zu antworten versuchte; sie brachte nur ein kleines, leises Wörtchen heraus.

Felix jedoch hörte seinen Namen, und als er die zarte Gestalt Lonny's an sich zog, war das liebliche Gesichtchen zwar von Thränen überströmt, aber es sprach so viel Zärtlichkeit aus den großen dunkeln Augensternen, und es lag so viel Glück in dem strahlenden Lächeln, womit sie zu ihm aufsah, daß Felix jeden Zweifel an ihrer Liebe schwinden fühlte.

„Du, mein einzig theueres Lieb, mein holder Engel!" flüsterte er mit überströmender Empfindung, und küßte ihr Augen, Mund und Hände. „So ist es denn wahr, daß du mein bist, ganz mein?"

„Bin ich denn nicht immer dein gewesen?" lächelte Lonny.

„Aber du schienst doch sehr bereit, mich mit Margot zu verheirathen."

„Ich dachte nie, daß du mein begehren könntest, und da hätte ich dich Margot am liebsten gegönnt. Sie ist so viel besser und klüger und schöner als ich, und ihr verstandet einander so gut. . . ."

„Ja freilich; am besten jedoch, wenn wir von dir sprachen, von dem kleinen Liliputchen, das mein Herz oft genug schwer machte."

„Das wird nicht mehr geschehen, Felix," sagte Lonny mit ernster Innigkeit. „Ich weiß sehr gut, was das Weib dem Manne schuldet, nicht bloß Liebe, sondern auch Gehorsam. Du wirst ja kein allzu strenger Herr sein. Nun aber komm zum Grabe der Mutter. Sie segnet unsern Bund im Himmel."

Hand in Hand, wie glückliche Kinder, gingen Felix und Leonie zu den Gräbern.

Gräfin Ulrika sah es vom Balcon und theilte Arthur, der seine Mutter eben aufsuchte, ihre Vermuthungen mit. Ein schwermüthiges Lächeln, das die ernsten Züge des Grafen eigenthümlich verschönte, umspielte seine Lippen, als er mit leisem Seufzer sagte: „Das sind Blüthen auf dem Grabe meines Glückes! Diese Verbindung unserer vier Kinder war Leäna's Wunsch, trotzdem sie die nahe Verwandtschaft als nicht unwichtiges Hinderniß betrachtete. Ich hoffte immer, daß es so kommen werde, und als ich mit Monsignore

F. wegen der Dispense für Margot und Leo correspondirte, habe ich von der Möglichkeit einer zweiten derartigen Bitte gesprochen und die Zusicherung eines günstigen Bescheides erhalten."

„Davon hast du ja nie gesprochen!"

„Ich wollte Niemand beeinflussen. Nun aber freue ich mich um so mehr, daß Leäna's Wunsch in Erfüllung gegangen, freue mich besonders darüber, daß diese beiden Herzen sich hier am Friedhofe gefunden haben, wo Leäna's Liebe sie schon in ihrer Kindheit vereinte. Felix wird weiser und darum glücklicher sein als ich. Sollten jedoch die alten Erbübel unseres Geschlechtes: Stolz, Eifersucht und Zorn, auch ihm so schwere Versuchungen wie mir bereiten, dann werden jene Gräber ihm des Dichters Wort lebendig vor die Seele führen:

O, lieb', so lang du lieben kannst!
O, lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

In Treue fest.

Eine Hochlands-Geschichte von Th. Messerer.

1.

Die mächtigen Isarberge mit dem gewaltigen Karwendel umrahmen ein breites, romantisches Thal, durch welches die baierische Tirolergrenze bald zwischen lachenden Matten und goldenen Aehrenfeldern, bald über rauhes Gestein, durch Tannenschlag und Waldschluchten sich hinzieht. Leuchten dem Wanderer die flimmernden Schneeflächen zwischen den Gipfeln des Karwendels entgegen, so bedarf es kaum noch ein paar Stunden rüstigen Marsches, und die Landesmarken sind überschritten.

Ziemlich weit zieht sich der an Abwechslung reiche Weg nunmehr auf schattenlosem Grunde zwischen starren Felskolossen und waldgrünen Höhen ununterbrochen eben fort, bis mit einem Male ein Fahrweg in ein Nadelgehölz sich abzweigt, um einige hundert Schritte weiter zur Hauptstraße zurück zu führen. Er windet sich in einem kleinen Bogen durch den Wald und lockt unwiderstehlich den Fußgänger in's Grüne. Schlägt selbst Mancher in Sturm und Regenschauer beschleunigten Schrittes das Seitensträßchen ein, wenn er weiß, welch ein willkommenes Obdach dort seiner wartet, so flüchtet in

sengender Sonnengluth sicher ein Jeder gern in die erquickende Schattenkühle.

Hat der Wanderer eine Strecke unter den Wipfeln herrlicher junger Fichten zurückgelegt und aufgeathmet in der köstlichen Waldfrische, so taucht ein behagliches niederes Gebäude von altväterlicher Form so unerwartet vor ihm auf, daß unwillkürlich ein froher Ausruf den durstigen Lippen entfährt. Spränge auch auf seiner Vorderseite das unscheinbare kleine Wirthshausschild nicht schon durch die über demselben hoch aufragende, ehrfurchtgebietende Gestalt des Andreas Hofer mit der sieghaft geschwungenen Fahne in's Auge, so würde die vom dichten Zweigdach der umstehenden Nußbäume überschattete, langgestreckte Weinlaube gegenüber, an welche die Kegelbahn sich schließt, nebst den Futterbarren vor dem Eingang auf die beliebte Waldschenke „Zum Hofer-Anderl“ hinweisen.

Sie lag traulich versteckt in dem kühlen Waldesdunkel, das einen prächtigen Hintergrund gab. Das gemauerte Erdgeschoß hob sich blendend hell von der altergeschwärzten Holzverschalung des Oberstockes, wo auch die verkröpften Gesimse und die reiche Schnitzerei am Sparrenwerke von hohem Alter zeugten. Schade, daß die zwei Buchstaben im Giebelfelde sammt der Jahreszahl dazwischen sich verwittert und unkenntlich erwiesen. Seit Menschengedenken schien keine bessernde und verschönernde Hand mehr an das alte Bauwerk gelegt worden zu sein. Nur die mit kräftigen Strichen ausgeführte Abbildung des tirolischen Freiheitskämpfers schien der neuern Zeit anzugehören. Auch die steinbelasteten großen Legschindeln des Daches mußten gelegentlich einmal erneuert worden sein. Sonst stand noch alles genau so da, wie es der Erbauer seiner Zeit hingestellt hatte.

Hinter dem Hause stieg eine mäßige Anhöhe empor, auf welcher Stallung und Heuschuppen standen. Beide ließen in ihrer Ausdehnung und Sauberkeit auf eine gewisse Wohlhabenheit des Besitzers schließen.

Unverändert, wie die Außenseite, waren auch die Räumlichkeiten im Innern mit ihrem ländlich schlichten, Generationen überdauernden Hausrath geblieben.

Die alte Treue, die alte Biederkeit und Gastfreundschaft schienen ebenfalls noch in dem Hause zu walten. Sprach ein Fremder zu, so lauschte vom rührigen Wirthe bis zum jüngsten Dienstbuben alles den Wünschen des treuherzig Begrüßten. Saß er mit still innerlichem Behagen am Familientische, nach landesüblicher Weise von einem Jeden mit Du angesprochen, wie wundersam heimelte das an, und wie sorglos schlief der von der freundlichen Wirthin in die Schlafstube Geleitete unter dem alten Dache!

Es mochte wohl um die abendliche Melkzeit sein, als ein von den Bergen herabkommender Bursche mit hellem Zuruf an einem offenen Stallfenster stehen blieb. „Lebst noch, Traudl, hat dich das Wetter noch nicht fortgeschwemmt?"

Drinnen hörte man die Dirne mit den Kübeln hantiren und alsbald die Frage herausschallen: „Wendel, meinst nicht, daß es sich bis morgen einmal aufzieht? Wir haben noch viel Grummet draußen."

Der also Angeredete war ein kräftig gebauter Hochländer, dessen sehnige Faust den Stiel einer schweren Holzaxt umspannt hielt, die auf seinen Schultern ruhte. Diese und die stark abgenützte lederne Kniehose mit den derben Nagelschuhen ließen in dem prächtigen Burschen leicht den Holzknecht erkennen, obgleich das offen blickende kluge Auge und der überaus gutmüthige Zug

in dem leicht gebräunten, jugendfrischen Gesichte fast im Widerspruch standen mit so rauhem und gefahrvollem Tagewerk.

Forschend überflog er den Horizont, an dem duftverschleiert wunderbar gestaltete Berge auftauchten. Sein Blick schweifte länger umher, als nöthig war zur Prüfung des Wetters. Ungeachtet des düstern Himmels, der grau und schwer über der Landschaft hing, war es auch jetzt noch schön, hier oben Rundschau zu halten. Zu seinen Füßen lag das trauliche alte Gebäude, im Halbkreis umschattet von der tiefgrünen, jungen Fichtenschonung, die es von der Hauptstraße trennte. Weiterhin schaute vom Waldessaum das schmucke Försterhaus herüber, während rings herum vereinzelte Gehöfte an schwellenden Grashängen anmuthig zerstreut waren oder aus der Thalmulde zwischen Obstbäumen hervorblickten. Nur selten durchbrach ein Sonnenblitz das tief ziehende Gewölk, mit blendender Helle über die plötzlich wie durch Zauber verwandelte Gegend hinzuckend.

„Kann dir nichts Gutes versprechen vom Wetter, Traudl; so geschwind macht es sich noch nicht auf. Behüt' Gott!"

Mit heiterer Miene setzte der Bursche den unterbrochenen Gang nach der Waldschenke fort. Indem er an der offenen Laube vorüber schritt, in der zwei Männer sich bei Wein und Weißbrod gütlich thaten, rief ihm der Eine munter zu: „Wendel, geh her und trink einmal fest!"

Der reiche alte Grubmoosbauer, ein Greis mit langem weißem Bart und schlauen scharfen Gesichtszügen, hielt ihm sein volles Glas entgegen.

„Sollt leben beisammen!" gab Wendel mit wohlgefälligem Lächeln zurück und leerte das Glas mit einem herzhaften Zug.

„Wendel," forderte der alte Bauer nun wie zum Entgelt dafür sein Zeugniß, „du kennst wohl die Eschen, die droben stehen im Steigerholz? Der Herr da will sie kaufen."

Er wies auf den städtisch gekleideten Fremden, dem Anscheine nach ein baierischer Holzhändler, der ihm gegenüber saß.

„Stehen auf zehn Stunden keine mehr da, die so gesund und pfeilgrad gewachsen sind, wie die . . . da verkaufst dich nicht," war der bündige Bescheid. „Guten Abend beisammen!"

Die Hacke im Arm ging der Bursche dem Hause zu. Sein kräftiger Tritt hallte kaum auf dem Steinpflaster vor demselben, als an einem Fenster im Erdgeschoß ein tiefgesenkter brauner Mädchenkopf lebhaft emporzuckte. Floriane, die junge Wirthstochter, war plötzlich brennend roth geworden. Sie hatte ihr Nähzeug vor sich und eben mit dem letzten Stich den Faden ausgezogen; aber die Nadel kehrte nicht mehr zurück zum nächsten. Die Hand fiel in den Schooß, und der Kopf bog sich so weit hinüber, als die schmale Fensterbrüstung es nur erlaubte, um ihm mit dem hellsten Blick ihres dunkeln Auges zu folgen.

Aber auch der Fremde in der Laube schaute ihm aufmerksam nach und kehrte sich dem alten Tiroler mit der Bemerkung zu: „Ein flotter Bursch das! Ist vermuthlich Knecht hier im Hause?"

„Nein, Herr, das ist der Schlager-Wendel, ein Holzknecht," erklärte der Alte, „arm wie eine Kirchenmaus, aber grundbrav. Er sucht nur manchmal sein

altes Mutterl heim, siehst, das Weiblein, das dort bei der Thür den Hennen das Futter vorwirft."

Der Blick des Fremden folgte der angedeuteten Richtung, und er sah, wie ein sauber gekleidetes altes Mütterchen, das von einem Schwarm Hühner und Tauben umwimmelt war, beim Anblick Wendel's schnell die ganze Schürze unter das Geflügel leerte.

„Mein Bub!" rief sie, und ihr gutes runzeliges Gesicht sah unbeschreiblich selig aus, als sie dem jungen Burschen die Hand gab und mit ihm in's Haus ging.

„Der Bub ist ihr Einziges auf der Welt," sagte der Grubmoosbauer. „Er ist beim Hoferwirth aufgewachsen, und sie lassen sie da auf dem Hof halt so fortkommen. . . . Hat seine eigene Bewandtniß!" setzte er pfiffig blickend hinzu.

„Eine Verwandte also?"

Der Alte schüttelte den ausdrucksvollen weißen Kopf und sah sich behutsam um, als besorge er, belauscht zu werden.

„Das ist ganz anders, Herr. Du wirst es dem Haus schon angesehen haben, daß es uralt ist. Das hat schon dem jetzigen Wirth sein Großvater im vorigen Jahrhundert gebaut. Da soll's zugegangen sein, wie nicht im größten Gasthof im ganzen Tirolerland. Tag und Nacht war das Haus gestopft voll Gäste und das Fuhrwerk ist auf der Straße angestanden, daß oft keiner mehr zu Fuß hat durchkommen können. Soll aber auch ein rechter, richtiger Wirth gewesen sein — das beste Essen und den feinsten Wein hat man nur beim Brunnsteiner-Wastl haben können. Er soll nicht gespielt, nicht gewildert haben, aber eins, Herr — du weißt ja, etwas muß der Mensch wohl haben, was ihm eine Freud macht," schickte er mit verschmitztem Lächeln wie zur

Entschuldigung voraus — „eins hat halt der Wastl auch gehabt. Er hat gepascht, anfangs kleinweis, später soll er's aber im Großen getrieben haben, das Schwärzen. Dabei war dem alten Mutterl sein Vater der Hauptvocativus, sein Hauptspezel, will ich sagen. Um und um alle Grenzjäger waren ihnen auf der Spur, und sie haben alles aufgeboten, sie zu fangen; aber die zwei alten Füchse waren ihnen doch zu schlau. So haben sie fortgemacht, bis der Tirolerkrieg ausgebrochen ist. . . Aber, Herr, du trinkst doch noch ein Glas?" unterbrach sich der redselige Alte. „Drüben im Baierischen kriegst keinen solchen mehr."

Der Grubmoosbauer ergriff das Glas des Händlers, der ihm ein zwar wortkarger, aber aufmerksamer Zuhörer war, um damit kräftig an das seine zu klingen. „Heda, Wirthschaft, eingeschenkt!" rief er gegen das Haus hin.

Floriane vernahm vom Fenster aus das Begehren der Gäste. Hurtig legte sie die Arbeit bei Seite, und im nächsten Augenblick trat ein ungewöhnlich liebliches Mädchenbild aus dem Rahmen der Thüre. Unterschied sich Floriane in ihrer einfach ländlichen Tracht nur wenig von den weiblichen Dienstboten des Gehöftes, so ließen doch der bessere Stoff und die blendende Weiße der Wäsche keinen Zweifel aufkommen, daß man das Kind des Hauses vor sich habe. Der kurze, dunkelfarbige Rock, der den tadellos bekleideten, wohlgeformten Fuß bis zum Knöchel frei ließ, war von feinster Wolle; das schwarze Leibchen, aus dem weitfaltige schneeige Hemdärmel quollen, saß zierlich und knapp; die den blüthenweißen Hals umschmiegende Spitzenkrause war durch ein Sammetband zusammengehalten, von dem ein kleines goldenes Kreuz niederhing. Ihr Wuchs war

vom schönsten Ebenmaß und ihr Gesicht von seltenem Liebreiz. Die volle braune Flechtenkrone über der freien Stirne ließ das Zarte der Hautfarbe noch klarer hervortreten. Lag auch das Fesselnde der blühenden Züge weniger in dem Schnitt derselben als in dem Ausdruck der sprechenden dunkeln Augen, die zugleich mit den frischrothen Lippen so schelmisch und so glücklich lachen konnten, so galt die Hoferwirthstochter doch weit und breit im Lande für eins der hübschesten Mädchen.

„Gelt, Herr, der rothe Tiroler ist gar viel fein und schmeckt dir wohl?“ lächelte die an den Tisch Getretene, und flink nahm sie die leeren Gläser fort. Verwundert blickte der Fremde dem schönen Mädchen nach.

„Donnerwetter, ist die aber hübsch!“ murmelte er.

„Gelt, Herr,“ warf der Alte, dessen buschige weiße Brauen sich bei Florianens Erscheinen finster zusammen gezogen hatten, in seltsam herbem Tone hin, „bei uns zu Land wachsen auch saubere Madeln. Ja, die Hoferwirths Flori ist bildsauber, thut sich um und hat was los. Ist soweit ein ganz rares Weibsbild, — aber entweder mag sie die Mannsleute nicht oder sie ist sündhaft stolz. Mein Bub, der Markus, geht ihr oft zu Gefallen, und ich hätt' nichts dawider; aber sie schaut ihn mit keinem Aug' anders an wie einen jeden Andern. Kreuzsternhagel! Der Grubmooshof ist doch kein Pfannenstiel, und der Alte kann seinem Buben auch was mitgeben!“

„Pst! Pst!“ wehrte der Fremde dem in seinem Aerger unwillkürlich lauter Sprechenden; denn eben kam das Mädchen mit den bis an den Rand gefüllten Gläsern wieder an den Tisch.

„Da, Flori, stoß einmal an mit dem Herrn,“ sagte der Alte und schob ihr sein Glas mit einem strafenden

Blick zu, dessen Bedeutung dem klugen Mädchen nicht entging.

Erröthend nippte sie von dem Wein und lief, still in sich hinein lächelnd, zurück in's Haus, während der Grubmoosbauer den beim Erblicken des schmucken Wirthskindes in ihm aufgestiegenen Groll mit einem tiefen Schluck hinabspülte.

„Daß ich sie dir auserzähle, die Geschichte," nahm er den Faden seiner Erzählung wieder auf. „Heidenmäßig viel Geld, erzählen sich die Leute, hat der alte Brunnsteiner-Wastl mit dem Schwärzen zusammengescharrt. Ganze Truhen voll sollen im Keller gestanden sein. Wie aber der Franzos im Land eingefallen ist, da hat ein Jeder sein Haus und Hof und Kind und Kegel im Stich gelassen und ist dem Feind entgegen. Du mußt wissen, Herr, ein schöneres Land als Tirol gibt's auf der Welt nimmer, und jeder Tiroler läßt gern sein Leben drum. Wie ein Mann ist das ganze Land aufgestanden. Der Enzinger-Martl, dem alten Weiblein sein Vater, war einer von den Ausgestochensten; der hat alle Wege und Stege so gut gekannt wie seine Tasche. Auf den und auf den Brunnsteiner-Wastl hat der Hofer-Anderl viel gehalten; sie haben zu seinen besten Kundschaftern gehört. Es war aber alles schon verloren, und wie der Feind einmal alle Pässe gehabt hat und in's Herz von Tirol eingedrungen ist, da ist ein Wuthschrei durch's ganze Land gegangen."

Von einer warmen patriotischen Stimmung erfaßt, fuhr der Grubmoosbauer erregt fort: „Da hat's jeder eisgraue Tiroler probirt, ob er noch einen Stutzen tragen, eine Sense schwingen kann, und die Lieb' zum Land Tirol hat einen jeden wieder jung und stark gemacht. Da waren der Brunnsteiner-Wastl und der En-

zinger-Martl die ersten dabei. Die sind in alle Thäler herumgereist, haben die alten Männer zusammengestellt und sind fort mit ihnen. Tapfer haben sie sich gehalten, die alten Kriegskameraden, haben ihr Blut verspritzt wie die jungen, — hat aber auch nichts mehr geholfen. Der Feind hat sich schon festgesetzt gehabt, und es hat blutige Kämpfe gegeben. Das Haus da soll schon ganz ausgeraubt und geplündert gewesen sein. Die Wirthin ist über Nacht bettelarm geworden; daß aber auch der Wirth schon für's Vaterland gefallen war, hat sie lang nicht gewußt. Mit Gebet und Aengsten hat sie gewartet auf den Brunnsteiner, und das alte Weiblein als kleines Dirndl auf ihren Vater, — es ist halt keiner mehr heimgekommen! Damals soll's traurig ausgeschaut haben im ganzen Land. Die alte Brunnsteinerin, die bis da im Wohlstand gelebt und den Armen mit vollen Händen gegeben hatte, hat für ihre Kinder kein Stücklein Schwarzbrod mehr gehabt. Aber es muß wohl der Segen des Herrn auf dem Haus geruht haben; ein Helfer in der Noth war auch der Wastl allezeit. Sie ist gar gottesfürchtig und betriebsam gewesen, und der Sandwirth, den sie wie einen Schutzheiligen an die Wand hat malen lassen, hat ihr die Tiroler fleißig zugeführt — sein Andenken lebt in allen Herzen. Aus der bittersten Armuth hat sie sich nach und nach wieder erholt, und ihre Kindeskinder, die jetzigen Hoferwirthsleute, haben wohl was vor sich gebracht."

„Ja, ja, das sind die Greuel des Krieges. Glücklich ein Volk, das davor bewahrt bleibt!" bemerkte mit ernster Miene der Fremde.

„Möchte unser lieber Herrgott das schöne Tirol schirmen und schützen allezeit!" fügte der Grubmoosbauer aus vollem Herzen bei, und hell klang sein Glas

an das seines Gefährten. Sie tranken den ansehnlichen Rest des Weines auf einen Zug, als wollten sie mit einem tüchtigen Schluck den frommen Wunsch bekräftigen.

„Jetzt, Herr, mußt du aber noch meinen Hof anschauen,“ sagte der Alte, indem er sich erhob. „Wir werden dann schon Handels eins wegen der Schnittbäume.“

Die Laube verlassend, gingen sie um das Haus herum und über den Oekonomiehof durch das hintere Thor hinaus. Als sie an den hoch aufgeschichteten Holzstößen vorüberkamen, traten zwei Männer, die hier in eifrigem Gespräch beisammen standen, schnell hinter dieselben, als suchten sie sich ihren Blicken zu entziehen. Es waren der Schlager-Wendel und der Hoferwirth, die ihre Unterredung hier fortsetzten.

Der Enkel des Brunnsteiner-Wastl war von hoher, breitschulteriger Gestalt. Die gebogene Nase und die starken Brauen über den feuerigen, dunkeln Augen drückten seinen markigen Zügen den Stempel der Kühnheit und Thatkraft auf. Mit einer Miene der Zufriedenheit sah er nach dem trostlos düstern Regenhimmel, von dem die Wolken immer schwärzer und drohender herniederhingen.

Es war im Spätsommer, und seit Wochen schon schimmerten die herrlichen Berghöhen nicht mehr im Abendgolde. Wie in die Ferne gerückt, schauten sie dunkeln Schatten gleich unheimlich herab, wenn sie nicht, in Nebelwolken eingemummt, die trotzigen Felsenhäupter tagelang versteckten. Gar mancher Bergbauer wartete mit stiller Sorge darauf, ob nicht bald ein frischer Ost die Schwingen erhebe, die Wolkenschicht zerreiße und der Sonne zum Durchbruch helfe. Ein anderer horchte bang auf die Gebirgswasser, die immer

beängstigender rauschten, immer wilder tosten. Vorsorglich ward der Damm erhöht, sein Haus zu sichern, und das Wehr befestigt, sein Grundstück zu schützen.

Derlei Sorgen bedrückten das Gemüth des Hoferwirthes nicht, der gerade an einem ausgiebigen Abendregen seine Freude gehabt hätte, weil darauf eine rabenschwarze Nacht in Aussicht stand.

„Es wird gleich tüchtig schütten, Wendel; das ist ein Wetter, wie gemacht für uns,“ sagte er munter.

Wendel sah schweigend zu Boden, und ein verdecktes Mißbehagen spiegelte sich in seinem frischen, offenen Gesichte.

„So, du gehst nicht mit, fürchtest dich wohl gar?“ brummte Brunnsteiner mit einem leisen Beiklang von Spott.

Eine heiße Röthe schoß dem jungen Wendel in's Gesicht. Er sah den Mann aus seinen treuen Augen ernst und bewegt an.

„Daß ich mich nicht fürchte,“ sagte er, und seine Stimme bebte im verhaltenen Gefühl innerster Kränkung, „hast du schon oft gesehen; und wo du hingehst, geh' ich auch hin. Mir ist keine Bergspitze zu hoch und keine Felswand zu jäh. Aber ich geh' nicht hinaus wegen einer Gemse oder einem Rehbock. Das du's einmal weißt, Brunnsteiner — allein wegen deiner geh' ich mit. Ich denk's noch gut, wie du uns aufgenommen hast, eine Wittib und ihr Waislein, sonst wären wir verkommen im Elend; ich weiß, was du meinem alten Mutterl thust. Sie darf's nicht spüren, daß sie das Gnadenbrod hat bei dir; die Schlager-Moidl*) wird gehalten wie eins von der Freundschaft.

*) Marie.

Das steht fest eingeschrieben in mir und wird nie ausgelöscht in meinem Herzen! Deswegen geh' ich mit hinaus, Brunnsteiner. Du sollst nicht sagen können, daß du einen undankbaren Menschen auferzogen hast. Ich könnte nicht schlafen, wenn ich wüßte, daß du allein draußen bist, und möchte dir beistehen, möchte die Gefahr mit dir theilen. Und trifft die Kugel einmal den Schlager-Wendel," setzte er mit einem tiefgeholten Athemzug bei, „so weinen nicht so viele um mich, wie um dich."

Die finstere Miene des Hoferwirthes hellte sich rasch auf, als er in die offenen, treuherzigen Züge des Burschen schaute und die in ihrer Schlichtheit ergreifenden Worte vernahm. Er bot ihm die Hand, und ein Anflug von Rührung zeigte sich in seinem wetterharten Gesichte.

„So ist's recht, Wendel, bist ein braver Bursch. Jetzt sag' mir aber, wo der Wechsel ist. Auf der Zintelspitz' bist ja droben gewesen. Du brauchst nachher nicht mitzugehen, wenn du nicht selber gern magst."

„Der Wechsel ist auch bei stockfinsterer Nacht leicht zu finden," sagte Wendel, dessen frohes Gesicht ein Schatten von Sorge überschlich. „Du gehst unter der Kreuzelalm hinter der starken Buche in's Holz hinein, da kommst du auf einen Pürschsteig; den gehst du eine Zeit lang fort bis zu der großen Kiesrutsche; dort hältst du dich links und siehst gleich darauf eine umgestürzte, angefaulte Föhre, aus der junge Schösse treiben. Ein paar Schritte davon wechselt der Bock herüber, und der Fährt nach muß es ein sakrisch starker sein."

„Da kann man gar nicht fehl gehen," meinte der Hoferwirth und rieb sich aufleuchtenden Blickes die

Hände. „Mehr brauch ich nicht zu wissen. Jetzt kannst schon daheim bleiben, Wendel; den Bock zwing ich allein auch.“ Mit vergnügter Miene wollte er sich zum Gehen wenden.

„Wart', Brunnsteiner, ich muß dir noch was anderes sagen, was recht Wichtiges,“ erklärte Wendel, indem er sich umsah, mit gedämpfter Stimme. „Von der Zintelspitz' bin ich über das Winkelhorn herunter nach Mittenwald. Es war schon gleich Nacht, da hab' ich beim Gamswirth noch einen Trunk mitgenommen. Ich bin zufällig an einem Tisch gesessen neben dem Herrenstübel und hab' mich an den Verschlag angelehnt. Da ist unser stolzes Försterbübel, der Franzl, mit zwei baierischen Jägern drin gehockt. Der Franzl war fuchsteufelswild und hat ihnen von dem Hirsch erzählt, den wir vor vierzehn Tagen herunter haben mit einander.“

„Was weiß denn der davon?“ fiel ihm Brunnsteiner mit spöttischem Lächeln in die Rede.

„Alles weiß er, Brunnsteiner,“ entgegnete Wendel, und auch in seiner harmlosen Miene tauchte ein höhnischer Zug auf, „nur das nicht, wer die Zwei waren, die ihm den Hirsch davongetragen haben. Er hat den zwei Jägern erzählt, daß ihm Nachts ein Staatskerl von einem Zwölfender aufgestoßen ist. »Hab' wohl keinen Hund bei mir gehabt,« hat er gesagt; »weil er mir aber gar so schön im Schuß gestanden ist, hab' ich halt abgedrückt. Aber der Schuß ist mir zu kurz abgegangen, und der Hirsch ist waidwund in's Dickicht hinein. Ich hab' noch gesehen, daß er stark schweißt, und mich darauf verlassen, daß ihn die Hunde morgen gleich in aller Früh' schon finden. Satansbrut!« hat er geflucht, »sie haben richtig auch noch das Dickicht gefunden, wo er sich niedergethan hat, aber . . .«“

„Aber der Hirsch war beim Teufel!“ warf der Hoferwirth mit hämischem Lachen dazwischen.

„Ja, und auf den Tisch hat er vor Wuth hineingeschlagen mit der Faust, daß alles gewackelt hat. Der Pfifficus, der Franzl, hat sich auch ein wenig geschämt vor den Baierischen. »Es müssen ein paar so Lumpen gleich in der Nähe gewesen sein,« hat er gesagt, »von denen einer ihn abgenickt hat, weil ich keinen Schuß gehört hab', und nachher haben sie ihn verschleppt, die Höll'sakra. Es war ein Prachtstück; wenn ich dran denke, könnt' ich heut' noch platzen vor Gift und Galle. Jetzt aber hab' ich's geschworen — dabei hat er seinen Krug auf den Tisch hin geschlagen, daß er in Scherben gegangen ist — jetzt muß ich sie aufbringen, die Zwei. Eher trink' ich keinen Tropfen Bier mehr, und wenn mir der Hals zuwächst. Jede Nacht leg' ich mich hinaus in's Holz!« hat er gebrüllt, und die baierischen Jäger haben ihm versprechen müssen, daß sie Nacht für Nacht ihr Revier an der Grenze abgehen. . . . Jetzt wirst wohl daheim bleiben, Brunnsteiner!“ schloß Wendel in einem Tone, der wie eine flehentliche Bitte klang.

Verächtlich lächelte der Hoferwirth den jungen Holzknecht an, der sorgenbangen Herzens vor ihm stand.

„Wendel,“ stieß er aufgeregt hervor, „das hätt'st du bei dir behalten sollen! Jetzt muß ich hinaus, jetzt ist der Spaß noch toller. Der Bock muß heut' noch herunter, und hätten ihn die Jäger am Strick! Die sollen meinen, der Teufel hat ihn durch die Luft fort!“ rief der tollkühne Wilderer zornig blitzenden Auges.

Die seit Jahren in ihm glühende Leidenschaft schien mit einem Male in hellen Flammen aufzuschlagen.

Die erhöhte Gefahr wirkte mit doppeltem Reiz auf ihn, und die Vorkehrungen der Jäger forderten ihn nur zu trotzigem Widerstand heraus.

Wendel legte ihm die Hand auf den Arm. „Brunnsteiner, denk' an dein braves Weib, denk' an deine kleinen Kinder und an die Flori, die alle den Vater noch brauchen. Du hast schon viel Glück gehabt im Leben, einmal kann's aber doch schief gehen."

Die arbeitsharte Hand des besonnenen jungen Burschen zitterte vor innerer Bewegung, als er in ruhigem Tone so zu dem wild erregten ältern Manne sprach.

„Schäm' dich, Wendel," entgegnete spöttisch der Wirth; „du wirst ja mit einem Mal ein altes Weib, das sich vor Angst verkriechen möcht'. Hock' du nur daheim hinterm Ofen, aber mich laß gehen; dein Predigen bedeutet dich nichts."

„Du gehst also doch?" rief Wendel, an dem die wiederholte Beschuldigung der Feigheit wirkungslos abzugleiten schien, — beschwerte ihm doch eine dringendere Sorge das Herz.

„Zum Teufel ja!" stieß Brunnsteiner zwischen den Zähnen heraus. „Brauchen thu' ich dich nicht. Wenn du aber mit willst: punkt zwölf Uhr komm' ich beim Kugler-Staches seinem Marterl vorbei. Jetzt kannst dich richten!"

Mit zornrothem Gesichte trat er hinter den Holzstößen hervor und ging in's Haus.

Wendel verließ das Gehöft in tiefer Verstimmung und wanderte nachdenklich die Anhöhe hinan, seine leichtgefügte, einsame Hütte im hohen Forste aufzusuchen, als plötzlich ein Arm sich in den seinigen schob, und ein rothbraunes Gesicht ihm vertraut schmunzelnd unter den Hut schaute.

„Hab' ich dich erwischt? Jetzt gehen wir gleich mit einander."

„Was thust denn du herunten, Sepherl?" fragte Wendel, nicht sonderlich erheitert von der Begegnung.

„Meine Leut' hab' ich einmal heimgesucht," war die Antwort der derben, stämmigen Dirne, die den Arm, den der Bursche ihr nicht lassen wollte, nur um so fester packte.

Die Sennerin von der Kreuzelalm glich keiner frisch aufgeblühten Alpenrose mehr und mochte wohl schon manchen langen Sommer durch über ihre auf hoher Berghalde einsam vertrauerte und verflogene Jugend melancholische Betrachtungen angestellt haben. Nur dieser Kummer konnte alle die kleinen Fältchen und scharfen Linien um die grünlich schillernden, schief geschlitzten grauen Augen und den bitterbösen Zug um die aufgeworfenen breiten Lippen eingegraben haben. Sollte auch der gutmüthige Wendel, der einzige unter den Mannsleuten, der ihr halbwegs freundlich und ohne Spott begegnete, kein menschliches Erbarmen haben mit ihr? Ihr, trotz der längst enteilten Blüthezeit noch immer jugendwarmes Herz schlug ihm mit einem wahren Sturmlauf von Liebe entgegen, sie sah ihn an mit ihrem holdseligsten Lächeln, das aber dem gebräunten eckigen Antlitz, in welches das zerzauste gelbliche Haar nicht eben anmuthig hereinhing, auch keinen größern Reiz zu geben vermochte.

„Wendel, warum läßt du dich gar nimmer sehen droben bei mir?" sagte sie mit zärtlichem Vorwurf. „Gehst der Kreuzelalm mit Fleiß aus dem Weg?"

Wendel schüttelte verlegen lächelnd den Kopf.

„Und ein Gesicht machst wie neun Tag' Regenwetter ... Was hat dich denn zerrüttet? Geh', komm'

einmal hinauf zu mir; ich weiß gewiß, ich bring' dich wieder zurecht."

Der Bursche sann eifrig nach, wie er die verliebte Dirne am schnellsten los werde, und trat plötzlich so tüchtig auf, daß sie mit knapper Noth Schritt zu halten vermochte.

„Was laufst denn gar so, Bub? Laß mich auch mitkommen," keuchte die Sennerin, sich fester einkrallend, und tapfer hielt sie den Hang hinauf aus.

Der Bedrängte verfiel auf ein wirksameres Befreiungsmittel.

„Weißt, Sepherl," sagte er mit glaubwürdiger Miene, „ich hab' ein Geschäft da mit dem Oberknecht, das läßt sich nicht aufschieben." Und eben an der Wirthsscheune angekommen, schüttelte er die Aufdringliche mit einem Rucke ab, und der Almerin über die Schulter zurufend: „Ich such' dich schon einmal wieder heim," verschwand er in derselben.

Diese blieb einen Augenblick mit verblüfftem Gesichte stehen, schien sich aber bald zufrieden zu geben.

„Du kommst mir nicht aus, Bub; von dir laß ich nimmer!" murmelte sie entschlossen, und neue Eroberungspläne schmiedend, trabte sie in ihren plumpen Schuhen wohlgemuth den Waldbergen zu.

2.

Nach reichlich gefallenen Regengüssen stiegen aus Wäldern und Wiesgründen starke Nebel auf. Berg und Thal verschwammen in einem Dunstmeer, und bald warf die schwärzeste Nacht ihre Schatten über

die Landschaft. Kein Stern flimmerte auf am Horizont, Licht um Licht erlosch im Thale und in den umliegenden Gehöften. Die beleuchteten Fenster der Hoferschenke waren die letzten hellen Punkte in der ganzen Umgebung; als aber der sich allmälig zum Sturm verstärkende Nachtwind die Glockenschläge der zehnten Stunde aus dem nächsten Kirchlein herüber trug, verdunkelten sich auch diese, und in weitem Umkreise war die Gegend von tiefster Finsterniß umwoben.

Nur das Rauschen des Windes, das Quaken der Nachtfrösche oder der Ruf einer Eule unterbrachen die nächtliche Stille.

Es war um die Mitternachtstunde, als ein mit Jagdgewehr und Rucksack ausgerüsteter Mann geräuschlos aus der Thüre des einsamen Wirthsgehöftes schlüpfte. Vorsichtig huschte er an der Hauswand hin; sowie er aber das Waldsträßchen erreicht hatte, ging es durch Gehölz und Wiesgründe um so schneller vorwärts. Der nächtliche Gang mochte noch keine halbe Stunde gedauert haben, als ein steinernes Feldkreuz sich aus dem Dunkel hob. Auf dem Betschemel davor kauerte zusammengeduckt eine männliche Gestalt.

„Bist schon lang da, Wendel?“ wisperte der Herankommende.

„Nicht gar lang, Brunnsteiner,“ sagte der Bursche eben so leise.

Er erhob sich, und auf Brunnsteiner zutretend, stellte er mit schwerem Nachdruck die Frage: „Kann dich nichts mehr aufhalten . . . mußt hinauf?“

„Das siehst,“ murmelte der Hoferwirth.

„Willst mit Gewalt in dein Unglück rennen?“

„Red’ nichts mehr davon und mach’ dich auf die Socken!“ brummte der Wilderer, seinen Unwillen nie-

derkämpfend. Wegekundig schritten die zwei Männer durch das Dunkel fort, nur hier und da ein abgerissenes Wort tauschend. Indeß der Eine kummerschweren Herzens und innerlich zögernd vorwärts kam, schien den Andern seine ungezügelte Leidenschaft anzutreiben. In froher Erregung funkelte sein Blick, und sorglos, als ginge es zu einem Festschießen, eilte er mit unermüdlicher Rüstigkeit vor dem ernsten jungen Warner einher.

Sobald sie den hohen Forst erreicht hatten, verstummte das nur stockend unterhaltene Gespräch ganz. Sorgfältig vermieden sie den Fußsteig und traten tiefer unter die Waldbäume, wo weiches Moos die schweren Männertritte dämpfte. Jeden dürren Ast, der zum Verräther werden konnte, behutsam umgehend, stiegen sie schweigend bergan. Dazu sauste ein Sturm, der ihnen den Athem benahm und die Wipfel der mächtigen Bäume schüttelte. Sie hatten einen weiten, beschwerlichen Marsch vor sich; doch wie ungeduldig immer Brunnsteiner vorwärts stürmen wollte, er mußte sich Wendel's Anordnungen fügen. Der sehnenstarke, kletterfeste Steiger, der sonst mit seltener Behendigkeit die Gewandtesten hinter sich ließ, hemmte jetzt häufig seinen Schritt und hielt zuweilen rastend an, mit jagdgeschärftem Ohr in die Nacht hinaus horchend. So ging es langsam aufwärts. Plötzlich hob der Schlager-Wendel den Kopf und spähte aufmerksam nach oben.

„Dort ist schon die Kiesrutsche, Brunnsteiner; jetzt haben wir nicht mehr weit,“ flüsterte er, mit dem ausgestreckten Arm die Richtung andeutend, dem ungestümen Gefährten zu, der trotz aller Abmahnung schon wieder beflügelten Schrittes emporstieg, indeß er selber in angstvoller Spannung folgte.

Immer schwerer ging sein Athem, immer beklemmender wurde der Druck, der auf seinem frischen Gemüthe lag. Was war es nur, was dem kraftvollen, beherzten Gesellen die Brust beengte? In der sonst so ungezwungenen Haltung des fröhlichen jungen Burschen verriethen sich Abspannung und Ermüdung; in seinem Innern herrschte eine Unruhe, die ihm fremd war. Sicher war es nicht die Furcht vor dem Wagniß, dem er entgegenging, nicht die Sorge um sein eigenes bedrohtes Leben. Ueberdachte er das Unheil, das dieser Abend bringen konnte, so war es auch nicht die alte Mutter, die ihm vor die Seele trat, obwohl er sie im Herzen trug wie nur je ein Sohn, dem alle die Liebesopfer gegenwärtig sind, welche eine Mutter ihrem Kinde bringt. Das Bild Florianens schwebte ihm vor, so oft er auf seinen Vordermann blickte, dessen überschäumende Leidenschaft heute alle Klugheit besiegte. Seine Sorglosigkeit schnitt ihm in's Herz, und unwillkürlich kehrten seine Gedanken zu dessen Lieblingskinde zurück.

„Was wär' es für ein großes Leid für die Flori, wenn uns heut' etwas zustieß'!“ murmelte er unbewußt halblaut vor sich hin.

Ueber seine eigenen Worte erschrocken, richtete er sich, wie aus einem Traume auffahrend, plötzlich stramm auf. Er wollte sich der Erinnerung an Floriane mit Gewalt erwehren — hielt es doch der aussichtslose arme Holzknecht in seinem schlichten Sinne beinahe für einen Vertrauensbruch an seinem Wohlthäter, daß er mit so warmer Empfindung an die vielbegehrte Tochter des angesehenen, begüterten Hoferwirths dachte. Das wollte ihm freilich nicht so schnell gelingen; immer wieder trat sie ihm in ihrem ganzen Liebreiz vor die geängstigte Seele. In dem Glauben, daß sie vielleicht

der gute Engel sei, der den Vater in dieser finstern Nacht auf sichere Pfade geleite, stieg er stumm hinter demselben aufwärts. Durch einen leisen Zuruf gebot er ihm endlich Halt.

„Schau' auf, Brunnsteiner! Dort liegt die Föhre und links davon ist der Wechsel."

Der Hoferwirth wollte auf den von jungen Buchenschößlingen übergrünten Nadelbaum, der den Wald versperrte, begierig zueilen, doch der Schlager-Wendel hielt ihn abermals zurück. Erst nachdem sie lange mit angestrengten Sinnen in die Nacht hinausgehorcht hatten, schlichen sie sich lautlos dort an. Nur in einem ganz kleinen Umkreise ließen sich in der Dunkelheit die Baumstämme unterscheiden; doch war trotz der inzwischen eingetretenen Windstille bei weitem weniger das Gesicht als das Gehör des lauernden Schützen angestrengt. Das leiseste Rascheln im Gezweige ließ Brunnsteiner den Stutzen erheben, das tödliche Blei zu entsenden. Mit angehaltenem Athem stand Wendel gebückt und unbeweglich hinter ihm im nassen Moose.

Es mag wohl mehr als bloße Jagdlust, es muß die unbändigste Leidenschaft sein, die den Hochländer nach rauhem, erschöpfendem Anstieg in Sturm und Unwetter, bei Nacht und Nebel Stunden lang auf feuchtem, schlüpfrigem Grunde ausdauern läßt, auf die Gefahr hin, daß statt der ersehnten Beute der Wächter des Gesetzes ihm vor den Schuß kommt.

Zwischen die Wahl gestellt, den unberechtigten Schützen festzunehmen, was fast immer zu einem Kampf auf Tod und Leben führt, oder ein jähes Ende zu finden und tödtlich getroffen eine Felswand hinab zu kollern, ist Jener, sich zu retten, nicht selten in der Zwangslage, zuerst auf den schußfertigen Gegner an=

schlagen zu müssen. Wie oft schon mag in der uralten blutigen Fehde zwischen Jäger und Wilderer in rohem Uebermuth und tiefgewurzeltem Haß das todbringende Rohr ein Menschenleben vernichtet haben. Welcher irdische Richter vermöchte hier immer die Grenze zu ziehen zwischen Nothwehr und Todtschlag? Der finstere Wald deckt das unselige Geheimniß, und der Ueberlebende freut sich auch noch seines Sieges, wenn er schon so weit ist, daß die innere Stimme ihn nicht mehr anklagt.

„Wenn sich nur heut' der Bock gar nicht sehen ließ!" war der heiße Wunsch des jungen Burschen, der wie angemauert auf seinem Posten aushielt.

Da knackte ganz in der Nähe schwaches Geäste, und zwischen zwei mächtigen Tannenstämmen stand plötzlich wie hingezaubert ein prächtiger Rehbock. Das Thier sicherte einige Augenblicke in die Luft und wollte sich, Gefahr witternd, mit anmuthiger Bewegung schon wieder zur Umkehr wenden, da krachte ein Schuß. Das zum Tode getroffene Wild machte noch einige Sätze seitwärts in das Tannicht, dann brach es zusammen.

Hell blitzte das Auge des Schützen auf in der Freude über den gelungenen Schuß. Er sprang empor, dem Wilde nachzustürzen, doch mit eiserner Faust hielt ihn der Schlager-Wendel fest.

„Laß den Bock liegen, Brunnsteiner, wo er liegt; ich hol' ihn morgen. Rühr' dich jetzt gar nicht, ich bitt' dich! Auf den Schuß wird's bald lebendig werden im Holz."

„Ich bin so dumm nicht und schieß' den Bock für einen Andern," murrte, sich mit Gewalt losreißend, der Hoferwirth, und fort stürmte er, seine Beute zu

suchen. Das Schlimmste ahnend, eilte Wendel ihm nach.

Sie hatten nicht weit zu gehen, und eifrigst waren sie beide schon mit dem Aufbrechen des erlegten Thieres beschäftigt, als es dicht hinter ihnen aus dem Dickicht heraus mit höhnischem Jubel rief: „Holla, hab' ich die zwei Kerle einmal!"

Brunnsteiner schnellte in die Höhe und brachte den Stutzen in Anschlag, um blindlings in die Büsche zu feuern, aber in demselben Moment knallte es auch schon. Ein Schmerzenslaut sagte dem in einem Hinterhalt versteckten Jäger, daß er gut gezielt hatte.

Wendel hatte sich zwischen den Hoferwirth und den auf etwa dreißig Schritte Abstand hinter einem Baume hervor schießenden Angreifer geworfen, ihn mit seinem Leibe zu decken, aber zu spät. Er vermochte nur einen zweiten Schuß aufzufangen, und daß auch der getroffen hatte, sagte ihm der heftige Schmerz, den er plötzlich im Beine fühlte.

Trotz seiner Verletzung gelang es Brunnsteiner, im Schutze der Nacht durch die dichtesten Bestände des Forstes zu entkommen. Der Schlager-Wendel, der nur an dem Durchbrechen des engverschlungenen Geästes die unwegsame Richtung erkannte, die er eingeschlagen, folgte ohne Besinnen dem Flüchtenden und hatte ihn auch bald eingeholt.

Der brennenden Wunden nicht achtend, brachen sie, so lange es die Kräfte erlaubten, überall durch das wild verwachsene Unterholz, als plötzlich eine tiefe Grube im Waldboden, entstanden durch das Ausgraben eines Wurzelstrunkes, ihre Aufmerksamkeit erregte. Da hinein krochen sie beide und bedeckten sich über und über mit dem von dem jungen Burschen in aller Hast

zusammengerafften Gestrüpp und Reisig. Sie wagten kaum zu athmen. Das Ohr an die Erde gelegt, lauschten sie auf jedes Geräusch. Hoch schlug ihnen das Herz, als sie Krachen und Knistern im Gezweige und näher kommende Fußtritte vernahmen. Erst als die schweren Schritte des ihnen nachsetzenden Jägers sich wieder entfernten und allmälig ganz verloren, wagten sie sich heraus.

Sie mußten auf demselben Wege zurück, um die Richtung nach der Kreuzelalm einzuschlagen. Im Osten verkündigten einige lichtere Streifen schon den jungen Tag, als die zwei Verwundeten sich der hoch gelegenen Halde näherten, um ein Versteck zu suchen.

„Ich bin schwerer getroffen, Wendel, als ich geglaubt habe,“ stöhnte Brunnsteiner, dessen Kräfte bedeutend nachließen, während sie den rauhen Pfad emporklommen, der sich zur Sennhütte hinauf wand.

Schwer stützte er sich auf seinen jungen Begleiter, dem sich das Herz schmerzlich zusammenzog, als er beim Morgenschein reichliche Blutspuren an seinen Kleidern gewahrte. Das entschlossene, trotzige Gesicht des Wilderers, der mit der linken Hand ein Tuch auf die rechte Brust gepreßt hielt, zeigte unnatürlich glänzende Augen und entstellte Züge.

„Hättest du doch nachgegeben, Brunnsteiner . . . Was werden deine Leute sagen, wenn ich dich so heimbringe?“

Brunnsteiner schwieg, aber eine tiefere Blässe überzog sein Antlitz.

„Hat er dich auch erwischt?“ fragte er nach einer Weile.

„Auf mich hat er seinen Schrotlauf abgeschossen,“ entgegnete Wendel mit gepreßter Stimme. „Ich spür's

bei jedem Schritt; es müssen schon ein paar durchgeschlagen haben."

Die Almhütte war noch verschlossen. Leise pochte Wendel an das kleine Fenster.

„Was gibt's denn heute schon so früh?" ließ die Sennerin brummig von innen sich vernehmen. Doch schnell änderte sich der Ton, als sie Wendel's Stimme erkannte. Aber als sie nun rasch den Riegel zurückschob und die Ankömmlinge eintreten hieß, wich sie betroffen zurück. Ein Blick verrieth ihr, was geschehen war.

„Wasser her, Dirne, und geschwind!" rief Brunnsteiner ihr kurz entgegen, noch ehe sie ein Wort der Begrüßung zu finden vermochte.

„O weh, das ist ein trauriger Heimgarten!" murmelte die Almerin und schöpfte hastig aus dem Wasserkübel in eine irdene Schüssel.

„Du mußt uns verstecken auch, Sepherl," kündigte ihr Wendel an, der dem Verwundeten zu einem Sitze verhalf.

Mit dem bereitwilligsten Zunicken über die Schulter, das klar zu sagen schien: „Dich thät ich ja gern verstecken, daß dich Niemand mehr findet!" gab sie ihre volle Zustimmung.

„Das hat ihm wohl Niemand gethan, wie der Förster-Franzl," flüsterte sie dem Burschen zu, indem sie den Deckel ihrer Truhe zurückschlug und ihre sämmtliche Habe hin und her warf, um nach Leinwandlappen zu suchen.

Auf Wendel's Bestätigung gab sie den Beiden die beruhigende Versicherung: „Da seid wohl getröstet! Der Franzl scheut meine Hütt' wie das Feuer. Der weiß, daß ich ihm ein paar Stücklein vorhalten kann;

wenn ich die weiter erzählen möcht', wär's um seine Jägerei geschehen. So oft ich den Kerl von weitem seh', dreht sich alles um in mir — er treibt sich schon die ganze Zeit in dem Revier da oben herum. Ich will ihn nicht unglücklich machen; aber gleich die Augen könnt' ich ihm auskratzen!" Ihr Gesicht flammte vor Zorn bei den letzten Worten, die sie mit einer so unzweideutigen Bewegung begleitete, als ob es ihr damit voller Ernst sei.

Bald war Brunnsteiner aus größerer Vorsicht auf den Futterboden geschafft und auf ein paar Heubündel gebettet. Hier untersuchte Wendel die Wunde seines Gefährten. Die Kugel war unter der rechten Achselhöhle eingedrungen, und der Verwundete fühlte schmerzhaft ihren Sitz. Die kühlenden Umschläge, die der junge Bursche, nicht unerfahren in solcher Hülfeleistung, dem Aechzenden nun auflegte, das Gefühl der Sicherheit und die große Abspannung nach den Strapazen und der fieberhaften Aufregung der Nacht ließen ihn bald in einen unruhigen Schlummer sinken.

„Ja, Bub, hat denn der grasgrüne Satan dich auch geschossen? Kommst ja ganz steif und krumm daher!" wandte sich die Dirne mit besorgter Miene an den Burschen, als er schwerfällig die Leiter herabkam.

„Mit dem Schrotlauf von seinem Zwilling hat er mir eins aufgebrannt!" sagte er. „Es muß aber bloß ein Prellschuß sein, arg weh thut's grad nicht."

„Du armer Teufel, bist halt nicht wehleidig. Laß nur gleich nachschauen!" rief die Almerin in aufrichtigem Mitleid.

Wendel setzte sich auf den Herdrand, zog einen seiner Wadenstrümpfe herunter und beide besichtigten

eine stark geröthete Stelle am Schienbein, aus der einzelne Blutstropfen sickerten.

„Die Strümpfe sind gar dick, die halten schon was auf,“ bemerkte er gegen die Sennerin, die hülfsbereit vor ihm kniete. Nicht eine Muskel zuckte in dem Gesicht des abgehärteten Burschen, als sie ihm mit einem stumpfen Messer ängstlich und unbeholfen einige Schrotkörner aus der wetterfesten Haut bohrte.

„Jetzt, Bub,“ sagte sie erleichterten Herzens nach glücklich vollzogener Operation, „reib' ich dir den Fuß mit Quirinusöl ein, das nimmt die Entzündung. Nachher legst dich ein paar Stunden hin zum Wirth; bis du aufstehst, bist wieder so frisch wie ein junger Hirsch.“

3.

Matt und trüb, wie ein Lächeln unter Thränen, schaute die Frühsonne durch ihren Wolkenschleier in die Fenster der Waldschenke zum Hofer-Anderl. Aber auch die Hausgenossen sahen ihr mit verwachten, trüben Blicken entgegen. Die Wirthin, eine wohlgebildete, stattliche Frau mit sanftem Blick und einem Ausdruck voll Güte in den freundlichen Zügen, hatte in der Kinderstube eben ihrem jüngsten Töchterchen das widerspenstige, über und über geringelte Flachshaar mit rothen Bändern durchflochten; nun half sie einem noch kleinern Büblein in sein erstes Lodenhöschen. Als er ihr die dicken Aermchen entgegenstreckte, setzte sie ihn auf den Schooß und strich ihm mit der Hand liebkosend über das wundernette runde Gesichtchen. Ihr

zärtliches Zulächeln ließ für einen Augenblick die düstern Linien verschwinden, die heute ihre Stirne durchzogen, und noch viel inniger als sonst war der Morgenkuß, den sie auf den frischen Mund des Kleinen drückte.

Immer näher zog sie das stramme Bürschlein an die sich bange hebende Brust; dann legte sie den Arm um das sich eifersüchtig herzudrängende kleine Mädchen und umschloß sie beide mit festem Druck. Es war ihr, als vermöge das enge Anschmiegen ihrer kleinen Lieblinge den Schatten zu verscheuchen, der auf ihrem Eheleben lag, und das beklemmende Vorgefühl zu ersticken, das ihr wieder und wieder das Herz beschlich.

„Hebt die Hände auf," flüsterte sie in einem Tone, durch den das nagende Weh ihres Innern klang; „wir müssen für den Vater beten."

Das kleine Mädchen faltete die Hände, die Frau legte sie dem Bübchen zusammen. Dann sagte sie ihnen aus ihrer Herzenstiefe heraus die kindlich rührend nachgesprochenen Worte vor: „Lieber Gott im Himmel droben, schau' auf uns hülflose kleine Kinder herab, hab' Erbarmen mit uns und Nachsicht mit dem Vater! Laß ihn nicht entgelten, was er in der Verblendung fehlt, führ' ihn uns glücklich wieder zu . . ."

„Mutter," rief in diesem Augenblick die hastig eintretende Floriane leisen Tones und mit geheimnißvoller Geberde dazwischen, „weißt du's schon? Der Vater war in der Nacht wieder draußen und ist noch nicht da!"

In dem blüthenfrischen Antlitz des jungen Mädchens prägte sich eine große Sorge aus.

„Ob ich's weiß?" sagte die Mutter gezwungen lächelnd. „Ich hab' ihn mitten in der Nacht fortschleichen hören. Aber mach' dir keine Angst, Flori;

der Vater war schon gar oft draußen und ist allezeit gut heimgekommen. Das hat mir früher viel schlaflose Nächt' gekostet! Aber er kann's nicht lassen, — es ist seine einzige Freud' auf der Welt, sagt er. Was ist da zu ändern?" fügte sie mit kaum verhehltem Schmerze bei. Ihr umflorter Blick glitt über die gutgearteten schönen Kinder hin, welche der Himmel ihr geschenkt hatte, die ihre ganze Herzensfreude waren, und die doch den Vater nicht abzuhalten vermochten von seinen heimlichen Waldgängen, so wenig als ihre eigene hingebende Liebe und Treue.

„Ich hab' den Wendel beredet," sagte sie nach einer beklemmenden Pause, während welcher das Auge der Tochter ängstlich gespannt an ihren Lippen hing, „daß er jedes Mal mitgeht, und er hat mir's mit Mund und Hand versprochen. Seitdem bin ich ruhiger."

„Der Wendel ist mit ihm draußen?" rief das Mädchen heiß erröthend, und unbewußt zuckte sie mit den Händen nach der Brust. Ihre Stimme schwankte, wie von stürmischen Herzschlägen bewegt; es wurde ihr mit einem Mal unsäglich bang im tiefsten Innern. Was der Mutter Trost und Zuversicht gab, verschärfte noch ihren Kummer. Sie blickte verwirrt vor sich hin; dann stürzte sie, die Schürze an die Augen gehoben, auf den Gang hinaus.

„Nimm's nit so schwer!" rief ihr die Hoferwirthin nach. Sie wollte das Mädchen, welches schon das volle Verständniß für die Verirrung des Vaters hatte, und die Gefahren, die ihm drohten, ihre eigene Sorge nicht theilen lassen.

Von einer seltsamen Unruhe erfaßt, stand Floriane auf dem Laubengang an der Hinterseite des Hauses, den vollen Blick ihrer in goldigem Lichte schimmernden

braunen Augen nach den Waldbergen gerichtet. Der duftige graue Schleier, in den sie sich hüllten, war noch nicht gefallen; aber er war heute von durchsichtiger Klarheit. Ein seit langen Tagen vermißter Sonnenglanz durchleuchtete die hellgeränderten Wolken, während melodisches Geläute, durch die Ferne gedämpft, aus dem Thalgrund herüber tönte.

Florianens Auge blickte so starr nach den mächtigen Höhen, als suche es das Dunkel des Hochwaldes zu durchdringen. Da funkelte eine Thräne an ihrer Wimper, die sie mit hellem Lächeln zerdrückte; dabei sah sie halb schelmisch, halb verschämt vor sich nieder. Von süßer Ahnung durchzittert, fing sie an zu verstehen, was seit kurzem in ihrem Innersten vorging und auflebte. Sie fühlte alle ihre Pulse klopfen, und das Aufdämmern der ersten tiefen Herzensliebe war von einer Fluth rasch wechselnder Empfindungen begleitet. Ihre Gedanken schwirrten bunt durch einander. In der einen Minute von dem seligsten Gefühl durchschauert, rang sie schon in der nächsten nach Athem bei den düstern Vorstellungen, mit denen ihre erhitzte Phantasie sie verfolgte. Ihre ganze Seele war draußen im finstern Bergwalde; doch ließ die Ueberlegung, daß es nicht mehr der Vater allein war, bei dem sie dort im Geiste weilte, sie in mädchenhafter Scheu erglühen.

Traurig und eintönig schlichen die Tagesstunden hin. Einsilbig gingen Mutter und Tochter durch das Haus; selbst das Gesinde schien gedrückt und vermied jede Frage nach dem Abwesenden. Je mehr der lange Tag sich seinem Ende zuneigte, um so banger schlugen die Herzen, um so angstvoller trafen sich die Blicke. So lange war der Vater nie fort geblieben, — es konnte keinen guten Ausgang nehmen.

Die Abendgäste saßen plaudernd hinter ihrem Glase und sahen sich, einander mit den Augen zuwinkend, mehr als einmal nach dem aufgeweckten Wirthe um, dessen muntere Gesellschaft sonst die Unterhaltung belebte. Sie kannten seine heimliche Liebhaberei, und die ausweichenden Antworten der Wirthin bestärkten noch ihren Verdacht.

Die Frau hatte Floriane frühzeitig weggeschickt und fand, allein geblieben, mit der Bedienung ihrer Kunden vollauf zu thun. Sie mußte die Angst und Spannung ihres Gemüths durch Arbeit niederhalten. Als aber die Abendschatten immer tiefer herabsanken, als auch der letzte Gast das Haus verlassen hatte und in diesem alles schon zur Ruhe gegangen war, saß sie, dem vorrückenden Zeiger der alten Schwarzwälderuhr in steigender Unruhe folgend, beim trüben Scheine einer Lampe noch lange einsam auf.

In verzehrender innerer Angst preßte sie die Hände auf die Brust, und ihr Auge suchte das Bild des Erlösers, das zwischen getrockneten Alpenblumen und frischgrünen Buchszweigen ihr gegenüber von der getäfelten Wand schaute. Der von Thränen verdunkelte innige Blick der gequälten Frau schien nicht loskommen zu können von dem himmlischen Tröster, und ein heißes Gebet quoll aus dem beklommenen Herzen. So saß sie lange in wortlosem Flehen. Sie mußte Stärkung gefunden haben in ihrem frommen Gottvertrauen; denn mit gefaßter, ruhiger Miene und in ungebeugter Haltung suchte sie endlich ihr Lager auf.

Floriane wachte noch und blickte in die Nacht hinaus, die tiefste Bekümmerniß und doch inniges Glück im jungen Herzen, das bei dem leisesten Geräusch, welches

die Ruhe des einsamen Ortes störte, in stürmische Bewegung gerieth.

Allmälig erhellte sich die Dunkelheit. Ein fahler Schein über dem Rande der Berge ging dem Aufsteigen des Mondes voraus, und feierlich langsam schwebte die schimmernde Goldsichel hinter den finstern Tannenwipfeln am Horizont herauf. Halb in den wundersamen Anblick, halb in ihr Hinträumen verloren, zuckte das Mädchen plötzlich erschreckend zusammen. Sie richtete sich horchend auf. War das nicht der Schall von Fußtritten, was sie eben vernommen? Es war keine Täuschung! Sie kamen näher, und in dem ungewissen Lichte des Mondes, den eine Wolke halb verdeckte, unterschied sie eine Gestalt, die um die Hausecke vorbog, eine bekannte und doch so seltsam anzusehende Gestalt — ein lautes Pochen unten an der Hausthür — den Ton einer vertrauten Stimme!

„Der Wendel!“ rief Floriane in frohester Ueberraschung. Das Licht ergreifend, flog sie dem Ankömmling entgegen.

„Gott sei gelobt, der Vater!“ rang es sich in demselben Momente aus der schmerzgepreßten Brust der Frau, in deren Auge kein Schlummer gekommen war.

Mutter und Tochter trafen außer Athem auf dem Vorplatz unten zusammen, beide im Begriff, die Hausthüre aufzuschließen. Schreckensstarr standen sie auf der Schwelle, als mit zitternden Händen geöffnet war.

„Heiliger Gott, das ist mir vorgegangen!“ entfuhr es den zuckenden Lippen der Frau, und, sich entfärbend, faßte sie nach dem Thürpfosten, während das Mädchen, das im Zugwind flackernde Licht haltend, in jäher Bestürzung keinen Laut hervorbrachte. Ihre starren, erschreckten Augen waren auf den Schlager-Wendel

gerichtet, der einen todtbleichen Mann mit schlaff herabhängendem Haupte und verfallenen Zügen auf seinen Schultern trug, in dem sie schaudernd den Vater erkannte.

„Ich hab's nicht hindern können," flüsterte gepreßt der junge Bursche. „Ich gäb' mein Herzblut darum, wenn ich's ungeschehen machen könnt'."

Er lehnte den Beistand der vor Schreck gelähmten Frau ab, und mit einer letzten Kraftanstrengung brachte er den Sterbenden die Treppe hinauf, um ihn mit der liebenden Sorgfalt eines Sohnes auf sein Bett zu legen. Ueberwältigt von Herzeleid und Erschöpfung brach dann auch er zusammen.

Leichenblässe überzog das Antlitz des Verwundeten, und das Auge, das wenige Stunden früher noch in Leidenschaft und Rache geglüht, suchte todesmatt den Blick seines in Schmerz aufgelösten Weibes. Es lag ein ergreifendes Flehen um Vergebung in diesem Blick, und wie ein letzter Abschied erschien der verzweifelnden Gattin der kaum merkliche Druck der kraftlos niedersinkenden Hand. Leise bewegten sich seine Lippen; aber zu sprechen vermochte er nicht mehr.

Erst nachdem ein frischer Verband angelegt war, berichtete der Schlager-Wendel in fliegender Hast das unglückselige Abenteuer der vorletzten Nacht. Kurz darauf führte ein leichtes Gefährt ihn durch die nächtliche Stille rasselnd das Sträßchen entlang.

Der rasche Kräfteverfall des schwer Leidenden war der unglücklichen Frau von schlimmster Vorbedeutung, und zu einer Ewigkeit dehnte sich den in Folterqual harrenden Angehörigen die Stunde, die es dauerte, bis das Wägelchen wieder in den Hof rollte. Wendel führte den aus der nächsten Ortschaft herbeigeholten

ländlichen Wundarzt, der durch seine Kunst und mehr noch durch seine Verschwiegenheit bei allen Wilderern der Umgebung in nicht geringem Ansehen stand, zu dem Kranken.

Mit ängstlicher Frage ruhten alle Blicke auf dem Arzte, indeß er die Wunde des schmerzhaft Aufstöhnenden mit der Sonde untersuchte. Sein bedenkliches Achselzucken schnitt den Umstehenden in die Seele. Er gab die Erklärung, daß die Kugel unmittelbar nach der Verwundung leicht hätte ausgezogen werden können; in der langen Zwischenzeit habe sie sich aber auf einen edeln Theil gesenkt, und der Kranke sei außerdem durch starken Blutverlust sehr geschwächt, was die Gefahr bei der dringend gebotenen Operation noch erhöhe. Er hole jetzt in aller Eile ärztlichen Beistand, um möglichst schnell vorzunehmen, was unter allen Umständen geschehen müsse. Er sprach sich nicht bestimmter aus, sondern ließ das Uebrige errathen.

Der Geistliche, welcher ziemlich entfernt wohnte, kam eben noch so zeitig, daß er dem Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion reichen konnte. Als aber der Arzt in Begleitung eines Heilgehülfen zurückkehrte, belehrte ihn schon beim Eintritt in's Haus lautes Wehklagen, daß man seiner nicht mehr bedürfe. Er fand nur noch eine Leiche, um die alle Hausgenossen versammelt waren.

Ein kräftig pulsirendes Leben hatte einen erschütternden Abschluß gefunden. Der Friede des letzten Schlummers lag auf den scharfgeschnittenen Zügen des Mannes, der in der Vollkraft seiner Jahre die Leidenschaft des Wildfrevels so hart gebüßt. Mit einem kurzen, durchdringenden Schmerzensschrei warf sich die Wittwe über die entseelte Hülle des ihr unter so schauer-

lichen Umständen Entrissenen. Sie hatte ihm keinen andern Vorwurf zu machen, als daß er durch einen unseligen Hang, gegen den er nie anzukämpfen versucht, den Zusammenbruch ihrer zufriedenen, glücklichen Häuslichkeit verschuldete.

Sie drückte ihm den Scheidekuß auf die kalte Stirne; dann richtete sie sich empor, wankte zu einem Sitze und vergrub das Gesicht in die Hände, ohne der zwei Kleinen zu achten, die sich, aus dem Schlafe aufgeschreckt, und halb bekleidet, furchtsam an die alte Schlager-Marie schmiegten. In ihrer Unschuld blieb den früh Verwaisten dunkel und unklar, was hier Entsetzliches geschehen war, während Floriane, aus der Erstarrung des ersten Schreckens erwacht, die herbsten Thränen in ihrem jungen Dasein um den so plötzlich ihr geraubten Vater vergoß.

Laut weinte das versammelte Gesinde um den gütigen Herrn. Im äußersten Winkel der matt erhellten Stube stand wie vernichtet der junge Bursche, der in der Treue seines Herzens bei dem Dahingerafften ausgehalten in Noth und Tod. Dieser hatte wie ein Vater an ihm gehandelt und die Liebe und Ehrfurcht eines Sohnes dafür gewonnen. Die Schatten in seinem Charakterbild hatten dieses Gefühl nie beeinflußt, und der durch eigenes Verschulden Verunglückte erschien ihm als ein Opfer der Rachsucht, das blutige Sühne forderte.

Wendel hörte die leisen, tröstenden Worte nicht, die seine Mutter ab und zu an ihn richtete; er vernahm das krampfhafte Schluchzen des blühend schönen, jungen Mädchens nicht, das er mit aller Kraft seines Herzens liebte. Er starrte nur betäubt und verstört auf die Männergestalt, die bleich und regungslos dort lag, in

der Fülle ihrer Lebenskraft dahingeschmettert, wie ein vom Sturm gefällter Riesenstamm. Keine erleichternde Zähre netzte sein Auge. Aeußerlich ruhig und unbewegt, verschloß er den Wehschrei des Herzens in sich. Aber es lag eine Trauer in diesem stummen Hinstarren, beredter und tiefer gehend als der heftigste Schmerzensausbruch.

4.

„Da herum muß es irgendwo sein; weit kann's nicht fehlen," murmelte der Schlager-Wendel, als er wenige Wochen später nach Feierabend auf dem inzwischen mehrmals aufgesuchten, hochgelegenen Platze stand, wo der Brunnsteiner die Todeswunde empfangen hatte. Bis zur Ermüdung scharrte er mit den Absätzen seiner Nagelschuhe auf dem von Moos und Gestrüpp überwucherten Waldboden der Unglücksstätte.

„Ja, ja," nickte er lebhaft und faßte einen eigenthümlich gezackten Felsblock in's Auge, „das ist der Stein, von dem die Schrote abgeprallt und mir in den Fuß hinein sind."

Er hörte nicht auf, mit der Schuhsohle über den Platz zu streifen, als suche er nach etwas Verlorenem, und sah sich dabei aufmerksam um an dem einsamen, unheimliche Erinnerungen weckenden Orte.

„Wenn das der Felsen ist, und der steht auf dem nämlichen Fleck wie in der selbigen Nacht, so muß der Jäger beim Abschießen dort hinter der Fichte gestanden sein," war sein Gedankengang, indem er den Weg dahin einschlug, um sein Scharren und Suchen

hart um den Baumstamm herum mit großem Eifer fortzusetzen.

„Das Unglück ist geschehen, da ist nichts zu ändern," sprach er halblaut, „es ist auch schon eine Zeit darüber vergangen, und doch treibt's mich alle paar Tage einmal herauf. Es läßt mir keine Ruh', ich muß es noch herausbringen, wer's gewesen ist; ich muß ihn überführen können, den eiskalten Tropf!"

Eine flammende Zornröthe verdunkelte sein Gesicht, und seine Stimme klang halb erstickt.

„Der Kerl, auf den ich den ganz bestimmten Verdacht hab'," murmelte er, bis in die Lippen hinein erblassend, mit einer Beklemmung, als habe ihn plötzlich ein Herzkrampf erfaßt, „thut jetzt schön mit der Flori, mit der Hoferwirths-Flori," betonte er mit schwerem Nachdruck, „und bringt halbe Tage im Wirthshaus drunten zu! Da müßt' ich mich ja doch geirrt haben," meinte er unsicher und schüttelte zweifelnd den Kopf, „da müßt' ich mich auf mein Gehör nimmer verlassen können — so grundschlecht kann ja doch ein Mensch auf Gottes Erdboden nicht sein!"

Er schien scharf nachzusinnen über den dunkeln Sachverhalt und rieb sich die Stirne, wie Einer, der sich vergeblich den Kopf zerbricht über ein unlösbares Räthsel.

Das Knacken zertretener dürrer Aeste störte ihn aus seinen Gedanken, und er hatte kaum den Kopf nach der Richtung des Schalles erhoben, als die den Bergweg herabkommende Sennerin von der Kreuzelalm mit selig strahlendem Gesichte durch die eng verzweigten Fichtenäste hindurch ihm ihren Gruß entgegenrief. Obschon ihr das Auftreten mit dem einen Fuße Schmerz zu

verursachen schien, beschleunigte sie ihre Schritte, um schneller an seine Seite zu gelangen.

„Ja, Bub, die Freud'!" lachte sie ihn glücklich an. „Weil ich nur dich einmal wieder antreff', jetzt thut mir schon gleich mein Fuß nimmer weh. Weißt, mich hat die Dummheit heut' schon grüßen lassen, ich bin über einen Wurzelstock gestolpert. . . . Jetzt sag', Wendel, wie geht's dir denn? Spürst gar nichts mehr? Kraxeln thust du schon wieder wie eine Wildkatze; ich hab's von der Alm aus gesehen. Kannst es denn da über's Herz bringen, daß du mich mutterseelenallein droben läßt in meiner Hütte? Du dürftest schon fleißiger einkehren," legte sie ihm mit sanftem Vorwurf nahe. „Schau, wie leicht hätte dir der Fuß steif bleiben können, wenn ich nicht gewesen wär' und hätte dir die Schrote gleich frischweg alle herausgebohrt!"

„Mach's nicht gar so wichtig!" lachte der Schläger-Wendel leichthin. „Eine richtige Sennerin muß ein wenig doktern können, das gehört zum Almenleben."

„Bist auch ein Mannsbild, daß es ein Graus ist," scherzte die Dirne. „Ein anderes Mal laß ich dich am Kreuz hängen: ich weiß gewiß, du bitt'st bald um schönes Wetter. Aber was suchst denn heut' schon so hoch heroben, Bub?"

„Suchen thu' ich wohl," sagte der Bursche mit finsterer Miene. „Aber ich weiß nicht recht was — ich such' halt den, der den Brunnsteiner geschossen hat."

„Geh, gib doch einmal eine Ruh'," redete ihm die Almerin ernstlich ab. „Es denkt schon Niemand mehr daran, ist schon bald Gras darüber gewachsen. Wir Zwei wissen, wer's war; und der arme Narr hätt' es selber auch angeben können, wenn er nicht so geschwind fort hätt' müssen von der Welt. Aber beweisen kannst

dem Forstwart nichts; und wenn du's könntest, macht's den Andern wieder lebendig? Wer zuerst abdrückt, hat das Spiel gewonnen, das ist eine alte Regel. Und hätt' der Hoferwirth ihn zusammenbrannt und sich dabei unglücklich gemacht, wär' dir das lieber? Vielleicht ist's besser so, wie's ist."

Der Schlager-Wendel antwortete nicht und nahm denselben Weg seitwärts in's Gehölz, den die drei Betheiligten in jener Nacht nach dem traurigen Vorgange in wildem Lauf eingeschlagen hatten.

„Du hinkst ja, Sepherl," sagte er über eine Weile zu der ihm mühsam folgenden Sennerin.

„Du wirst noch ein ganzer Narr mit deinem Hoferwirth!" rief sie. „Hab' ich dir's nicht gesagt, daß ich mir den Fuß überstaucht hab'? Meine schwarze Liesel, das wilde Vieh, ist mir heut' in aller Früh unterm Melken davon, und wie ich ihr über den Berg herab nachrenn', seh ich im Moos was liegen, gleich hinter dem Baum dort" — sie deutete mit dem Finger nach der eben verlassenen Stelle. „Ich spring' darauf zu und wär' bald der Länge nach hingefallen über einen Wurzelstock. Mit knapper Noth hab' ich mich noch erhalten; aber im Knöchel sticht's mich wie mit einem Messer. Das Büchel, das dumme, ist's nicht werth, und der Farbpinsel auch nicht, der dabei gelegen ist."

Die Sennerin zog ein in Leder gebundenes Notizbuch aus der Tasche und zeigte es dem Burschen, der zuerst ziemlich zerstreut zugehört hatte.

„Wie, gib her!" rief Wendel, aufmerksam geworden, und riß ihr das Buch aus der Hand, das sich anfühlte wie ein Gegenstand, der längere Zeit im feuchten Grase gelegen. Vor Aufregung dunkelroth im Gesicht, machte

er sich augenblicklich daran, es Blatt für Blatt zu durchforschen.

Es enthielt nur kurze Aufzeichnungen von Holzversteigerungen nebst den Klafternummern und Lagerorten von Sägeklötzen, Hopfenstangen und Aehnlichem. Der ganze Inhalt wies darauf hin, daß es das Eigenthum eines Forstmanns sei.

„Er ist's halt doch gewesen und kein Anderer!“ schrie der Schlager-Wendel plötzlich auf. Das Herz schlug ihm wie ein Hammer, und aufs tiefste betroffen zeigte er der Senndirne den Namen des Eigenthümers vorn im Buche. „Da steht's ja deutlich: Franz Seraph Steinbach, wie es mit feueriger Schrift in meinem Hirn eingebrannt ist, seit er uns angeschrieen hat: Holla, hab' ich die zwei Kerle einmal!“

„Das wird dem Franzl aus dem Rucksack heraus gefallen sein, wie er auf euch gepaßt hat,“ meinte die Sennerin.

„Und ich laß mich noch irre führen auch!“ schrie Wendel außer sich, „und denke, ich hab' ihm Unrecht gethan, dem Erzheuchler! Hat so eine Creatur auch ein Herz im Brustkasten?“

Er ging mit der Dirne zurück und ließ sich genau den Fleck zeigen, wo sie das Buch aufgehoben, das für ihn ein wichtiges Beweisstück war. Nach einem solchen hatte er bisher eben so emsig als vergeblich geforscht. Wie Espenlaub bebte die starke Hand, die den verhängnißvollen Fund hielt. Durch das dem Jäger augenscheinlich bei jener nächtlichen Spähe hier entfallene Buch waren alle seine Zweifel gehoben. Die unvermuthete Entdeckung, daß der unsichtbare Schütze wirklich der gewesen, den er dafür gehalten und gegen den

er die dringendsten Verdachtsgründe hatte, machte einen überwältigenden Eindruck auf den Schlager-Wendel.

„Ueberall, wo die Flori geht und steht," sagte er mit ausbrechender Bitterkeit, „streicht er ihr nach, thut schön mit ihr und bildet sich ein, kein Anderer als er wird Hoferwirth. Er soll schon bei der Mutter um sie angehalten haben, der Judas, der den Vater zusammeng'schossen hat! Red', Sepherl, was sagst jetzt du von so einem Menschen?"

Er rüttelte sie an der Schulter und kehrte ihr sein leidenschaftlich erregtes Gesicht zu. Der Sturm, der in ihm tobte, verrieth sich in der ganz ungewohnten Heftigkeit des sonst so harmlosen jungen Burschen.

„Ja, Bub, du thust dich ja ganz erhitzen!" rief die Sennerin befremdet, und mit einer Miene der Entrüstung und mit höchst lebhaften Geberden drang sie auf ihn ein. „Was soll denn das sein? Dich treibt's ja herum wie einen Tauber, der fürchtet, der Stoßvogel holt ihm seine Täubin! Ich kenn' dich ja gar nimmer. Aber auskennen thu' ich mich: jetzt hast mir ein Licht aufgezündet. Ich glaub', die schwarzäugige Grille drunten, in die schon bald ein jeder Schulbub vernarrt ist, die krabbelt auch dir unterm Brustfleck. Wendel, Wendel, trau' mir nicht; vergiß nicht, was ich an dir gethan hab! Bei mir hast du einen Unterschlupf gefunden, ich hab' dir hinausgeholfen — ich kann dich auch hineinbringen in die Strafe!" rief sie mit offener Drohung.

Den geringen Dienst, den sie ihm geleistet und unter andern Umständen selbst nicht hoch angeschlagen hätte, wollte die schlaue Dirne so gut als möglich verwerthen und sich als seine Retterin aus äußerster Gefahr hinstellen. Sie war sich vollkommen bewußt, daß

sie durch eigene Anziehungskraft keinen unter den Söhnen des Landes gewinnen konnte; um so mehr ging sie darauf aus, durch Klugheit zum ersehnten Ziele zu gelangen. Bei Wendel's großer Gutmüthigkeit war es ja nicht unmöglich, daß ihn vielleicht eine Regung der Dankbarkeit an sie fesseln könnte.

Wirklich hatte der große, prächtige Bursche von urwüchsiger Kraft und leicht beweglichem Gemüth auf ihre bestürmenden Vorstellungen keine Antwort. Wie schuldbewußt stand er halb abgewendet, und verlegen erröthend blätterte er in dem gefundenen Buche. Offen und unverstellt, wollte er seine wahre Empfindung für Floriane nicht verleugnen, — das widerstrebte seiner innersten Natur. Durfte er aber ein Geheimniß preisgeben, das im tiefsten Winkel seines Herzens ruhte, das er sich selber kaum einzugestehen wagte?

Die Sennerin legte das befangene Schweigen des jungen Burschen zu ihren Gunsten aus. Er ließ sich also einschüchtern! Innerlich frohlockend wollte sie ihren Vortheil ausnützen und zu einem Sturmangriff auf sein kinderweiches Gemüth schreiten. Da fiel dem unermüdlich Blätternden ein Brief aus dem Buche zur Erde.

„Halt, da ist ja gar ein Brief!“ rief der Schlager-Wendel, und froh, die Erzürnte wenigstens für den Augenblick von dem verfänglichen Gegenstande abzulenken, auf den sie durch seine Unvorsichtigkeit gerathen war, bückte er sich schnell nach dem Blatte, sah die Aufschrift an und schlug es aus einander. Das Schriftstück war an den Forstwart Franz Steinbach gerichtet und enthielt nur wenige Zeilen.

„Lieber Franz,“ las der Bursche der neugierig näher tretenden Sennerin laut vor, „es ist so, wie du

vermuthest; ich habe mich beim Oberforstamt erkundigt. Das Sträßchen, das durch den Wald zum Hoferwirthshaus führt, gehört nicht zu Brunnsteiner's Besitzthum sondern zur herrschaftlichen Waldung und kann jederzeit aufgeforstet werden. Du mußt einen besondern Zweck dabei haben, daß du das so lebhaft befürwortest; denn großen Nutzen bietet die kleine Waldparzelle der Herrschaft wohl nicht. . . ."

Weiter kam Wendel nicht. Wie gelähmt ließ er die Hand sinken, die den Brief hielt, und sein ganzes Innere gerieth in Aufruhr und Empörung.

„Herrgott im Himmel!" schrie er und erhob mit wilder Bewegung den Arm. „Kannst du das so hingehen lassen, ohne mit einem Wetterschlag drein zu fahren? Das Unglück, das schon angerichtet ist, ist wohl noch nicht genug? Wenn das Sträßlein aufgeforstet wird, steht das Wirthshaus ohne allen Zugang mitten im Holz! Ich glaub', der elende Mensch, der aus Rachsucht den Brunnsteiner schon bei Lebzeiten hat ruiniren wollen, wär' im Stand, die Wirthin, die er zur Wittib gemacht hat, mit der ganzen Familie zu Grund zu richten!"

Angstvoll sah er die Sennerin an, als hoffe er auf ihren Widerspruch.

„Ja, das ist er im Stand," behauptete diese und schaute ihm fest in's Gesicht. „Wenn für ihn ein Vortheil herausschaut, thut er das recht gern; da lacht er dazu. Bei dem rührt sich nichts, der hat einen Stein drin in der Brust. Aber es könnt' wohl auch nicht schaden, wenn der hochmüthigen Schwarzmeise drunten ein wenig die Flügel gestutzt würden." Sie hatte die letzten Worte halb für sich und mit einer Beimischung von Schadenfreude gesprochen und schaute den Burschen,

dessen zorniger Blick sie traf, scharf von der Seite an. „Der Jäger-Franzl hat den Hoferwirth schon lang auf dem Strich gehabt und hat oft damit geprahlt, daß ihm der pfiffige Brunnsteiner auch noch einmal eingeht und daß er ihm so wie so einen Prügel zwischen die Füß' wirft. Aber gar zu arg dürfte er's nicht machen," fuhr sie einlenkend fort, „sonst wirft ihm die Sepherl von der Kreuzelalm eins von seinen Schandstücklein an den Kopf, daß er sich verkriechen muß vor allen Leuten. Bis jetzt weiß noch keine sterbende Seele was davon, und ich verrathe es bloß dir — wir gehören ja doch zusammen, gelt, Bub?" Sie hielt ihm zur Besiegelung des Friedensschlusses zwischen ihnen die Hand hin. „Oder nicht?" setzte sie kampfbereit bei, da der Schlager-Wendel nicht augenblicklich einschlug.

Wie lästig ihm die Zudringlichkeit der widerwärtigen Dirne war, es reizte ihn doch die Neugier, von dem verhaßten Jäger weiteres zu erfahren, und so gab er ihr mit innerer Mißstimmung flüchtig die Hand.

„Jetzt bleib fest stehen," rieth sie ihm, roth vor Freude; „sonst reißt sie dich um, die Geschichte. Aber ich muß mich niedersetzen dazu; in meinem Fuß sticht's wie mit Nadeln."

Sie ließ sich im Waldmoos nieder, und während der Bursche, an den Stamm der Fichte gelehnt, mit gespanntem Ausdruck vor ihr stand, hob sie, sich vorsichtig umsehend, ihre vertrauliche Mittheilung an.

„Es wird bald ein Jahr, du weißt es selber nicht anders, da hat man den Gstatter-Davidl von der oberen Schneidemühl' unter der Lärchenwand erschossen gefunden. Er hat keinen Stutzen bei sich gehabt, bloß seine Hacke. Das Gericht hat sich um die Sache angenommen. Aber es war alles Nachsuchen umsonst: es ist halt nicht

aufgekommen, wer ihn umgebracht hat. Nur ich allein weiß, wer das gewesen ist.“

„Doch nicht am Ende gar auch der Kerl?“ fuhr Wendel auf.

„Ja, du darfst mir's glauben,“ nickte ihm die Sennerin bedeutsam zu, „der ist's! Ich will dir gleich sagen, wie ich darauf gekommen bin. Um dieselbe Zeit haben mit einem Mal unsere Kühe auf der Alm droben umgeschlagen und haben alle Tage weniger Milch gegeben. Der Bauer hat mich darum hergenommen und mich fortjagen wollen. Ich hab' mir nicht zu rathen und zu helfen gewußt, ich hätte gleich närrisch werden mögen. Da hat mir ein altes Mutterl, die Schnapseverl von Leutasch, eine Sympathie angerathen, — 's war in ein leinen Säcklein eingenäht.

„So, jetzt gehst hinaus, hat sie gesagt, die Alte — es ist mir noch frisch im Gedächtniß, wie wenn's gestern gewesen wäre — auf einen Kreuzweg im Holz, es muß aber grad Nachts um zwölf Uhr sein. Da betest du drei Vaterunser zum heiligen Leonhard und wirfst gleich danach das Päcklein rücklings über dein' Achsel in's Holz hinein. Du darfst aber ja nicht umschauen und Niemand anreden, wenn dir von ungefähr eins begegnet, sonst ist alles umsonst, und kein Mensch kann dir mehr helfen. Und red' auch hintennach nichts darüber, hat sie mich gewarnt, daß du keinen Rückfall hast.

„Du kannst dir denken,“ sagte die Erzählerin ernsthaft zu dem gespannt Aufhorchenden, „daß ich alles auf's Haar so gemacht hab', wie es mir angeschafft war. Ich hab' auch schon das Säcklein über meine Achsel geworfen gehabt, da ist ein Schuß gefallen und nicht weit hinter mir hör' ich einen Schrei und Einen

der Länge nach auf den Boden hinschlagen. Ich kann dir meinen Schrecken nicht sagen, darf aber nicht umschauen und hab' gemacht, daß ich von dem Platz weggekommen bin. Ich war aber kaum zehn oder zwölf Schritte weit davon, da seh ich den Förster-Franzl mit seiner Büchse über den Weg laufen, — und am andern Tag in der Frühe hat man den Gstatter-Davidl am nämlichen Fleck auf der Kreuzstraß' gefunden. Ich hab den Jäger trotz der finstern Nacht ganz gut erkannt; ich hätte ihn auch angeredet, aber da wäre es um die ganze Sympathie geschehen gewesen. Nach drei Tagen haben meine Küh' wieder die alte Milch gegeben; ich war ganz glücklich. Da wirst du verstehen, daß ich von der ganzen Sach' gegen keinen Menschen was hab' verlauten lassen. Mir wär's leid gewesen um meinen Dienst, nicht um den Jäger, und dem armen Davidl hätt' es ja doch nichts mehr geholfen."

Auch der Bursche, der starr vor Staunen zugehört, fand den Grund ihres Schweigens einleuchtend und nickte zustimmend.

„Hast recht gethan, Sepherl. Aber hast du dich nicht geirrt? Denk', in der Nacht sieht Einer dem Andern gleich."

„Nein, Wendel, ich hab' Katzenaugen, und den kenn' ich unter Tausenden heraus. Seine Hakennase und seine dicke schwarze Perrücke verrathen ihn schon von weitem."

„Das ist haarsträubend! Ich hab' den Gstatter-Davidl wohl gekannt; es war ein kreuzbraver Bursch, der hat nicht gewildert."

„Deswegen war's auch nicht," versicherte die Sennerin, die sich vom Boden erhoben hatte; „es war nichts als Eifersucht. Alle zwei haben die Müller-

Rosel gern gesehen, und sie hat's mit keinem verderben wollen. Der Franzl ist ein Hitzkopf, ein gewaltthätiger; von einem Gewissen weiß der nichts. Mich scheut er seit der Zeit und geht mir aus dem Weg."

„Das wird er sonst auch gethan haben," sagte der Schlager-Wendel, dem es trotz seiner düstern Stimmung um die Mundwinkel zuckte.

„Da gibt's nichts zu lachen," fuhr ihn die Sennerin gereizt an; „dem ist eine Jede leicht schön genug!"

Das Wort war ihr im Aerger entschlüpft und entlockte dem jungen Burschen ein neues Lächeln.

„Und damit du's recht weißt: ich hab' dir die Geschicht' bloß erzählt," platzte sie in ihrem Ingrimm heraus, „um dich zu warnen! Wenn du vielleicht der Hoferwirths-Flori ein wenig zu tief in die Augen geschaut hätt'st, könnt' es dir wohl auch so gehen, wie dem Gstatter-Davidl."

Ihm näher tretend, sah sie ihm prüfend in die Augen. Unwillig stieß Wendel die Sennerin zur Seite.

„Jetzt laß mich einmal in Ruh mit dem dummen Gered, sonst bringst mich in die Hitz'! Hast schon ein Mal gesehen, daß eine Täubin in den Wald streicht und holt sich einen Reiher in's Nest? Genau so wenig kümmert sich die Flori um einen armen Holzknecht. Oder traust der Hoferwirthin so viel Unvernunft zu, daß sie eine Jochraute in einen Blumenscherben einpflanzt, — und mir so viel Stolz auf meine Noth und mein Elend, daß ich mein Auge zu der reichen Brunnsteiner-Flori aufheb? . . . Was mich an's Hoferwirthshaus bindet," setzte er mit finsterer Miene bei, „das ist der Dank dafür, daß sie meine alte Mutter dort fortkommen lassen. So gut, wie sie's da hat, kann

ich's ihr mit meiner Hacke nicht zuwege bringen; und wenn sie eine Stunde krank ist, hat sie ihre Wartung und Pflege. Du bist da herum daheim, das solltest schon lang wissen."

Er kehrte sich mit zorniger Bewegung von der Dirne ab, die mit ungeheucheltem Wohlgefallen die im heftigsten Unmuth herausgestoßenen Worte aufnahm. Selbst der harte Ton seiner Stimme dämpfte ihr Entzücken nicht.

„Siehst, Wendel," rief sie, „das hab' ich hören wollen, — so wollt' ich dich schon lang haben! Jetzt bin ich zufrieden; jetzt erst legt sich die Angst in mir, die mir keine Ruh und keine Rast mehr gelassen hat."

Sie faßte seine Hand, und ein derber Druck gab ihm ihre Herzensfreude über seine offene Sprache zu erkennen.

Mit ungestümer Hast machte sich der Bursche los. „Es wird spät, Sepherl; ich muß an's Heimgehen denken."

„Ja, Bub, jetzt laß ich dich gern gehen," sagte sie. „Verwahr aber ja das Büchlein sammt dem Pinsel gut; man weiß nicht, wie man's brauchen kann. So, jetzt behüt dich Gott am Weg; und kommst du nicht mehr herauf vor der Abfahrt von der Alm, so treffen wir uns drunten."

Mit kurzem Gruß trat der Schlager-Wendel den Heimweg an; doch hatte er die Sennerin kaum im Rücken, als er es plötzlich nicht mehr eilig zu haben schien. In vorgebeugter Haltung, Schritt für Schritt stieg er abwärts, als ob er unter schwerer Last einherginge. Er befand sich im Streit mit sich selbst. Sein Herz strafte ihn Lügen, — glaubte er doch selbst nicht an das, was er in seiner Entrüstung der Sennerin

eben zugerufen. Da hallte ihm, wie ein frohlockender Freudenausbruch, ihr kräftiger, lang ausgehaltener Juhschrei nach. Doch diese Aufforderung, ihr hellauf zuzujauchzen, ehe er ihren Blicken entschwand, blieb ohne Wirkung. Stumm ließ er den Jubelruf in den Bergen verklingen, und trotzig lächelnd stieß er den Hut in die Stirne.

Finstern Gedanken nachhängend, verfolgte er seinen Weg die weitschauende, waldige Höhe hinab. Erst als Florianens Heimath, auf die das Abendlicht seinen letzten röthlichen Schein warf, vor seinen Augen auftauchte, ging es wie Freudeleuchten über seine Züge, und höher reckte sich die prächtige Gestalt. In wenigen Minuten würde er bei ihr sein! Ein Blick in ihr liebes, frisches Antlitz, ihr lächelnder Gruß stillte wunderbar die Qual, die in ihm nachzitterte, seit Brunnsteiners Auge im Tode gebrochen war. Die fieberhafte Unruhe, die ihn von einem Ort zum andern trieb, wich dem berauschenden Gefühl, in ihrer Nähe zu sein. Er erging sich in seligen Gedanken und frohen Zukunftsträumen — da empfand er plötzlich wieder einen stechenden Schmerz. Mit großen, hastigen Schritten war er dem Gehöfte schon ziemlich nahe gekommen, als er sah, wie die Hoferwirthin, die noch in Trauerkleidern ging, in vertraulichem Gespräch mit dem reichen Grubmoosbauern um die Ecke ihrer Scheune trat und einen abgelegenen Seitenpfad in's Gehölz einschlug. Es hatte ganz den Anschein, als suche sie bei dieser Unterredung jeder Störung durch Zeugen auszuweichen.

Wie vom Blitz getroffen, blieb der Bursche stehen und sah den Beiden nach, so muthlos und trübe, als wüßte er, was dort verhandelt werde. So schwer fühlte er sein braves Gemüth bedrückt, als stehe das

Letzte und Beste auf dem Spiele, was er zu verlieren hatte.

„Heut' kann ich die Flori nicht sehen," sagte er für sich; „es müßte heraus, was ich schon so lang in mir hüte und verwahre. Es darf ja nicht offenbar werden, was in mir ist, seit ich das junge Madel kenne."

Rasch entschlossen wandte er seine Schritte rückwärts, und während der alte Bauer der Hoferwirthin mit beredten Worten alle Vortheile pries, die eine Verbindung ihrer Kinder für sie beide brächte, schlich sich der Schlager-Wendel hinweg, krampfhaft nach Athem ringend, so oft er an seine verlorene Liebe, an seine getäuschte Jugendhoffnung dachte.

„Ueberleg' dir's in aller Ruhe, Wirthin, was ich dir aus einander gelegt hab'," sagte der Alte; „es hat ja keine Eil'. Ich kann meinem Markus so viel mitgeben, daß sie mit zwei Händen zugreifen in jedem reichen Bauernhof, wo er anklopft," erklärte er, indem er mit der Hand behäbig auf den gestickten breiten Geldgurt schlug, den er um den Leib trug. „Aber er hätt' die meiste Freude in eine Wirthschaft; und das Prachtmädel, die Flori, muß es ihm frei angethan haben. Schau, Wirthin, so kannst ja doch nicht forthausen. In eine Wirthschaft gehört ein Mann, der resolut ist und die Leute kennt; da kommt gar viel vor, was nur unsereiner richten und schlichten kann."

„Da hast wohl Recht, Grubmoosbauer," sagte die Wittwe traurig; „in der Hoferwirthschaft fehlt überall der, der zum Rechten sieht. Ich hab' ehrliche Ehehalten, aber es ist keiner mehr da, für den sie den rechten Respect haben, und so geht alles eher rückwärts."

„Mußt dir rathen lassen," meinte der Alte; „dann werden alle Buckel wieder eben und alle Wunden heil."

„Es gibt Wunden, die nicht vernarben," sagte die Wittwe, und es traten ihr Thränen in die Augen. „Ich hab' nicht anders geglaubt, als daß ich vergehen muß in meiner Marter an der Bahre des kernfesten, gesunden Mannes, der uns Allen hätt' nachschauen können in die Grube. Ich hab' um nichts mehr gebetet, als daß auch mir das Herz stillstehen möcht', — es wär' in einem Sterben hingegangen. Mir wäre jetzt wohl, wie ihm. Mein ganzes Leben liegt hinter dem Sargdeckel, der sich über ihm geschlossen hat! Der Gedanke hat mich fast um den Verstand gebracht. Ich hab' stumpfsinnig in mich hineingebrütet und vergessen, daß man sich nicht niederwerfen lassen darf mitten am Wege, sondern wieder aufraffen und fortschleppen muß, bis man sein Ziel erreicht hat. Wie aber meine zwei Kleinen sich an mich geklammert haben, wie mein Büblein mich um den Hals genommen und so beweglich Mutter! Mutter! geschrieen hat, als wollt' er mich von den Todten auferwecken, da hat sich mit einem Mal der Druck in mir gelöst, und ich hab' weinen können. Ich hab' meine Kinder lieb, so lieb, wie nur eine Mutter sie lieb haben kann; aber so tief hinein in's innerste Herz ist mir das Wort nie gegangen. Das hat mich aufgerüttelt und zu mir selber gebracht. Da ist mir klar geworden, was mir für eine Pflicht auferlegt ist vom lieben Gott. Ich will euch Vater und Mutter sein, hab' ich mir gesagt; euch bin ich es schuldig, daß ich mich nicht erdrücken lass' von dem schweren Leid. So hab' ich mich darein ergeben. An den Kindern richt' ich mich auf und find' Kraft und Muth, daß ich weiter schaffen, weiter leben kann."

„Ich bin sonst nicht weichherzig," sagte der Grubmoosbauer und wischte mit dem Joppenärmel über die

Augen. „Wer sich siebzig Jahre durchgeschlagen hat auf der Welt, ist abgehärtet; aber das greift durch. Heb' den Kopf auf, Wirthin: hast ein starkes Herz, es wird alles wieder recht," sprach er ihr väterlich zu.

„Aber überall fehlt er doch, und trösten kann ich mich nie," klagte die Brunnsteinerin. „Im Haus geht der Wirth ab, in Feld und Wald der Bauer; und jetzt bei deinem Antrag spür' ich's doppelt, da fehlt der Vater für die Flori. Und mir," schloß sie thränenschweren Auges, „mir fehlt mit dem Mann der gute Freund, der mir in wichtigen Sachen rathen könnt'."

„Drum mußt' dich an solche halten, die es aufrichtig mit dir meinen," rieth der Alte. „Wenn du die Flori meinem Buben gibst, da gibst sie nicht weg, hast sie unter den Augen und gewinnst einen Sohn, der dir in allem an die Hand geht und deinen jüngern Kindern eine kräftige Stütz' ist, wenn du einmal nicht mehr bist. Laß dir Zeit, Wirthin; aber überleg' dir's mit Verstand."

Der Grubmoosbauer verabschiedete sich in herzlicher Weise, und gebeugten Hauptes ging die Wittwe im Abenddunkel nach der Waldschenke zurück.

5.

Im tiefen Winterschlaf lag das Waldgebirge, und herrlich war es anzuschauen. Mit wie viel tausend Reizen der Sommer das Bergland schmückt, der Winter entfaltet seine volle Macht, hier eine neue Zauberwelt zu schaffen. Während im flachen Lande eine gleich-

förmige Schneehülle die Auen und Triften deckt, schauen die Riesen des Gebirges mit den silberweißen Häuptern und dem nie ganz zusammenhaltenden, von schwarzen Streifen durchzogenen Flockenmantel so majestätisch herab, als hätten sie den königlichen Hermelin um ihre Schultern geschlagen.

Bis zum schwanken Wipfel mit Schnee belastet, lassen die hohen alten Tannen unter ihrer Bürde wie müde die starken Arme sinken und stehen traurig in dem grauen Lichte des Wintermorgens. Doch kaum lugen die ersten Strahlen der durch die Nebel brechenden Sonne zwischen den vom Frühscheine umwobenen Bergkuppen herab, so glitzert und flimmert es von einem wundersam prächtigen Perlenregen wie thaufunkelnd am Saum des Waldes hin. Die Tannen stehen frischer und strammer in der Runde und schütteln dem einsamen Waldgänger wie zum Zeitvertreib eine Tracht Schnee auf den Hut.

Hebt sich das strahlende Gestirn über die verschneiten Almen und das wilde Gestein unersteiglicher Schroffen empor, an denen im Spätherbst noch brausende Wasserstürze von Fels zu Fels niederschäumten in die waldige Schlucht, während jetzt die klare Fluth nur wie ein schmaler Silberstreifen aus den Felsenspalten hervorsickert und durch gewaltige überhängende Eismassen sich ihren Weg bahnt, — so stehen diese in so unbeschreiblich wunderbarer Helle, als hätte ein Lichtstrom sich darüber ausgegossen. Steigt die Sonne noch höher, fließt der Goldstrahl über die schneehellen Firnen und himmelhohen Felsengiebel hin, so legt sich der Widerschein des röthlichen Schillers der Wände verklärend auf die gleich kostbarem Geschmeide blitzenden Eisgebilde und verwandelt sie in einen Feentempel.

Vom hellsten Rosenschimmer überhaucht, bauen sich zauberhaft leuchtende, hoch oben von dem glitzernden Becken der Quelle mit den herrlichsten Kuppeln gekrönte Krystallsäulen auf.

Es war ein frostkalter, klarer Morgen mit feierlicher Sonntagsstille. Festlich geschmückte Kirchgänger von nah und fern belebten schon in den Frühstunden die Bergstraße gegen Zirl, wo links die kahle, schwarze Martinswand aus ihrer schneeigen Umgebung noch riesiger und finsterer hervortritt, und rechts das herrliche Oberinnthal in seiner winterlichen Pracht sich ausbreitet. Gern möchte man die Dörflein alle zählen, die dort mit ihren im Sonnenglanze blinkenden schlanken Thurmspitzen zerstreut liegen, während zu ihren Füßen der großartig dahinfluthende Inn, gewaltige Eismassen heranwälzend, den Blick fesselt.

Hell tönen die Glocken des Kirchleins von Zirl herauf; das Schellengeklingel rasch trabender Pferde mischt sich darein, und ein leichter, zierlicher Schlitten saust vorüber. Es ist der Schlager-Wendel, der mit fester Hand ein muthiges Zweigespann von feuerigen Rappen lenkt. Seine kräftige Gestalt nimmt sich vortrefflich aus in der grün ausgeputzten, schmucken Lodenjoppe und dem breitrandigen Gebirgshut mit dem wehenden Adlerflaum. Er fährt den Berg hinab dem Orte zu, wo heute eine größere kirchliche Feier Schaaren von Landvolk herbeigezogen hat, und hält neben dem kleinen Gotteshaus, dem eben eine Menge Andächtiger entströmt und sich über den Friedhof dem Ausgang zu bewegt.

Eins der schönsten der jungen Mädchen, die hier zahlreich vertreten sind, durchschreitet leicht erröthend das Spalier, das die jungen Burschen vor der Kirchen-

pforte bilden, und sieht sich, vor der Friedhofsmauer angekommen, hastig um. Es geht wie Sonnenschein über ihr Gesicht, und lächelnd nähert sie sich dem wartenden Schlitten.

„Hat die Mutter dich heraus geschickt, Wendel?“ rief sie ihm lebhaft entgegen. „Die Kröninger Liese fährt nicht mit, sie bleibt heute bei ihrer Base in Zirl; da sind wir Zwei allein.“

Der Bursche wurde roth, und im nächsten Augenblick saß Floriane neben ihm. Er zog die Zügel an, und der leichte Schlitten jagte unter munterm Schellengeläute auf der glatt gefrorenen, ebenen Bahn davon, während hundert Augen dem frischen, schönen Mädchen folgten, das er sich kaum anzuschauen getraute. Ihr dunkeles, lebendiges Auge flog froh blickend über die winterliche Landschaft hin, und auch er schien ganz verloren in das Anschauen der großartigen Wildheit dieser zackig aufstarrenden Felsmauern. Mit der unschuldigsten Miene waren sie beide bemüht, in eine andere Richtung zu blicken, bis sie außerhalb des Ortes waren und die Fahrt den Berg hinauf langsamer ging. Darauf schien Floriane gewartet zu haben.

„Schon lang hätt' ich gern allein mit dir geredet, Wendel,“ sagte sie tief aufathmend, und das von der Kälte lebhaft angehauchte, überaus liebliche Gesicht neigte sich in so holder Zutraulichkeit unter der breiten Hutkrämpe hervor dem Burschen zu, daß es ihm zu eng wurde unter dem rothen Brustlatz.

„Daheim kann ich nicht mit dir reden,“ beklagte sie sich. „Seit der Vater todt ist, sind alle Augen auf mich gerichtet, und das Gerede nimmt kein Ende. Wo ich hingehe, zu wem ich ein Wort sage, jedes Mal muß eine Absicht dabei sein. In mir ist so viel

Unruhe und Kümmerniß, daß es jetzt ein Mal heraus muß."

Fast erschrocken sah der Schlager-Wendel das Mädchen an: was wird sie ihm anzuvertrauen haben? Eine starke, furchtlose Natur, wenn es galt, mit seiner Kraft für Andere einzutreten, war er zaghaft wie ein Kind, wo es sich um sein Herzensglück handelte.

„Schau, Wendel," fuhr das Mädchen fort, indem sie leicht über seine Hand strich, wie um ihn zur Aufmerksamkeit zu mahnen, „ich muß mein Herz ausschütten. Ich hab' sonst Niemand wie dich, dem ich's sagen kann."

So hell und freundlich ruhte ihr sprechendes Auge auf ihm, so lieb und gut klangen die Worte, daß unwillkürlich eine leise Hoffnung in ihm aufjauchzte.

„Wir sind ja neben einander aufgewachsen, schau, Wendel," sagte sie, „und haben einander gern wie Bruder und Schwester."

Mit rascher Bewegung rückte der Bursche, der sich ihr in athemloser Spannung zugewandt, zur Seite und schaute stumm in den winterlichen Morgen hinaus.

„Nein, nein," rief Floriane, lebhaft den Kopf schüttelnd; „du hast mich falsch verstanden!"

Sie hatte längst durchschaut, wie es um ihn stand, und ihm schnell nachrückend, stieß sie ihn leise an.

„So war's nicht gemeint, Wendel," suchte sie ihn zu beruhigen. „Wie man nur so ohne Sinn und Verstand daherschwätzen kann!" schalt sie sich selbst. „Es ist mir in der Geschwindigkeit so herausgefahren, weißt, weil wir als Kinder in einem Haus aufgewachsen sind. Das bringt einander näher, man kennt einander durch und durch und liest sich die Gedanken am Gesichte ab.

Da hat man so ein rechtes Zutrauen, das man zu einem Fremden nicht haben kann."

Es tönte ihm wie eine Botschaft aus Engelsmund in's Herz hinein, und ein leuchtender Strahl schoß aus seinem Auge zu ihr hinüber. Doch der schlichte, arme Bursche wagte nicht, mit Worten anzudeuten, daß er den versteckten Sinn ihrer Rede erfaßt habe. Ihr warmes, liebes Gemüth schaute ihn an aus jedem Zuge ihres lächelnden Gesichtes, und ein einziger ihrer Blicke müßte ihm entdeckt haben, um wie viel mehr er ihr sei, als ein Bruder. Aber er wich ihren Blicken beinahe furchtsam aus, als suche er sich ihres Zaubers zu erwehren.

„Red' Flori, sag' mir alles," sagte er in der alten, ruhigen Weise. „Wenn ich dir helfen kann, thu' ich's recht gern. Du weißt, für's Brunnsteinerhaus thu' ich alles, was man verlangt."

„Für's Brunnsteinerhaus!" murmelte Floriane und wandte sich halb enttäuscht von ihm ab. Doch bald lächelte sie wieder über die fast täppische Unbeholfenheit des Burschen, der durchaus zu keiner Erklärung zu bewegen war. Wie schlau sie es immer anstellen mochte, wie leicht sie es ihm zu machen suchte, — es war nichts aus ihm herauszubringen.

„Er thut nur so, als ob ihm nichts an mir gelegen wär'," sagte sie sich zu ihrem stillen Troste. „Es ist eigen," dachte sie, „bei mir hat er keine Courage, so groß und stark er ist, und doch fürchten ihn die Burschen alle."

Sie bemerkte, daß er sie fragend ansah, als sei er doch begierig, das Weitere zu hören. „Seit einiger Zeit," erzählte sie, „kommt der Förster-Franzl fast alle Tag zu uns. Bald hat er eine Neuigkeit für uns,

bald hat er unterm Schnee ein Sträußlein herausgegraben eigens für mich. Und ob ich in der Stub' bin oder draußen zu thun hab', überall schleicht er mir nach und macht mir Augen, daß es mich eiskalt überläuft. Hu, ich fürchte den Menschen!"

Forschend sah sie zu ihrem Begleiter hinüber, der ruhig die Zügel führte. War er durch gar nichts aus seinem Gleichmuth zu bringen? Sie wußte, daß sein grundehrliches, biederes Herz ihn zu ihr zog, und daß nur seine wahrhaft seltene Treue und sein dankbares Gemüth eine Schranke zwischen ihnen aufrichtete, die sie durchbrechen wollte um jeden Preis, um sich vor den Nachstellungen verhaßter Bewerber an die Brust des herzensguten Burschen zu retten. Die mädchenhafte Scheu, die einem Andern gegenüber schwer zu überwinden gewesen wäre, ließ das vertrauliche Verhältniß, in welchem sie von klein auf zu einander standen, leicht besiegen. Aber wie war er nur zu einem offenen Aussprechen zu bringen? Da plötzlich lächelte sie, wie in der Freude über einen guten Einfall, schelmisch in sich hinein.

„Stattlich ist er gewachsen, der Jäger, das läßt sich nicht leugnen," sagte sie für sich, doch laut genug, daß er es hören konnte, — und als wäre damit der zündende Funke in ein Pulverfaß geflogen, so sicher erwartete sie eine gewaltige Wirkung.

Aber nicht das kleinste Unmuthswölkchen zeigte sich auf seinem stillen, ernsten Gesichte. Nur ein paar Mal athmete er tiefer auf; dann lehnte er sich wie ermüdet in den Schlitten zurück und schaute hinauf zu den beschneiten Gipfeln der Berge.

Wie es auch in ihr klopfte, wie heiß ihre Wangen sich rötheten, Floriane ließ sich nicht aus der Fassung

bringen. „Wir gehören ja doch zusammen!“ rief es laut und mächtig aus ihrem Herzen herauf. Sie blieb fest entschlossen, den günstigen Augenblick, ihm ein Geständniß zu entlocken, nicht ungenützt verstreichen zu lassen.

„Erzähl’ nur weiter, Flori,“ forderte der Schlager-Wendel sie unbefangen auf.

„Seinen Vater, den alten Förster,“ sagte sie, „bringt er jetzt auch mit; und so schmeichelhaft und schön thun sie mit der Mutter, der Alte wie der Junge, daß mir ganz unheimlich wird. Seit der Vater nicht mehr lebt, ist sie ganz zerrüttet, und sie haben ihr jetzt schon eingeredet, es wäre ein bairischer Jäger gewesen, der ihn geschossen hat.“

Dem jungen Burschen stieg plötzlich das Blut in’s Gesicht. Die Lippen fest auf einander gepreßt, riß er so heftig an den Zügeln, daß die Pferde in Galopp fielen, und der Schlitten auf der Höhe des Berges, wo es eine Zeit lang eben fortging, mit rasender Schnelligkeit dahinflog.

„Was thust denn, Wendel?“ rief das Mädchen, ihm in den Arm fallend, und rasch hemmte er den Lauf der Thiere.

„Wir kommen noch früh genug heim,“ meinte Floriane, „ich hab’ dir noch gar viel zu sagen. Aber ich seh’ dir’s an, du bist zornig über den verlogenen Kerl: du glaubst es auch nicht; mir sagt’s mein Herz, daß . . . er’s selber ist, und . . . darum graut mir vor ihm.“ Die letzten Worte kamen etwas unsicher heraus, und fragend suchte ihr Blick den seinigen.

Er hatte sich ihr mit rascher Bewegung zugekehrt und nickte ihr mit überzeugter Miene zu. „Recht,

Flori," sagte er in feierlich ernstem Ton; „glaub' du, was dein Herz dir sagt . . . das lügt nicht!"

„Ist das dein Ernst?" rief Floriane, und ihm näher rückend, schaute sie, über und über erglüht, mit innigem Ausdruck zu ihm auf. Aus ihren Augen jubelte eine selige Zuversicht, und einen innern Anlauf nehmend, flüsterte sie ihm verschämt stockend zu: „Mein Herz sagt mir noch mehr! Wenn's nur auch da wahr reden wollte . . . es sagt mir, daß du mich auch ein wenig lieb hast . . . lieb, weißt du, nicht wie Geschwister unter einander . . . nein, anders, ganz anders!" Ihre ganze Seele lag in dem Bekenntniß, und die Gluth, die in ihrem Antlitz aufflammte, wurde brennender und dunkeler.

„Aber, Flori," preßte der Schlager-Wendel, in dem es wild stürmte, mit erstickter Stimme hervor, „denk' doch, wer ich bin! Eine Lieb' zwischen uns darf ja nicht sein . . . das kommt mir ganz sündhaft vor!" Sein Athem ging schwer, und seine Festigkeit wankte. Das heiße Gefühl, das er so lange in sich getragen, ließ sich nicht länger zurückzwingen, wie stark er auch dagegen kämpfte.

„Nein, Bub, die Lieb' fragt nicht, ob's ein Gutsherr ist oder ein Holzknecht, ob reich oder arm," entgegnete sie in überströmender Empfindung, „und sündhaft ist sie gewiß nicht. Was unser Herrgott selber in uns hinein gelegt hat, kann doch niemals eine Sünd' sein. Du bringst die Lieb' auch nimmer los, schau, du magst dich wehren, wie du willst. Sie wurzelt tief ein in dir, und ehe du es gewahrst, ist sie in die Höh' gewachsen und breitet sich aus, bis es dir so übervoll wird drin in der Brust, daß dir das Herz davon übergeht. . . . Schau, Wendel," sagte sie innig, „jeden

Schritt im Haus, jeden Schatten auf der Wies', jeden Fußtritt im Schnee, jeden Hackenschlag droben im Wald, ich kenn' ihn, wenn er von dir ist. Nicht das Aug' und nicht das Ohr, — mein Herz sagt mir das. Und so, lieber Bub, geht's dir auch, wenn du gleich deine Lieb' besser hütest und nicht heraus lassen willst aus dir. . . . Ich bin doch dahinter gekommen," lächelte sie ihm nach einer Pause zu, in der sie vergeblich auf Antwort gewartet, „sie hat dir ja zu den Augen herausgeschaut. Schon lang' weiß ich, was dich grämt und drückt. Du hast bang, gelt, daß du mir zu gering wär'st, weil du arm bist und hart arbeiten mußt? Ich aber sag' dir, du stehst mir hoch droben im Vergleich zu allen Andern! Du bist ein selten braver Mensch, auf den man bauen, dem man trauen darf . . . Red', Wendel, schließ' dein Herz auf; es wird dir leichter."

Der Bursche starrte hinaus in den eisglitzernden, weiß schimmernden Forst. Die schlichten, treu innigen Worte verfehlten ihren Eindruck nicht auf ihn. Hoch wogte seine breite Brust, als ringe er mit einem Entschluß. Noch suchte die Vernunft dem fast unwiderstehlichen Ansturm zu trotzen — umsonst! Die lange zurückgedrängte, übermächtige Empfindung durchbrach plötzlich alle Grenzen.

„Flori!" kam es wie ein Laut des Entzückens von seinen Lippen, und überwältigt von unaussprechlichem Glück ließ er die Zügel sinken, schlug den Arm um Floriane und zog sie leidenschaftlich an sich. Sein feuchtglänzender Blick senkte sich tief in das wonnestrahlende Auge des Mädchens.

„Ich hab's gewußt, Wendel," stammelte sie, „daß du mir gut bist. . . . Ich kenn' dich, ich versteh' dich, wie heimlich du auch alles in dir versteckt und eingeriegelt

hast. Wie bin ich so froh jetzt, und wie stark komm' ich mir vor in deinem Arm!"

Die zwei Rappen hatten längst gemerkt, daß die Insassen des Schlittens in ihrem Uebermaß von Seligkeit sie ganz vergessen hatten, und mit munterm Kopfschütteln und mit mancher kleinen Seitenschwenkung trabten die schönen klugen Thiere nach eigenem Belieben auf der stillen Waldstraße fort.

„Schau auf, Wendel!" rief Floriane, nachdem der erste Freudensturm vorüber war, und ihr ausgestreckter Arm zeigte auf einen kräftigen, hohen Stamm am Waldrande. „Sieh, wie dort der Epheu sich um die starke Tann' hinaufwindet, daß kein Wind und kein Wetter ihm mehr schaden kann. Der hat sich auch keinen stolzen Eichbaum herausgesucht: die kerngesunde einfache Tann' ist ihm Schutz genug, und fest klammert er sich an. So ist auch mir mein Wendel lieber, als die reichen Burschen mit ihrem Hochmuth; ich steh' treu zu ihm und geb' ihn nimmer los."

Mit Schrecken gewahrte sie, daß schon wieder ein finsterer Ernst über ihn gekommen war. Der kurze Rausch schien verflogen, und still und traurig saß er neben ihr.

„Geh, Wendel, mach' doch ein ander Gesicht!" rief sie in ihrer Besorgniß. „Was ist dir denn mit einem Mal angekommen, daß du so trübselig wirst? Jetzt soll's ja doch lichter sein und leichter in dir drinnen!"

„Noch nicht so recht, Flori," erwiderte der Bursche trüb. „Aber ich will dir sagen, was in mir ist. Mir ist so schwer, wie Einem, der bei einem guten Freund eingebrochen und dort einen Schatz g'stohlen hat. Jetzt rührt sich das Gewissen, und gern möcht'

er ihn wieder zurückgeben, wenn nur nicht sein ganzes Herz d'ran hinge."

Das frohe Lachen des jungen Mädchens schallte hell durch das Schweigen des Waldes. „Nein, Wendel, nein," beruhigte sie ihn, „du hast nichts gestohlen! Mein Herz gehört dir schon lang; das kannst nicht zurückgeben, es wird nimmer angenommen!"

Ein tiefer Athemzug schien ihn von dem Gefühl der Beängstigung zu befreien, das sich wie ein Alp auf sein ehrliches Gemüth gelegt, und wie eine Erlösung empfand er es, daß damit auch die letzten Zweifel und Sorgen von ihm fielen. Es war, als öffnete sich ihm eine lachende Zukunft nach all den Kämpfen der letzten Zeit, und mit tiefinnerster Bewegung überließ er sich seiner Liebe.

„Flori," sagte er weich, indem er ihre Hand hielt, „mir gehörst nun ewig; ich laß nimmer von dir, herzliebes Madel. Jetzt, weil's doch ein Mal heraus ist, bin ich ein ganz anderer Mensch. Wenn ich auch nichts hab,' gefehlt ist's darum nicht. Ich spür's, die Lieb' kann bei mir gar viel ausrichten, und unser Hergott verläßt keinen braven Tiroler."

„Wir müssen fest zusammenhalten, Bub; und jetzt, seit wir's uns gestanden haben, wie lieb wir uns haben, ist uns das ein Leichtes. Jetzt dürfen die rarsten Burschen von ganz Tirol kommen und um mich anhalten, — meinen Wendel sticht keiner aus . . . Ja, Bub," fügte sie nicht ohne Sorge bei, „über uns wird noch mancher Sturm kommen . . . die Mutter kann das Anwesen allein nicht führen und will mich mit Gewalt verheirathen."

„Hab' schon so was gemerkt," nickte der Bursche gelassen. „Ich hab' sie ein paar Mal heimlich mit

dem alten Grubmoosbauern reden sehen. Sein Herumschwänzeln um sie hat mich schon ein Mal erschreckt," gab er lächelnd zu.

„Mit Unrecht, Wendel. Der Alte bild't sich ein, wenn er seinem hochnasigen Buben einen großen Geldsack mitgibt, müßt' sich eine Jede um ihn reißen . . . Mit dem werd' ich leicht fertig," behauptete das Mädchen heiter; „die Mutter ist selber nicht recht dafür. Ich fürchte nur den Duckmäuser, den Förster-Franzl!"

„Mit dem werd' ich fertig!" sagte der Schlager-Wendel in auffallend scharfem Ton.

„Nein, Wendel, das überlaß du mir!" forderte Floriane beängstigt. „Es ist schon Unglück genug in's Haus gekommen, und eine Gewaltthat bringt kein Glück in der Liebe."

„Du glaubst, ich stell' ihm nach . . . nein, Flori, ich thu' ihm nichts!" versprach er. „Da hab' ich das Rechte für ihn, das vertreibt ihm die Liebesgedanken!" murmelte er mit mühsam beherrschter Aufregung leise in sich hinein und griff an seine Joppentasche.

Ein Peitschenknall brachte die Pferde in eine schnellere Gangart, das Dach des Hoferwirthshauses ragte schon zwischen den Bäumen hervor, und bald hielt der Schlitten vor der Thüre, an deren Stufen die Wittwe bereits ihrer Tochter harrte.

„Lang seid ihr aus!" rief sie den Ankommenden arglos zu.

Diese begegneten sich beim Aussteigen in einem Blicke, der Jedem schelmisch sagte: „Noch viel zu kurz!"

6.

Die ungewöhnlich laue Witterung der letzten Februartage hatte die Schneedecke geschmolzen, und war es dem Winter mit seiner Rückzugsbewegung Ernst, so konnte es nicht mehr lange dauern, bis das erste Grün seinen heitern Schimmer über Thalfluren und Alpenmatten breitete. Auch die weithin leuchtenden Firnen und die frei und trotzig in die Lüfte ragenden schneedurchfeuchteten Felsenthürme des Hochgebirges widerstanden den Sonnenstrahlen nicht. Lärmend schossen die Wasser in den tief eingeschnittenen Rinnen zu Thale, und schneefrei hoben sich die Kuppen der schön bewaldeten Höhen vom blauen Himmel.

Die von den tropfenden Nadelbäumen und der aufgeweichten Eiskruste des Bodens angesammelten kleinen Bächlein umgehend, schritt Floriane um die Vesperzeit, mit einem Tragkorbe von der Scharnitz kommend, zierlich aufgeschürzt die Bergstraße herab. Nicht weit von ihrer Behausung blieb sie überrascht stehen; sie erkannte, was das Geräusch der Baumsägen zu bedeuten hatte, das ihr schon von fern aufgefallen war.

Am Saum des Fichtenwäldchens, wo der zur Hoferschenke leitende Fahrweg von der Landstraße abzweigte, war eine größere Anzahl Holzknechte in voller Arbeit, die schönsten Stämme zu fällen. Eine ziemlich große Waldstrecke war schon frei gemacht, während andere das Ausroden der Stöcke vornahmen. Das junge Mädchen blickte erstaunt auf die ihr unbegreifliche Zerstö-

rung der prächtigen Baumgruppen, deren Eigenthümer ihr wohl bekannt war, als eine Stimme hinter ihr sie aus ihrer Betrachtung riß.

„Da wundert sich die Jungfer Flori!"

Ihr von einem gewinnenden Zug jugendlichen Frohsinns und heiterer Schalkhaftigkeit belebtes Gesicht verdüsterte sich. Sie warf einen schnellen Blick auf den an ihre Seite tretenden Forstwart, von dem die Anrede kam, und wollte ohne Antwort und Gruß an ihm vorübergehen.

„Halt, so geschwind kommst mir nicht vorbei!" rief der Förster-Franz und stellte sich ihr sichtlich vergnügt in den Weg.

Es war eine hohe Jägergestalt mit tiefschwarzem, üppigem Kraushaar. Ein paar durchdringende, dunkelgraue Augen schauten aus einem scharfgeprägten Gesicht mit vorspringender Habichtsnase. Er verschlang das anmuthige junge Mädchen fast mit seinen brennenden Blicken.

„Ich bin so froh," nahm er lächelnd das Wort, „daß es mir so gut gelungen ist, dich hier zu treffen. Schau, für das schönste Gemskitz ständ' ich nicht so lang auf dem Anstand, wie für dich. Du hast aber auch viel schönere Lichter, bist noch schlanker und geschmeidiger, wie eine junge Gemse."

Mit zudringlicher Vertraulichkeit versuchte er, den Arm um die Schulter des Mädchens zu legen, das seiner Berührung mit finster zurückweisender Miene auswich.

„So, Mädel," lachte er gezwungen auf, „thu' nur ein wenig verschämt, ein wenig trotzig; das steht dir so gut an, da bist noch viel schöner. Du kommst mir vor wie ein junges Reh, das scheut auch den Jäger,

bis er es daheim hat. Da wird es bald so zutraulich und so zahm, daß es sich streicheln läßt . . . Geh, Flori," fuhr er mit sie anwidernder Zärtlichkeit fort, „zier' dich nicht so viel; es ist dir nicht recht ernst damit. Wenn du erst weißt, wie viel ich auf dich halt', wie du mich begleitest auf allen Wegen und Stegen im Revier, wie das ganze Jägerleben mich nicht mehr freut, seit ich dich im Herzen trag', das muß dir ja endlich den harten Sinn erweichen . . . Thu' nicht so widerspänstig," sagte er und vertrat dem Mädchen, das sich nicht länger aufhalten lassen wollte, wiederholt den Weg, „ich hab' dir jetzt vieles zu sagen."

„Ich will nichts wissen von dir!" fuhr ihn Floriane mit einem Gesichte an, das von Zorn und Verachtung glühte.

„Was ich dir zu sagen hab', mußt du aber wissen," sagte der Jäger, der seinen Aerger über das abstoßende Benehmen des heißbegehrten, schönen Wirthstöchterleins unterdrückte. „Ich mein' es herzlich gut mit dir und will dich warnen vor den bösen Menschen."

Ein spöttisches Lächeln schwebte um den blühenden Mund des Mädchens.

„Weißt du, warum die Waldstrecke dort abgetrieben wird?" sagte der Forstwart. „Der Grubmoosbauer baut dort ein Wirthshaus hin und will euch das Geschäft wegnehmen. Die nächste Woch' wird schon der Grund gegraben. Er will euch mürb machen, schreit er überall herum, und sollt' es ihm den halben Hof kosten."

„Und was kümmert das dich?" erwiderte Floriane, ihre Bestürzung bemeisternd und seinem Blicke fest begegnend. Das Wort klang keck und trotzig genug, und ihn mit ihrem Korb zur Seite drängend, ging

das Mädchen, dem die aufgedrungene Begleitung ein unerträglicher Zwang war, ihren Weg fort.

Der Forstwart schien einen Augenblick verdutzt, dann schritt er ihr nach und hatte sie schnell eingeholt.

„Wegen euch baut der Alte das Wirthshaus, aus Bauerntrotz,“ begann er wieder mit der alten Zuthunlichkeit, „weil ihr ihn sammt seinem Buben so kurzweg heimgeschickt habt. Der Markus will seinen Dickschädel durchsetzen,“ spottete er, „und mit Gewalt Wirth werden. Bildet sich der hochnasige Lapp ein, so ein feines Bergveilchen ließ sich mir nichts dir nichts auf seine sumpfige Mooswies' verpflanzen. Der und sein pfiffiger Alter sollen sich aber in Acht nehmen, sonst haben sie es mit mir und mit meinem Vater zu thun! . . . Nein, gewiß, liebes Mädel,“ versprach er in treuherzigem Ton und schaute ihr mit glühenden Blicken in das sich beharrlich abwendende liebliche Gesicht mit den trotzig aufgeworfenen Lippen.

„Heut' bist du aber nicht in rosenfarbenem Humor,“ warf er mit verstellter Gutmüthigkeit hin; „da will ich mich nicht länger aufdrängen. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich laß die Hoffnung nicht sinken, Flori; mein Wort wird den Weg zu deinem Herzen noch finden.“

Er wollte nach ihrer Hand fassen.

„Weg mit der Hand, da hängt Blut dran!“ rief ihm das Mädchen zurückschaudernd zu, und ihr Blick, den er auffing, verrieth ihm den ganzen Abscheu ihrer Seele.

Der Jäger fuhr zurück, als hätte ihn eine Natter gestochen; ein unheimliches Feuer loderte auf in seinem Auge, und seine Hände ballten sich.

„Wart' nur, hochmüthige Prinzessin," rief er der mit schnellen Schritten Enteilenden nach, „du wirst bald ein anderes Liedlein singen!"

Floriane, die seine Drohung wohl vernommen, lief hastig nach Hause. Athemlos übergab sie den Korb einer Magd und ging der Kinderstube zu, in der sie ihre Mutter wußte. Aus der halb offenen Thüre schallte ihr die heftig erregte Stimme derselben entgegen. Sie warf einen Blick in das Gemach und blieb zögernd auf der Schwelle stehen.

Das kummerschwere Haupt in die Hand gestützt, saß die Hoferwirthin mit vergrämten Zügen und gerötheten Augen an dem einen Fenster, an dem andern stand der Schlager-Wendel im Arbeitsanzuge und sah sorgenvoll vor sich hin. Seine alte Mutter saß spinnend in einem Winkel und behielt die jüngern Kinder im Auge, die ein paar winzig kleine, in bunte Lappen gewickelte schwarze Kätzchen in einem Puppenwägelchen herumfuhren und ihre liebe Noth hatten, daß ihnen die possirlichen Fahrgäste nicht entsprangen. Das runzelige Gesicht des greisen Mütterchens zeigte sich in dem einen Augenblick von einem Schmunzeln stillen Ergötzens überflogen, im andern nickte es traurig der Wirthin zu, die sich in bitterm Jammer erging.

„Niemand hab' ich, dem ich mein Elend klagen kann!" rief die Frau. „Du bist im Haus aufgewachsen, Wendel, und die Moidl weiß es auch . . . was haben wir unsern Nachbarn gethan!"

„Nur Gutes!" nickte die Schlager-Marie und hielt im Spinnen inne.

„Das ist schon so am Haus," bestätigte Wendel.

„Wer zu uns gekommen ist in der Noth, der hat Hülf' gefunden," fuhr die Wirthin fort. „Mit Rath

und That ist der Brunnsteiner einem Jeden beigestanden. Zum Dank dafür rührt jetzt sein bester Freund keinen Finger für mich; wo ich hin komm', schauen sie mich über die Achsel an. Wie ist sonst die Hoferwirthin vom Wald überall in Achtung gestanden . . . und jetzt! Was sie mir zum Trotz thun können, das thun sie, — und alles geht von dem boshaften Moosbauern aus, der die Aufrichtigkeit selber war, so lang er auf die Wirthschaft gehofft hat. Jetzt seh' ich erst recht, wie verlassen eine Wittib da steht! So lang der Brunnsteiner gelebt hat, haben sie sich wohl gehütet, die schlechten Menschen, uns nah' zu treten; mich aber möchten sie jetzt erdrücken, — und Keiner hindert sie d'ran."

„Was ich Schlimmes abwenden kann von dir und deinem Haus," sagte Wendel einfach, „das thu' ich zu jeder Stund' bei Tag und Nacht. Aber in der Sache kann ein armer Bursch, wie ich, nichts ausrichten."

„Verzag' nicht, Mutter!" rief nun die in die Stube tretende Tochter. „Dein Jammer preßt mir das Herz zusammen."

„Du kommst mir gerad' recht!" entgegnete die Hoferwirthin in gereizter Stimmung. „Du wirst am Weg schon erfahren haben, was der Grubmoosbauer aus Rachsucht am Eingang zu unserm Sträßchen baut. Flori, von dir hätt' ich es nicht erwartet, daß du mein Unglück noch größer machst! So viel Burschen haben um dich gefreit, alle hast du sie trotzig abgewiesen! Beim Moosbauern hab' ich dir Recht gegeben: der Markus paßt nicht zu uns. Aber warum bist du so kurz, so barsch mit dem jungen Forstwart? Der alte Steinbach ist ein Ehrenmann!"

„Der Alte, ja,“ gab das Mädchen beklommen zu.

„Er hat den Winter mehr als einmal für seinen Sohn bei mir in allen Ehren um dich angehalten. Dem Franzl ist die ganze Jägerei verleidet, er möcht' sich lieber in einer Wirthschaft umthun. Der Alte ist nicht ohne Mittel, und das schöne Försterhaus drüben ist sein Eigenthum. Was hast du auszusetzen an seinem Sohn? Der Jäger ist jung und wohlgestalt, er ist frisch und rührig und wär' ein gemachter Wirth.“

Floriane war blaß geworden und warf einen bangen Blick auf den Schlager-Wendel, der mit heftig bewegter Brust starr vor sich hin sah.

„Ich kann nicht warten,“ rief die Mutter in steigender Erregung, „bis der kommt, in den du gleich sterbensverliebt bist. Das ist auch nicht nothwendig zu einer glücklichen Ehe; die Lieb' bleibt nicht aus, wenn nur die Achtung nicht fehlt. Oder steckt dir vielleicht schon Einer im Kopf, und willst mir's nicht gestehen?“

Die Liebenden begegneten sich unbemerkt in einem Blicke. Wendel's Auge schaute sie so ernst und fragend an, als hätte er in der Seele des bedrängten Mädchens lesen wollen. Beruhigt kehrte er sich ab.

„Bring' mir einen rechtschaffenen Burschen,“ sagte die Frau, „dem du gut sein kannst, und ich will dir nicht entgegen sein. Nur muß er von Haus aus was haben; sonst kann er den Hof nicht übernehmen.“

Floriane war hinter den Stuhl der Mutter getreten und stützte sich leise zitternd auf den Fenstersims. Ein bitteres Gefühl schloß ihr den Mund. Sie blickte wehmüthig auf den bescheidenen, anhänglichen Freund des Hauses, dessen seltene Vorzüge ihr ungleich schätzenswerther dünkten als aller Geldbesitz.

„Du hast deine zwei Geschwister, für die gesorgt werden muß," fuhr die Hoferwirthin in strengem Tone fort; „und ich will nicht beim Schwiegersohn im Austrag sein."

Sie stand auf und trat der Tochter gegenüber, die immer noch keine Antwort fand.

„Der alte Förster," erklärte sie eindringlich, „ist ein erfahrener Mann; er will alles ordnen und sich kräftig um uns annehmen. Wenn du aber bei deiner Weigerung bleibst, den Franzl zu nehmen, droht uns ein noch viel ärgeres Unheil, als die neue Wirthschaft ist. Das Oberforstamt will das Sträßel aufforsten, das zu uns herein führt; dann wären wir ganz verloren und von allem Verkehr abgeschnitten. Der Förster will's dahin bringen, daß es unterbleibt. Aber nachgeben mußt du, ... du mußt zu einem Entschluß kommen."

Der Schlager-Wendel, der bis dahin ruhig an seinem Platz gestanden, ergriff nun wuthentbrannt den nächsten Stuhl und hob ihn blitzschnell hoch empor, als wolle er ihn in eine Ecke schleudern. Er besann sich im Moment und stellte ihn leise wieder an seinen Platz.

Der Hoferwirthin war die Bewegung nicht entgangen. Verwundert sah sie den Burschen an, in dessen Miene sie außer der dunkeln Röthe, die ihm bis über die Stirne hinauf stieg, keinen Zug verändert fand. Niemand konnte ahnen, wie er kämpfte, das zornheiße Herz zu bändigen und sich zur Ruhe zu zwingen.

„Das alles kannst du gleichgültig anhören," sagte die Mutter mit dem Ausdruck des schneidendsten Wehes zu Floriane, die sich abgewendet hatte, um zu verbergen, daß Thränen sich in ihre Augen geschlichen hatten. „Du hast keine Entschuldigung für deinen Starrsinn,

hast nicht einen Funken Gefühl für deine Mutter, der sich das Herz verkrümmen möcht', hast kein Mitleid mit den armen Kindern dort, die durch deinen Trotzkopf um ihre Heimath und um alles gebracht werden können. . . . O Herr, du prüfst mich hart!" preßte sie mit gerungenen Händen hervor, während die betroffenen Kleinen zu spielen aufhörten, und dem betrübt aufhorchenden alten Mütterchen die hellen Tropfen über das faltige Gesicht rannen. „Nicht allein den Mann, auch das Kind, auf das ich alle meine Hoffnungen gebaut hab', hast du mir genommen!"

Von der eigenen geliebten Mutter der Herzlosigkeit geziehen zu werden, that dem gemüthvollen Mädchen unbeschreiblich weh. Sie sah ihr mit überströmenden Augen in das abgehärmte Antlitz.

„Mutter," stammelte sie, tief im Innersten ergriffen, „wie groß muß dein' Trübsal sein, daß du mich so verkennst und so hart mit mir bist! Red' mir nimmer zu, ich kann dir den Willen nicht thun; ich will lieber sterben, als den Jäger nehmen!"

„Ich weiß, was du gegen ihn hast," sagte die Mutter milder, „aber du thust ihm grausam unrecht. Du hast dir's in den Kopf gesetzt, der Franzl wäre draußen mit dem Vater zusammengetroffen und trüge die Schuld an seinem Tod. Das ist aber ganz anders! Wir sind so nahe an der Grenze: es war einer von den Bairischen. Der Forstwart kann's nicht gewesen sein; er und sein Vater haben mir's heilig geschworen, daß er in der Unglücksnacht gar nicht in das Revier gekommen ist."

Der Schlager-Wendel richtete sich jäh empor. Das mußte seinen schwankenden Entschluß zur Entscheidung bringen — das Maß war zum Ueberfließen voll.

„Jetzt ist's Zeit, daß ich red'," rief er und trat mit entschlossener Miene in die Mitte des Zimmers. „Jetzt kann ich nimmer still sein dazu!"

Eine erschrockene Geberde des Mädchens schien ihn zurückhalten zu wollen. Fürchtete sie, er wolle der Mutter sein Verhältniß zu ihr vorzeitig entdecken und damit alles verderben?

„Deine Mutter soll die Wahrheit erfahren," sagte Wendel fest, als er ihr dunkeles Auge bittend auf sich gerichtet sah, „wird daraus, was will."

„Du bist schändlich betrogen, Wirthin," eröffnete er der ihn betroffen anstarrenden Wittwe mit einer Lebhaftigkeit, die zu seiner bisherigen Niedergeschlagenheit stark im Gegensatz stand. Dann griff er in die Tasche und legte das Notizbuch des Jägers in ihre Hände. „Das gehört dem Forstwart, schau' es durch und überzeug' dich selber. Da ist auch der Farbpinsel, den ein Jäger zum Baumausweisen braucht. Das alles ist gefunden worden nicht weit von dem Platz, wo der Schuß gefallen ist. Kein Anderer als er hat auf den Brunnsteiner geschossen, und nach dem Brief, der in dem Buch liegt, hat er schon vorigen Sommer selber beim Oberforstamt angefragt, ob der Weg zu euch herein nicht aufgeforstet werden kann. Die ganze Schurkerei geht von dem Forstwart aus."

Der junge Bursche war so vertrauenswürdig, daß in der Hoferwirthin kein Zweifel an der Wahrheit des Gesagten aufkam. Diese Wendung hatte sie nicht erwartet, und auch das Mädchen horchte hoch auf.

„Gerechter Gott!" schrie die Frau und sank gebrochen auf ihren Stuhl zurück. „Also auch der hat sich verstellt, und alles ist nichts als Lug und Trug gewesen! Gibt's keinen ehrlichen Menschen mehr auf

der Welt, bricht alles auf einmal über mich herein! . . . Geht hinaus," winkte sie den jungen Leuten zu, „laßt mich allein mit der Moidl. Die weiß, wie einer armen Wittib um's Herz ist, die hat's durchgemacht!"

Die Thüre schloß sich hinter ihnen. Floriane fühlte sich so beengt, als müsse sie ersticken im geschlossenen Raume. Sie mußte hinaus aus dem Trauerhaus, um wieder frei athmen zu können. Ohne sich umzusehen stürmte sie einer einsamen Stelle im Walde zu, um dort auszuweinen, was ihr das Gemüth bedrückte.

Der Schlager-Wendel hatte sie nicht aus den Augen gelassen. Er folgte ihr auf einem Umwege und setzte sich zu der in Schmerz Versenkten auf ein Felsstück. Innig umfaßte er sie und küßte ihr die Thränen aus den Augen.

„Ach, Wendel, wird das noch ein Kampf sein," schluchzte das Mädchen, „bis wir an's Ziel kommen! Jetzt erst, weil du bei mir bist, hebt sich der Stein, der auf mir liegt. Aber sag' doch, Bub," stellte sie ihn ernst zur Rede, „warum hast du so lang gewartet und bist nicht früher heraus mit der Sprach' wegen des Jägers? Jeder Blick in sein Judasgesicht hat mir's gesagt: Der ist's, der hat deinen Vater erschossen! Aber ich war der Meinung, du hättest auch nur eine Muthmaßung, eine innere Ueberzeugung, aber doch keine rechte Gewißheit. Warum hast die Sach' nicht schon lang angezeigt und das Buch bei Gericht hinterlegt? Jetzt säße er vielleicht schon fest, und mir und der Mutter wäre viel Kummer erspart geblieben."

„Ich hab' lang darüber gegrübelt und hab's oft überlegt," sagte Wendel, „bis ich herausgefunden hab', was das Beste ist. Du weißt ja, wie es in einem solchen Fall geht. Der Jäger kriegt jedes Mal Recht,

und mit dem Büchel kann er sich leicht hinausreden; er muß es ja nicht in derselben Nacht verloren haben. Und was willst antworten, wenn sie dich fragen: Was hat denn der Brunnsteiner bei der Nacht mit dem Stutzen draußen im Holz zu thun gehabt? Dann war's auch er, der zuerst angeschlagen hat. Das könnt' ich nicht leugnen, bei der Wahrheit müßt' ich bleiben. Wer weiß, wie's gekommen wär'! Die hätten den Spieß umgedreht — und nicht der Franzl, ich müßte jetzt drin sitzen!"

„So sorg' nur ja, daß nichts aufkommt!" rief das Mädchen in der Furcht, er möchte ihr entrissen werden.

„Ja, an mir ging' es hinaus," fügte Wendel hinzu, „und der Schuldige käm' frei. Der ist dem Teufel mit Haut und Haaren verfallen. Nur ich kann keine Handhab' finden an ihm, wo ich ihn zu packen wüßt'. Deiner Mutter hab' ich die Augen aufmachen müssen, — aber nicht aus Eigennutz! Ob du ein Mal mein wirst oder nicht, das ist noch ungewiß; aber das ist gewiß: wer Hand an deinen Vater gelegt hat, der darf sich nicht vermessen, sie nach dir auszustrecken. Das leid' ich nicht!" rief er zornentflammt; „da rück' ich ihm auf den Leib, und müßt' einer von uns Zweien auf dem Platze bleiben!"

Floriane bebte vor Schreck, und in der geheimen Besorgniß, ein neues Unheil herauf zu beschwören, verschwieg sie ihm ihre heutige Begegnung mit dem Jäger.

„Aber, Wendel, was soll denn jetzt geschehen?" fragte sie bekümmert. „Dem Menschen ist nichts Gutes zuzutrauen, der treibt uns auf's äußerste. Geht ihm

sein Plan hinaus, dann geht die Wirthschaft ein und wir dürfen betteln gehen."

„Laß den Muth nicht sinken!" tröstete der Bursche, und innig zog er das Mädchen an seine Brust. „Ich kann's nicht verwinden, wenn ich dich so traurig seh'. Es bleibt alles beim Alten: er will euch nur schrecken. Habt ihr kein Recht auf den Fahrweg, die Nutznießung davon habt ihr von jeher ohne Anstand gehabt, und das ist lang verjährt. Um ein paar Tagwerk Holz richtet man nicht eine ganze Familie zu Grund."

„Meinst du?"

„Ja, und hätt' ich nur das Recht, mitzureden, ich ginge gleich selber in die Stadt. Da käm' ich bald hinter die Schlechtigkeit und könnte den hohen Herren dort ein Licht aufstecken. Aber so sind mir die Händ' gebunden, und ich muß bei euch im Haus herumschleichen, als hätt' ich was angestiftet und wär' in der Angst, es möchte aufkommen. Die Heimlichkeit ist meine Sache nicht; ich mag nicht länger lügen." Er brach kurz ab und senkte das Haupt.

„Was willst damit sagen?" forschte beunruhigt das Mädchen.

„Flori," sagte er und wiegte nachdenklich den Kopf, „ich hab' mich schon hin und her besonnen. Es wär' vielleicht das Beste, wenn ich geradewegs zu deiner Mutter ginge und ihr alles offen gestände!"

„Nein, Bub, um Gotteswillen, thu' das nicht!" bat Floriane. „Jetzt ist die Mutter so schon ganz verstört, das wär' unser Unglück!"

„Das könnt' ja ich auch besorgen!" ertönte plötzlich eine scharfe Stimme hinter ihnen.

„Die Sepherl!" riefen Beide zugleich.

„Ja, die Sepherl!“ lautete die zornige Erwiderung. Es raschelte im Gebüsch und vor die Beiden trat, mit hämischen Mienen, die Arme herausfordernd in die Hüften gestemmt, die Sennerin von der Kreuzelalm. Das junge Paar, das oft genug über die verliebte alte Dirne gelacht hatte, von der es jetzt belauscht worden war, sah sich betreten an.

„Da sitzen sie ja beisammen im Wald so selig wie ein Paar Turteltauben!“ lachte sie höhnisch. „Also hat die schwarze Grille,“ richtete sie das unaufhaltsam wie ein Bergquell hervorsprudelnde Wort an den Burschen, „sich wirklich eingebissen unter deinem Brustfleck? Hat sie das Zirpen nicht aufgehört, bis sie dich damisch g'macht? Jetzt weiß ich, warum die ganze Zeit so eiskalt warst, wie ein Kachelofen um Johanni. Aber ich will dir einheizen, Bürschel, daß du heiß wirst. Da kannst die Zeit verlumpen am hellen lichten Tag; für mich hast am Feierabend kein Stündlein frei gehabt! Du siehst dich schon als Hoferwirth am Weinfaß stehen, — oder glaubst du's vielleicht selber nicht, armseliger Schlucker, weil du so verschlagen d'rein schaust, und denkst vielleicht nach, ob man nicht aus einer Holzerhütte einen Bauernhof herausschneiden könnt', oder ob sich von der aufgewärmten Lieb' nicht auch leben ließ? Hätt' ich dich damals aufgebracht, du heimlicher Wilddieb, so wär'st auf's Landgericht gekommen, und der Schwarzmeis' da, die selber noch kaum ausgeschlüpft ist, wär's nie eingefallen, ein Nest zu bauen. Und hätt' ich dir deinen Fuß nicht curirt, könntest jetzt als Einhaxel *) herumstelzen und deinem Schwarzblattl auf der Drehorgel was vorspielen. Aber recht geschieht

---

*) Einbeiniger.

mir, und richtig ist's: Undank ist der Welt Lohn . . . ich hab's schon an einem halben Dutzend erfahren!"

Nach dieser Sturmrede hielt die erboste Almerin die vorgestreckten Hände mit den krallenartig gekrümmten Fingern der sich furchtsam zurückbeugenden Floriane vor das Gesicht.

„Dir, du spindeldünne Schwarzwurzel," rief sie voll Galle, „könnt' ich gleich den ganzen Schopf ausreißen und die Augen auskratzen. Aber ich thu's nicht. Du brauchst sie noch, daß du siehst, wie man deinen Herzliebsten zum Haus hinausjagt."

„Jetzt machst auf der Stelle, daß du fortkommst, sonst vergreif' ich mich an dir!" fuhr der tief gereizte Wendel, der voll Ingrimm und peinlicher Ueberraschung da gesessen, mit Donnerstimme in die Höhe.

„Jetzt ist er schon in der Hitz' auch!" fiel Sepherl auflachend ein. „Ich geh' aber schon; ich kann's ja selber nicht erwarten, bis ich meine Neuigkeit angebracht hab'."

In wüthender Eile schoß sie davon und war den Blicken der bestürzt Nachschauenden im Nu entschwunden.

„Wenn ich nichts davon haben soll," brummte sie laufend im vollsten Zorn vor sich hin, „so laß ich mir den Spaß nicht nehmen, daß ich die Zwei recht ordentlich hineinreib' und schlecht mach' bei der Hoferwirthin. . . . Das ist was für mich," kicherte sie und rieb sich mit boshafter Freude die Hände, „da kann ich meine Zung' einmal ordentlich auf die Weide führen. Wartet, ihr Frischling', ihr sollt an die Sepherl von der Kreuzelalm denken!" drohte sie über die Schulter zurück.

Heftig mit den Händen fechtend und laut vor sich hin redend, lief sie der Waldschenke zu. Plötzlich blieb

sie stehen und brachte unter stürmischen Geberden ihren unumstößlichen Entschluß zum Ausdruck: „Mit dem ist's also wieder nichts . . . und ledig bleib' ich nicht!"

Von gerechtem Zorn ob ihres Unsterns übermannt, stampfte sie mit dem Fuße auf den Waldboden. „Als alte Jungfer sterb' ich nicht, ein Mann muß her und müßt' ich von heut' ab drum barfuß laufen."

Mit diesem Gedanken betrat sie das alte Waldhaus, das sie nach kurzem Aufenthalt mit triumphirender Miene wieder verließ.

7.

Der in sonniger Klarheit strahlende Himmel hatte sich überwölkt, ein scharfkalter Wind strich von den Bergen herüber, und wild durch einander treibende Flocken wirbelten bald in dichten Massen herab. Unempfindlich gegen Kälte und Nässe standen die Liebenden zögernd am Waldessaum.

„Du wirst sehen, Wendel," sagte Floriane in großer Unruhe, „die Person ist unser Unglück. Zorn und Eifersucht schüren in ihr, wenn sie auch sonst nicht bösartig wär'."

„Ich mach' mir nichts daraus," war die gelassene Antwort des Burschen, der seine Fassung wieder gewonnen hatte. „Nur deinetwillen möcht' ich, es wär' uns erspart geblieben, was das unsinnige Weibsbild etwa anrichten mag. Es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist. So kann's doch nicht fortgehen; etwas muß geschehen. Wenn keins von uns den Muth hat,

offen und frei vor die Mutter hinzutreten, muß sie es von Fremden erfahren, wie's um uns steht."

„Ach, wär' es ihr nur anders beigebracht worden!" seufzte das Mädchen in ahnungsvoller Besorgniß.

„Noch heut' muß es sich entscheiden," meinte Wendel. „Es kommt alles darauf an, wie sie die Sach' aufnimmt. Ich geh' jetzt noch mal hinein zu euch. Ist es so, daß der Mutter nur geholfen werden kann, wenn sie dich an einen Geldsack verkuppelt, daß guter Wille und redliche Kraft dazu nicht ausreichen, daß Ehrlichkeit und Treue nichts mehr gelten, — dann sieht es freilich schlimm aus."

„Darf man denn um Geld und Gut zwei Menschen in's Elend stoßen, die sich so unsäglich lieb haben?" rief schmerzlich das Mädchen.

„Es hat so kommen müssen," nickte der Schlager-Wendel mit einem Anflug von Trübsinn. „Läßt man einen Fichtenschößling neben einer jungen Eiche in die Höhe wachsen, so verschlingen sich die Wurzeln tief drin im Boden und später bringt man sie nicht mehr auseinander, ohne daß es ihnen in's Mark greift. Darf ich auch keinen Fuß mehr in dein Vaterhaus setzen, unsere Herzen sind so in einander verwurzelt, daß sie nur mit Gewalt losgerissen werden können, und das geht an's Leben. So hart wird die Brunnsteinerin nicht sein."

„Ja, geh' zu der Mutter, und unser lieber Herrgott steh' dir bei!" sagte Floriane gepreßt. Ihr kamen die Thränen in die Augen, als sie ihm die Hand reichte.

Indeß der junge Bursche auf dem kürzesten Wege dem Hause zuging, wanderte das Mädchen trotz des Unwetters in peinlicher Erwartung noch eine Weile

unter den schützenden Waldbäumen hin, ehe auch sie an's Heimgehen dachte. Ein furchtbarer Schneesturm durchraste das Thal, und als sie vor Nässe triefend endlich zu Hause ankam, dämmerte es bereits.

*

Mit innerm Mißbehagen und darauf vorbereitet, daß er den Unwillen und die Vorwürfe der Hoferwirthin über sich ergehen lassen müsse, aber auch in der Hoffnung, daß sie sich durch sein offenes Auftreten und seine redlichen Absichten besänftigen lassen würde, war Wendel bei der Wittwe eingetreten, die er allein in ihrer Schlafstube traf. Befremdet blieb er an der Thüre stehen.

Welche Veränderung war doch in der kurzen Zwischenzeit mit ihr vorgegangen! Einen so strengen Ernst, eine so finstere Entschlossenheit hatte er nie wahrgenommen in den sanften Zügen der Frau, die ein schweres Geschick schier zu Boden gedrückt hatte.

Es war, als habe die innere Empörung über den ihr kundgewordenen neuen Verrath an ihrem Vertrauen sie so nachdrücklich aus ihrem Gram aufgerüttelt, daß sie sich endlich aufgerafft zu entschiedener Festigkeit. Ihre Gestalt erschien ihm größer, so hoch aufgerichtet stand sie vor ihm, als sie ihn mit zürnenden Blicken näher treten hieß.

„Nur herein, Bursch, du kommst wie gerufen!"

Wenige Schritte hatte er kaum in die Stube gethan, in welcher der Brunnsteiner seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, als sie hart an ihn herantrat.

„Ich will's kurz machen mit dir," sagte sie in einem Tone, wie er ihn nie von ihr gehört. „Die Sepherl vom Kreuzelhof war da, mehr brauchst nicht zu wissen. Du glaubst wohl, so weit ist es schon ge=

kommen mit uns, daß ich meine Tochter einem Holzknecht hinwerf'! Nein, Bursch, so weit ist's noch nicht! Eh' einer ertrinkt, strengt er seine letzte Kraft an und kommt auf's Trockene. Ich hoff', das soll auch mir gelingen, — mit der Gefahr wächst der Muth. Ich hab' große Stück auf dich gehalten, und du hast mich betrogen und schmachvoll hintergangen . . . da lernt man die Menschen verachten! Nicht weil du arm bist, weis' ich dir jetzt die Thür, aber weil ich weiß, daß alles nur Speculation und Hinterlist war, was ich für Dankbarkeit und Treue gehalten hab'. Du hast deine Zeit abgewartet: der Brunnsteiner ist kaum draußen gelegen in der Erde, so hast du seinem Kind den Kopf verdreht, hast dein Spiel mit seiner Wittib getrieben und die Geschicht' mit dem Forstwart erlogen vom Anfang bis zum Ende! Weiß Gott, wer hinter dem Brief steckt! Aber ich bin viel selber schuld, daß ich nichts Besseres erleb' . . . ich hab' den Marder groß gezogen im Taubenschlag!"

Der Schlager-Wendel war keines Wortes mächtig. Ein heftiges Zittern erschütterte die kräftige Gestalt, und er starrte die Hoferwirthin an, als fehle ihm das Verständniß für ihre eben so ungerechte als unwürdige Verdächtigung.

Sie näherte sich einem Tische und zeigte ein bereit gelegtes Bündel Wäsche und einiges Geld.

„Da hab' ich dir einige Thaler und ein paar neue Hemden hergerichtet," sagte sie kurz und scharf. „Nimm das und geh! Die Moidl bleibt bei mir nach wie vor, sie soll's nicht entgelten müssen. Du aber laß dich nicht mehr blicken in meinem Haus!"

Ausgestoßen! Der Gedanke fuhr dem jungen Burschen, der sich nicht von der Stelle rührte, wie ein Schwert

durch die Seele. Indeß er mit der einen Hand krampfhaft in der Brust wühlte, stemmte er die andere an die Wand. Er fühlte seine Kniee wanken, der Schlag hatte sein innerstes Leben getroffen.

„Auf das war ich nicht gefaßt, Wirthin, das hab' ich nicht verdient!" rang es sich wie ein Aufschrei aus seinem zerrissenen Innern. „Kummer und Sorg' müssen dir den Sinn verwirrt haben, sonst könntest du so schlecht nicht von mir denken. . . . Ich bin von geringer Herkunft," fuhr er ruhigern Tones fort, „ein armer Knecht, der keinen Winkel hat, den er sein eigen nennen kann, und kein Stücklein Brod, das er nicht mit seiner Arbeit verdient hat. Aber auch der Aermste hat etwas, auf das er stolz sein kann, und das ist seine Ehr'! Meine Ehr', Hoferwirthin, hab' ich mir rein bewahrt, hab' mich fern gehalten von deiner Flori, weil ich den großen Abstand zwischen uns wohl kenn'. Aber ich will dir sagen, wie's gekommen ist, daß ich meinem Vorsatz untreu geworden bin. . . . Jahrelang trag' ich die Gluth in mir herum; mit aller Kraft hab' ich zu dämpfen gesucht, daß sie nicht heißer aufbrennt da drin," gestand er mit ergreifender Wehmuth und legte die Hand auf's Herz. „Sorgsam hab' ich sie gehütet, wie der Kohlenbrenner seinen Meiler, daß kein Feuer herausschlägt. So wie aber die Flori selber hineingeblasen hat mit vollem Athem in die Gluth, ist sie zur hellen Flamm' aufgelodert, und jetzt löscht den Brand kein Mensch mehr. Reiß' mir das Herz heraus, Hoferin, das allein kann ihn ersticken! Aber so lang das lebendig ist in mir, klopft's für die Flori. Ich geh' und geh' ohne Groll, und nichts nehm' ich mit als das Andenken an das Gute, das ich in deinem Haus genossen hab'."

Die tiefste Bewegung zitterte aus seinen Worten, und sein durch eine brennende Zähre schimmernder Blick nahm Abschied von dem traulichen Raum, der so frohe und so trübe Erinnerungen in ihm weckte. An der Thüre wendete er sich nochmals um.

„Leb' wohl, Hoferwirthin! Ich will nicht im Haß von dir gehen und lieber zu unserm Herrgott beten, daß er uns auf friedlichem Weg wieder zusammenführt!"

Er ging unsicher hinaus und schwankte wie ein Trunkener die Treppe hinab. Als er mit gesenktem Haupte in's Freie trat, hörte er aus der großen Laube seinen Namen rufen.

Das bei dem wilden Schneetreiben schnell hereinbrechende Dunkel erlaubte ihm nicht, die Rufende zu sehen; aber der Klang der Stimme that dem tödtlich verwundeten Herzen wohl.

„Wie ist's gegangen?" flüsterte Floriane und zog den Geliebten an der Hand tiefer in die Laube.

Matt und wie zerschlagen an allen Gliedern ließ sich der Schlager-Wendel an ihrer Seite nieder.

„So weh, wie deine Mutter, hat mir im Leben noch Niemand gethan," sagte er gedrückt. „Es soll ihr verziehen sein; der Kummer muß ihr völlig den Verstand verwirrt haben. Frag' jetzt um nichts, Flori, ich kann nicht reden; mir hämmert die Brust zum Zerspringen."

Als er sich von der ersten Erschütterung erholt hatte, erzählte er in Kürze das Vorgefallene.

„Ich hab's gewußt, daß es so komme," sagte das Mädchen, und ein nagender Schmerz sprach aus den wenigen Worten.

„Für jetzt müssen wir uns dem Willen deiner Mutter fügen," erklärte Wendel. „Es wird der Tag nicht ausbleiben, wo sie ihr Unrecht einsieht. Jetzt kommt eine schwere Zeit über uns . . . Wirst du stark sein, Flori, wirst du den Wendel nicht vergessen, weil du ihn nicht alle Tage siehst?" Er nahm sie bei der Hand und legte den Arm um ihre Schulter.

„Was das für Zweifel sind!" sagte Floriane, und sie suchte ihre ganze Liebe in ihre Antwort zu legen. „Du hast den Vater nicht verlassen bis zu seinem letzten Athemzug, — ich will auch dich nicht verlassen. Und sollt' die Mutter ihr Herz gegen mich verhärten, so will ich für sie beten. Unser lieber Herr wird sie erleuchten, daß sie erkennt, wo ihre wahren Freunde sind."

„Ich vertrau' dir, Flori! Machen wir's kurz mit dem Abschiednehmen. Was sollen wir uns das Herz noch schwerer machen? Ich geh' ja nicht fort aus der Heimath, und zur rechten Zeit werd' ich mich anpürschen an das Haus und scharf ausschauen, wie der Jäger auf dem Wechsel. Und willst mir Botschaft sagen, so leg' einen Zettel unter den Betschemel beim Marterl vom Kugler-Staches. Bleib' standhaft, Flori, und jetzt behüt dich Gott!"

Einen heißen Kuß preßte er auf die zuckenden Lippen des Mädchens, das ihn fest umklammert hielt, bis er ihm sanft die Arme löste.

„Geh' jetzt hinein," sprach er ihr liebevoll zu, „es muß sein! Und schick' mir mein Mutterl heraus. Ich muß ihr sagen, daß ihr der Wendel keine Unehr' gemacht hat, was sie auch hören mag über ihn."

Noch einen Händedruck und Floriane schlich traurig und hoffnungslos über den Hof dem hintern Eingange zu.

Es dauerte nicht lange, so wurde sie aus der Schenkstube, wo heute bei dem wüthenden Schneewetter noch kein Gast sich eingefunden hatte, zu ihrer Mutter geholt. Fröstelnd folgte sie dem Rufe.

Der Anblick ihrer bebenden blassen Tochter rührte selbst die tief gekränkte, zürnende Mutter, und nicht ohne Ueberwindung ging sie so streng mit ihr in's Gericht, wie ihrer Ueberzeugung nach sie es verdient hatte.

„Du hast dich weit vergessen . . . steigt dir nicht die Schamröth' in's Gesicht, wenn du vor deine Mutter hintrittst?" rief sie mit hartem Ausdruck. „Daß aus der Liebschaft nichts werden kann, die du hinter meinem Rücken angesponnen hast, wird dir der Bursch gesagt haben, den ich hinausgejagt hab' aus dem Haus, wo er von klein auf aus und ein gegangen ist. Und jetzt hör' mich an! Du weißt, was uns bevorsteht . . . der Moosbauer gibt nicht nach und das Oberforstamt macht Ernst! Du mußt dem Franzl dein Jawort geben, sonst kann uns nichts mehr retten! Daß er am Unglück des Vaters schuld sein soll, das sagt ihm Niemand nach wie der verlogene Wendel. Jetzt frag' ich dich zum letzten Mal . . . willst, daß ich vergessen soll, was du mir angethan hast? Willst das Verderben von deiner Mutter und dem Elternhause abwenden und von dem Burschen lassen?"

„Niemals, Mutter!" stieß Floriane, das tiefgesenkte Haupt erhebend, mit erstickter Stimme hervor. „So wahr ein Gott im Himmel lebt . . . der Wendel ist ohne Falsch! Ihn trifft keine Schuld: ist eins von uns straffällig, so bin ich's. Ich will auf alles verzichten. Theil' mein Erbgut unter meine Geschwister, laß mich arbeiten wie eine Magd, laß mich Noth leiden, halte mich kurz in allem, ich will's in Demuth

hinnehmen. Aber sei barmherzig, Mutter, und nimm mir das Einzige nicht, was mir das Leben noch werth macht, die Hoffnung auf den Wendel! Laß dich erweichen," flehte sie, und die dunkeln, thränenvollen Augen zu der Mutter gehoben, warf sie sich vor ihr auf die Kniee, „laß mir meine Lieb'... sei barmherzig, Mutter!"

„Steh' auf und nenne diese Namen nicht mehr!" rief die Wittwe, die durch die wiederholte Weigerung auf's tiefste gereizt und gekränkt war, in leidenschaftlicher Erbitterung. Du hast keine Mutter, hast keine Heimath mehr, du ungerathene, lieblose Dirn! Deiner Jugend allein hast es zu danken, daß dich nicht mein Fluch trifft!" fuhr sie in einem weniger heftigen, aber entschiedenen Tone fort. „Droben in der Kammer steht die braune Truhe. Da hinein packst heute noch deine Sachen und morgen früh gehst zu der Base in Meran. Kannst du nicht die gehorsame Tochter im Vaterhause sein, so sollst den letzten Dienstboten auswärts machen. Ich schreib' auf der Stell' an die Base."

Um ihre schmerzlichen Empfindungen vor der Tochter zu verbergen und nicht nochmals ihren herzbewegenden Bitten ausgesetzt zu sein, verließ die Hoferwirthin hastig die Stube, aus der bald darauf auch Floriane, wie von einem Fieber geschüttelt, in die Kammer hinaufstieg.

8.

Das Abendgeläute des Dorfkirchleins hallte heute bald in schrillen, bald in leise zitternden Tönen, je nachdem der Sturm die Schallwellen zerriß, durch das Thal. Der scharfe Nordwest, der in den letzten

Stunden mit schneidender Kälte über die Gegend hingepfiffen, war einem mit mächtigen Schwingen heransausenden, ein Gemisch von feinem Sprühregen und großen, schweren Flocken durch einander peitschenden Südwinde gewichen. Den frischgefallenen Schnee in Wasserströme verwandelnd, füllte die warme Luftströmung die kaum versiechten Rinnen wieder, und von den niederstürzenden Bächen brauste und donnerte es an den Felswänden herab, daß die ausgetrockneten Kiesbette die ihnen zugeführten Fluthen kaum faßten. Mit immer heftigerer Gewalt wüthete der Sturm, entwurzelte Bäume und gebrochene Aeste vor sich her rollend.

Es war eine finstere, unheimliche Nacht, die noch unheimlicher wurde, als ein Bote, halb vom Sturm getragen, von einem der zerstreuten Gehöfte zum andern stürzte, mit mächtig lautem Ruf die Schreckensbotschaft bringend: „Der Föhn! Der Föhn! Löscht Feuer und Licht!“ Und fort jagte er wie auf Windesflügeln, seinen Warnungsruf weiterhin zu verkünden.

Bald rauchte kein Schornstein mehr; ängstlich hütete der Hausvater das Flämmchen, um das er mit Weib und Kind saß. Klein und groß horchte mit beklemmtem Athem auf das Brausen und Toben des gefürchteten Gastes. Der Hochwald ächzte und stöhnte; es war, als rufe er um Hülfe herab gegen das Ungethüm, das in seinem Geäste unerbittlich zauste und rüttelte und die stärksten Stämme brach. Einstürzende Kamine prasselten über die Dächer, die dürren Legschindeln flogen pfeifend und schwirrend durch die Luft. So oft der Orcan ausgetobt zu haben schien, setzte er mit wildem Ungestüm von neuem ein, als wolle er mit seinem ganzen Zorn über das friedliche Thal hin-

stürmen, um alles, was Menschenhand geschaffen, zu vernichten und zu verwüsten.

Unbarmherzig rüttelte er an den leicht gebauten Berghäuschen, als müsse er sie von der Erde fegen. Die Dorfstraße bildete längst einen kleinen See, und bei dem Gußregen, der auf den Schneefall folgte, schwoll er höher und höher, bis er plätschernd alle Vertiefungen und Gräben füllte und sich zu einer weiten Wasserfläche ausbreitete.

Ein heißes Gebet zum Herrn sendend, Er möge seine starke Hand über ihr dürftiges kleines Obdach halten, das bereits im Wasser schwamm, lag gar manche Familie im Finstern auf den Knieen, und so oft die rasenden Windstöße die dünnen Holzwände erzittern ließen und zum Schwanken brachten, mischten sich Laute des Entsetzens in das rührende Flehen der Bedrängten.

Auch in der Hoferschenke, die an diesem Abend kein fröhlicher Zecher aufgesucht hatte, rasselte und krachte es durch alle Stockwerke. Wie in gewaltigem Grimme, daß der feste steinerne Unterbau des alten Hauses seinem stürmischen Anprall trotzte, heulte der Orcan wüthend um die Ecke, als müsse er die Grundfesten erschüttern. Zum Glück hatte das Gebäude eine weniger hohe Lage als die Wohnsitze der Umgebung, auch war es in den Schutz des Waldes eingebaut. Trotzdem tastete sich die wachsame Hausmutter in später Stunde noch und im Finstern durch alle Gelasse und Gänge treppauf, treppab, ob nirgends ein Verderben drohendes Fünklein zu erspähen sei. Dann erst kehrte sie mit schwerem Herzen in ihre an der Rückseite des Hauses gelegene Stube zurück, um nach den traurigen Erlebnissen des Tages einer ruhelosen Nacht entgegenzugehen.

Den schmerzlichen Eindrücken, die ihr Gemüth bewegt hatten, folgte jedoch eine so große Abspannung aller Kräfte, daß die Natur endlich ihre Rechte forderte. Die bekümmerte Wittwe hatte ihr Abendgebet noch auf den Lippen, als ein wohlthätiger Schlaf ihr die Lider schloß. Doch war Mitternacht kaum vorüber, als ein seltsames Traumbild zwischen den ruhigen Schlummer trat.

Sie schaukelte sich mit ihren Kindern in einem Kahne auf dem Wasser und vernahm das leise Anschlagen der Wellen an dem leichten Fahrzeug. Da plötzlich schlug ein Angstschrei an ihr Ohr. Ihr kleines Mädchen hatte ihn ausgestoßen. „Mutter!“ schrie es noch beweglicher. Sie zuckte empor und breitete die Arme aus — Floriane wollte sich über Bord stürzen, und wie bereit, sie zu verschlingen, leckten und trieben die Wogen heran! Es war ein schauerlicher Augenblick, tausendfaches Weh durchbohrte ihr Mutterherz. Mit einem halb erstickten Schrei fuhr sie auf ihrem Lager empor, und glücklich, daß es nur ein Traum gewesen, was sie bis in's Mark erzittern ließ, faltete sie inbrünstig die Hände und suchte die wirren Gedanken zu ordnen. Es gelang ihr nur halb; denn immer wieder vernahm sie denselben ängstlichen Ruf — ein heftiges Rütteln an ihrer Thüre.

„Steh auf, um Himmels willen, Mutter! Das halbe Haus steht unter Wasser, es dringt schon zur Thür in den Hausgang herein!“

Eine heftige Unruhe regte sich in ihr. Sie rieb sich die Stirne — wachte oder träumte sie? Das war die Stimme ihrer Tochter, der sie auch jetzt, sie fühlte es mit unabweisbarer Gewalt, noch die zärtlichste Mutter war. Gütiger Gott — es war kein Traum

mehr! Diese Ueberlegung trieb sie aus dem Bett. Sie öffnete. Floriane stand draußen im Dunkel und wiederholte schreckensbang ihre Meldung.

„Bist auch bei Sinnen?“ rief die Frau. „Wo soll das Wasser herkommen? Bei uns ist eine Ueberschwemmung nicht möglich, es ist kein Bach in der Näh’.“

Sie ging zum Fenster und schlug den Laden auf. Der Sturm hatte nachgelassen, dafür schien der Himmel alle Schleusen aufgethan zu haben. Wolkenbruchartig stürzte draußen der Regen nieder, und mit großer Anstrengung nur vermochte das Auge auf kurze Entfernung das nächtliche Dunkel zu durchdringen.

Der erste Blick des Mädchens, das an ihre Seite getreten war, richtete sich unwillkürlich nach jener Waldhöhe, auf der Wendel’s Hütte stand, und erst als sie überlegt, daß so hoch oben durch Wassersnoth ihm wohl keine Gefahr drohe, folgte sie dem Blick der Mutter.

„Dort war doch immer dicker Wald,“ rief diese und zeigte erschrocken gegen Süden; „jetzt zieht sich eine breite Gass’ durch die Bäume.“

„Und der weiße Schein dort, der in so starker Bewegung ist,“ sagte Floriane kurz athmend, „das muß Hochwasser sein.“

„Aber wo soll mit einem Mal ein ganzer Fluß herkommen?“ warf die aufgeregte Frau zweifelnd ein.

Hätte sie geahnt, welch ein gewaltiges Naturereigniß unweit Zirl die grauenvollste Verwüstung angerichtet, sie hätte ihre Fassung nicht so lange behalten. Eine mächtige Lawine war dort mit verheerender Gewalt und wie mit furchtbarem Donnerrollen niedergegangen, so daß die Umgebung weitum erzitterte. Es war, als wälze sich ein ganzer Berg herab. Erdschichten, Felstrümmer und starke Stämme, geknickt wie

Strohhalme, stürzte sie in ihrem Innern mit zu Thale und überdeckte haushoch den vom Schneewasser angeschwollenen Mühlbach. Wie vor Wuth über das Hemmniß, das ihm den Weg verrammte, raste dieser hoch aufschäumend; doch ohnmächtig dem Riesendamme gegenüber, wuchs er zum reißenden Strome. Seine Eindämmung unterwühlend, sprengte er plötzlich seine Fesseln. Kaum hatte der Wogenschwall freie Bahn, so riß er alles nieder, was ihm in den Lauf kam. Bäume und Fachwerk auf seinem Rücken tragend, brach er an der Stelle, nach welcher die beiden Frauen in ängstlicher Spannung blickten, durch den hochstämmigen Wald, um sich mit aller Wucht in das überschwemmte Thal zu stürzen.

Mittlerweile waren alle Bewohner der Hoferschenke herbeigekommen und um die Wirthin versammelt, welche auch ihre jüngern Kinder aus den Betten geholt hatte. Sie eilten in die vordere Stube. Von hier aus ließ sich der Umfang der Zerstörung, die das entfesselte Element angerichtet, in seiner ganzen Größe überschauen. Wo war der üppige junge Fichtenschlag vor dem Hause hingekommen, dessen schwanke Wipfel sich gestern noch im Sonnenschein gewiegt? Ein wildwogender See rauschte an seiner Stelle, dem vom Waldbruch her ein brausender Strom mit schwindelnder Hast sich zuwälzte.

In der Hoferwirthin hatten die nachwirkende Erschütterung ihres Traumes und die Bestürzung über die so schnell hereingebrochene Gefahr allen Groll gegen die Tochter ausgelöscht.

„Mutter, da schwimmt ein Bett und dort ein ganzes Hausdach!“ rief Floriane mit zitternder Stimme. „Und hörst du nicht Hülferufe, arbeitet sich nicht ein Mensch durch das Wasser?“

Alle strengten sich an, die auf hoher Fluth schwimmenden Gegenstände zu unterscheiden. Sie hatten keine Ahnung, daß die zerstörende Fluth schon an ihrem eigenen Untergange arbeitete, während sie so in größter Angst beisammenstanden, sich aber hier im Oberstock vorerst in Sicherheit wähnten.

Ein Stoß entwurzelter Bäume hatte sich hinter dem im Wasser schwimmenden Hause so fest angeschwemmt, daß sich die Fluth mit wildem Getöse darüber hinstürzte, wie über ein Wehr. An der Hausecke bildete der in fortwährendem Steigen begriffene Strom einen Wirbel, der immer tiefer und tiefer bohrte und den Pfeiler, der dem wüthenden Sturm so brav getrotzt, mehr und mehr unterwühlte. Stein um Stein bröckelte aus der Grundmauer, als würde sie von nagenden Zähnen bearbeitet.

Ein gellender Schrei im Innern jagte plötzlich alle von den Fenstern hinweg, und da erst fiel es einem Jeden schwer auf's Herz, wer unter ihnen fehlte. Der Mittelbau des Hauses war zusammengebrochen, und der Schrei, der sie tödtlich erschreckt, war der letzte Hülferuf von Wendel's alter Mutter gewesen, die mit der Treppe in den Keller gestürzt war. In der herrschenden Verwirrung hatte man des Weibleins vergessen, das seine Kammer im Erdgeschoß hatte, wo das Wasser schon bis an die Fenster reichte. Die Alte war auf der Flucht in den obern Stock vom Verderben ereilt worden.

Hülfbereit stürzten Alle nach der Thüre, die aber jedem Versuche, sie zu öffnen, hartnäckig widerstand. Das Haus hatte sich bereits gesenkt und fing zu wanken an. Jetzt erkannte die Hoferwirthin die unabwendbare Todesgefahr, in der sie alle schwebten.

„Betet, Kinder, betet, ihr Leute!“ stammelte sie in tiefster Bewegung. „Wir sind verloren, das Haus bricht über uns zusammen!“

Keine Hülfe, kein Rückzug mehr . . . und vor ihnen das nasse Grab — stumm und schreckensbleich starrten die von aller Rettung Abgeschnittenen einander an.

Ein jäher Aufschrei — und mit donnerartigem Getöse stürzte der größte Theil der unterwühlten Mauer des Erdgeschosses in den Gischt der hoch aufspritzenden Wellen. Der Holzbau, der die Unglücklichen barg, hing nur noch schief an dem Reste des Gemäuers, mit dem er zusammengezimmert war. An die Fensterkreuze und Pfeiler geklammert, sahen sie dem Tode in's Angesicht.

9.

Mit rosigem Glanze stieg nach dieser grauenvollen Nacht die Sonne aus dem Osten herauf, und ihre ersten Lichter fielen auf eine unübersehbare, schauerliche Wasserfläche, auf bleiche Jammergestalten, die auf den Dächern ihrer Häuser kauerten und die gerungenen Hände zum Himmel streckten.

Mit gebrochener Stimme betete die Hoferwirthin gottergeben ihren Kindern und Dienstleuten vor, oft unterbrochen durch das Angstgeschrei der Kleinen und das Schluchzen ihrer Umgebung. Im Begriff, vor den ewigen Richter zu treten, betete sie für die Ruhe der ersten Abgeschiedenen unter ihnen.

Da schlang sich ein Tau um ein Fensterkreuz, und ein starker Arm befestigte es.

„Wendel!“ schrie Floriane auf. Sie zuerst hatte in der über und über mit Schlamm bedeckten, durchnäßten Gestalt, die plötzlich vor ihnen aufgetaucht war, den Geliebten erkannt, der ihnen Allen wie ein Abgesandter des Himmels erschien.

Trotz der Bitterkeit, mit der seine Seele getränkt war, hatte der Schlager-Wendel die Sturmnacht auf Wache zugebracht und die wachsende Gefahr scharf beobachtet, um in der Stunde der Noth bereit zu sein. Ohne eine Minute zu verlieren, ohne einen Augenblick zu schwanken in seinem Entschluß, hatte er nach Flößerart eine Anzahl am Rande des Wassers angestauter Baumstämme verbunden und die Thüre und Läden seiner Hütte, von ihm mit unsäglicher Mühe herabgeschleppt, so gut als möglich darauf befestigt. Den sehnigen Arm mit einer riesigen Floßstange bewehrt, hatte er den Kampf mit dem wüthenden Element aufgenommen und sein Floß der Hoferschenke zugelenkt.

Nicht allein die Angst um diejenigen, die seinem Herzen am nächsten standen, um die alte Mutter, um Floriane, hatte ihn hergeführt. Ihn bekümmerte auch das Loos der Wittwe und der jungen Waisen. In der unerschütterlichen Treue, mit der er auch jetzt noch an allem festhielt, was mit dem Brunnsteinerhaus zusammenhing, hatte der kühne junge Tiroler fast übermenschliche Kraft gefunden, bis es ihm gelang, dicht unter den Fenstern der Bedrängten anzulegen. Ohne eine Wort zu verlieren, begann er sein Rettungswerk. Schnell war es vollbracht, und den letzten der Geretteten hatte er kaum auf das gebrechliche, heftig schwankende Floß gehoben, auf dem sich alle angstvoll an einander klammerten, als auch der Rest des Hauses sich senkte und mit Einsturz drohte.

„Mutterl, mein Mutterl!“ rief da der brave Bursch, dessen Auge während der mit athemloser Eile bewerkstelligten Hülfeleistung immer banger nach dem greisen Mütterlein geforscht, mit einer zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Stimme in das Trümmerwerk des Hauses. Ein angstvoller Blick nach rückwärts auf die Geborgenen ließ ihn in ihren Mienen und Geberden lesen, was geschehen war. Ein wilder Schrei brach aus dem Herzen des Sohnes, — doch im nächsten Moment raffte er sich auf, schnitt rasch das Seil durch und ergriff die Ruderstange.

Er sah die Gefahr von Secunde zu Secunde wachsen und fühlte, daß er sich jetzt, sollten die Wellen nicht sie Alle verschlingen, nicht erdrücken lassen dürfe von seinem Schmerz. Mit der äußersten Kraftanstrengung brachte er das Floß aus der tosenden Brandung. Doch als es dann, gegen das Ufer gerudert, in ruhigerm Wasser forttrieb, brach das zurückgehaltene Weh um so stärker hervor.

Er war wie niedergeschmettert von dem grausamen Ende des guten alten Mütterleins. Schwere Thränen rollten dem beherzten Burschen über die wetterbraune Wange; und obgleich Floriane ihm leise tröstend die Hand preßte, bebte und schwankte die starke Gestalt, als wolle sie zusammenbrechen unter diesem neuen Schlage. Nur die heiße Sorge für die ihm Anvertrauten hielt ihn aufrecht.

„Gerettet!“ rief er, als er seine Ladung glücklich an's Land gebracht, und „Gerettet!“ hallte es in der Brust eines Jeden wieder, der mit seinem Beistand festen Boden betrat. Der sonnenhelle Tag beleuchtete die schauerliche Verheerung, und blutenden Herzens warf

die verarmte Wittwe einen Blick zurück nach der Unglücksstätte. Wo war das Erbe, der Stolz der Familie Brunnsteiner geblieben, wo sie die langen Jahre hindurch im Frieden gewirthschaftet und so viel Glück und Leid erfahren? Die von der nachdrängenden Hochfluth aufgepeitschten Wellen verbargen die Stelle, wo das stattliche Gasthaus „zum Hofer-Anderl" gestanden.

Es war ein stiller Trauerzug, der sich unter Wendel's Führung in der Morgenfrische den Bergweg hinauf bewegte zu seiner Holzerhütte. Doch kaum sah der Bursche seine Schützlinge in dem engen Raum nothdürftig untergebracht, als er muthig wieder auszog, um zu retten, wo noch zu retten war. Er erkannte sein Heimathdorf nicht mehr und mußte sich erst umsehen in der Umgebung, ehe er sein Floß abstieß. Nur vereinzelte Giebel, die aus dem Wasser emporragten, bezeichneten ihm die Richtung. Wo gestern noch das freundliche Försterhaus gestanden, brach heute der Strom aus dem Walde.

Manche Leiche war schon aus dem Wasser gehoben, und sein überfülltes Fahrzeug war dem Sinken nahe, so viele Menschen hatte er von Dächern und Bäumen herabgeholt, da vernahm er hinter sich den schwachen Hülferuf eines von der Strömung Fortgerissenen. Er konnte nicht mehr zurück, wollte er das Leben der bereits Aufgenommenen nicht gefährden. Beruhigt ruderte er weiter, als er gewahrte, wie dem in den Wellen Treibenden von einem am Ufer angeschwemmten Schindeldach eine hülfreiche Hand sich entgegenstreckte.

Es war die stämmige Sennerin von der Kreuzelalm, die sich geraume Zeit schon tapfer der Verunglückten angenommen und mehr wie ein Menschenleben dem sichern Tode entrissen hatte. Sie hatte den Kopf

des mit den Wogen Ringenden an den buschigen schwarzen Haaren kaum in die Höhe gezogen, als sie lachend ausrief: „Das ist ja gar der Förster-Franzl!“ Und schnell stieß sie die Hand zurück, mit der er sich an das alte Dach zu klammern suchte, auf dem sie stand.

„Wart’, Bürschel, jetzt hab’ ich dich und die Gelegenheit beim Schopf!“ rief sie übermüthig. „Nun hör’, was ich dir sag’. Zuerst machen wir einen Vertrag! Der Gottseibeiuns hat dich schon mit einer Krall’ beim Genick — wenn du mich aber heirathest, soll er dich für diesmal noch nicht kriegen. Willst in’s Zuchthaus, willst ertrinken oder willst mein Mann werden? . . . Ich laß dir die Wahl. . . . Gelob’s geschwind, wenn du für’s Heirathen bist!“

Mit starken Armen hob sie den Jäger über dem Wasserspiegel empor und hielt ihn in die Fluth hinaus.

„Hab’ Erbarmen, Sepherl, rette mich!“ keuchte der zum Tode Ermattete.

„Nichts da, zuerst versprichst mir, daß du mich nehmen willst!“

„Ja, gern, wenn du mir hilfst,“ versprach der Forstwart in Todesängsten. Wenn er sich nicht rasch entschloß, glaubte er sich des Aergsten versehen zu müssen.

„So ist’s recht,“ nickte die Sennerin mit aller Seelenruhe, dann zog sie ihn aufs Dach herauf und murmelte innerlich erfreut: „So, jetzt hab’ ich mir einen herausgefischt . . . der Fisch kommt mir nimmer aus!“

Zu dem vor Schwäche fast besinnungslos auf der nassen Erde liegenden Jäger gewendet, wollte sie ihn in ihrer Großmuth frei über sein Schicksal bestimmen lassen. Sie legte ihm, nachdem er, wie sie meinte,

Zeit genug zur Ueberlegung gehabt, ihre inhaltsschwere Frage nun allen Ernstes nochmals vor.

„Sag's grad heraus, Franzl . . . wenn's dich reut, ich werf dich gleich wieder hinein!"

Er schüttelte matt den Kopf, und seine hochherzige Retterin, die heute über Riesenkräfte zu verfügen schien, hob ihn mit ihren starken Armen empor.

„Jetzt schaff' ich dich zu uns am Kreuzelhof hinauf; dein Vater ist auch droben. . . . Aber daß du's gleich weißt, ein frischer Mann mußt erst werden. Ich richt dich schon zusammen."

Ob er die Unthat begangen, deren die Sennerin dem Schlager-Wendel gegenüber ihn bezichtigt hatte, ob sein Gewissen rein war von aller Schuld — in seiner verzweifelten Miene stand leserlich geschrieben, daß ihm in ihren Armen zu Muthe war, als sei er von der irdischen Gerechtigkeit ereilt worden.

*

Mehrere Tage waren hingegangen, ehe es dem bei Zirl ausgetretenen Mühlbach gelang, sich seinen Weg durch die niedergestürzte Lawine zu bahnen. Endlich war er wieder zurückgegangen in sein altes Bett, und alle Tiefen aufsuchend, um sich da und dort in Tümpeln zu sammeln, hatten die Wasser sich schnell verlaufen. Da erst rollte sich das Bild unsäglichen Elends vollends auf.

Die Ruinen der Häuser boten einen kläglichen Anblick. Von allen Seiten kehrten die Flüchtlinge zurück, um gepreßten Herzens ihre Heimstätten aufzusuchen. Gar manchem um Hab und Gut gebrachten Bergler zeigten nur die eingerammten Pfähle noch, wo einst sein Herd geraucht. Ein anderer saß gebrochen auf

einem Mauerreste und schaute leblosen Blickes nach der Stelle, auf der die Wiege seiner Kinder gestanden. Und suchte sein Auge Garten und Feld, so erlosch auch noch das letzte, schwach aufflackernde Hoffnungsfünklein in ihm. Denn dort, wo er sie im Schweiße seines Angesichts bebaut, wo sie gegrünt und Früchte getragen, waren nur mehr Schutthalden zu schauen.

Die Todten wurden der Erde übergeben, und die Lebenden schickten sich an, den Kampf des Lebens mühselig weiter zu kämpfen.

Auch der arme Schlager-Wendel war herabgekommen aus seiner Hütte, die jetzt noch Aermern ein Zufluchtsort geworden. Mit wechselnden Gefühlen stand er vor dem Trümmerhaufen, der die Ueberreste des Brunnsteinerhofes bildete.

War nun Floriane nicht besitzlos wie er? War er ihr nicht ebenbürtig? Hatte nicht ein hartes Geschick die Kluft ausgefüllt, die zwischen ihm und seinem Glück gegähnt? Immer und immer wieder legte er sich diese Fragen vor. Doch nicht die traurige Befriedigung war es, die ihm das leise Ja aus seinem Innern gewährte, was ihn so hastig zur Arbeit greifen und sie so rastlos fördern ließ. Es war der nagende Gram, der in ihm wühlte.

„Soll ich denn mein gutes, armes Mutterl," mußte er sich unaufhörlich sagen, „gar nimmer, auch im Tod nicht mehr sehen? Soll ich's nicht in geweihte Erd' legen, an ihrem Grab nicht beten können?"

Jeder Gefahr trotzend, drang er durch Schutt und Gebälke in den Keller ein. Knietief im Wasser stehend, suchte er in dem dämmerigen Halbdunkel in allen Winkeln und Ecken, ohne das Geringste zu entdecken. Schon gab er alle Hoffnung auf, da stieß er auf eine

dünne Zwischenmauer, die auch schon vom Wasser angefressen war. Mit aller Kraft stemmte er sich dagegen, um sie zum Falle zu bringen. Als das Gemäuer nun zusammenstürzte, zog das Wasser in den dahinter liegenden engen Raum ab und schwemmte ihm die Leiche seiner Mutter vor die Füße.

Bis in's tiefste Herz erschüttert, nahm er die erstarrte Hülle auf. Sie schien äußerlich unverletzt und das gute, alte Gesicht zeigte den friedlichen Ausdruck einer Schlafenden. Mit der theuern Bürde dem Ausgange zuschreitend, stieß er gegen ein Hinderniß und gewahrte zwei schwere, eisenbeschlagene Truhen, die immer sichtbarer aus dem durch eine Oeffnung im Boden rasch ablaufenden Wasser hervorragten und innerhalb der Zwischenwand gestanden hatten. Von einem plötzlichen Einfall erfaßt, häufte er größere Holzstücke über die Kisten, ehe er schmerzerfüllt für die Fortschaffung der Leiche sorgte.

Mit dem erdrückenden Vorgefühl, daß die Geliebte ihm in Folge dieses Fundes von neuem verloren sein könne, theilte er ihr seine Entdeckung noch an demselben Abend mit. Am darauf folgenden Tage in früher Morgenstunde schon fand sich die Brunnsteinerin mit ihrer Tochter in den Kellerräumen ein.

Bald von einem Hoffnungsstrahl, bald von bangen Zweifeln durchzuckt, hatte die hartgeprüfte Frau die Sage von den reichen Schätzen des Ahnherrn ihrer Kinder und von dem spurlosen Verschwinden derselben sich in's Gedächtniß gerufen. Sollten sie nicht in Feindeshand gefallen, sondern durch eine wunderbare Fügung die vielen Jahre hindurch hier verborgen und behütet gewesen sein?

Sofort ging man an das Aufbrechen der Kisten. Durch einige kräftige Schläge mit der schweren Holzaxt trennte Wendel die morschen Deckel von den Truhen. Sprachlos staunten sie den Inhalt an. Theils in Säcken und Rollen, theils offen daliegend, lachte ihnen ein ungeahnter Reichthum in Gold- und Silbermünzen entgegen. Die Wittwe faltete nassen Auges die Hände, und lange wagte Niemand, den Schatz zu berühren.

Während die Mutter in stillem Gebete da stand, ergriff Floriane eine Pergamentrolle, die in einem der Behälter obenauf lag, und bei dem matt einfallenden Lichte versuchte sie, den mit großen altmodischen Buchstaben geschriebenen Wortlaut des vergilbten Schriftstückes zu entziffern.

„Ich, Sebastian Brunnsteiner," las sie mit bebender Stimme, „Erbauer dieses Gasthauses »Zum Brunnsteiner-Wastl«, hab' die alten Männer von Tirol in meinen Heimaththälern aufgeboten, und mit diesem letzten Aufgebot ziehe ich morgen gegen den Feind. In guter Fürsorge für Weib und Kind und alle meine Nachkommen, und daß es nicht in die Hände des Feindes fällt, so habe ich mein erworbenes Gut in diesem Keller vermauert. Martin Enzinger ist der Einzige, der davon weiß. Ich hoffe zu Gott, daß einer von uns mit heiler Haut zurückkehrt. Hat es aber der Herr anders beschlossen, und sollten auch Weib und Kind in diesem grausamen Krieg umkommen, so ist nur der erbberechtigt, der in gerader Linie vom Sebastian Brunnsteiner abstammt.

„Gott schütze meine Nachkommen, Gott schütze mein schönes, liebes Land Tirol!

Sebastian Brunnsteiner
im Kriegsjahr 1809."

„Flori, wir müssen Gott auf den Knieen danken für diese Hülfe!“ rief die Wittwe. „Wir allein sind berechtigt, den Schatz zu heben; er ist unser Eigenthum. Der Brunnsteiner-Wastl ist der leibliche Großvater deines Vaters. Jetzt hat alle Noth ein Ende; nach der Heimsuchung dieser Nacht werden unsere Feinde an keine Rache mehr denken. Wir können wieder aufbauen und auch den Aermsten unter unsern Unglücksgefährten beispringen. Das bringt Segen in's neue Haus.“

„Und Wendel?“ kam es mit bangem Ausdruck von den erblaßten Lippen des Mädchens.

Mit bedrücktem Gemüth kehrte sich die Mutter ab. So oft es ihr in den Sinn kam, zu welchem bittern Unrecht gegen den jungen Burschen sie in ihrer gereizten Stimmung und in der Uebereilung an dem Abend vor jener Sturmnacht sich hatte hinreißen lassen, beschlich sie ein heißes Gefühl der Beschämung. Einer Antwort ausweichend, traf sie rasch die Anordnung, die nothdürftig wieder verschlossenen Truhen in sichern Gewahrsam zu bringen. Die Zeit drängte, und kaum war die wichtige Sache erledigt, so riefen schon die Glockentöne, melancholisch das Thal durchhallend, zum letzten Gange für die alte Schlagerin.

Sie trafen noch rechtzeitig vor dem von einer Anhöhe herabschauenden Kirchhof ein und schlossen sich mit stiller Wehmuth dem Trauerzuge an. Eine Reihe frischer Grabhügel war schon aufgeworfen, und als der neue sich über dem eingesenkten Sarge wölbte, schien ein Geist der Versöhnung über dieser letzten Ruhestätte zu wehen. Mit ergreifender Abbitte suchte der Blick der Hoferwirthin das Auge des opferwilligen, in Treue festen, thatbereiten Freundes und Helfers, dem sie und ihre Kinder Leben und Wohlstand dankten. Trübe

lächelnd nahm Floriane die treuherzig dargebotene Hand der Sennerin von der Kreuzelalm, die in Begleitung des finster blickenden Forstwarts in ihrem schönsten Aufputz gekommen war, dem allgemein beliebten Mütterlein einen Kranz auf das Grab zu legen.

Wendel sah von dem allem nichts. Innerlich gebrochen und wie betäubt wankte er hinaus aus dem Friedhof. In dumpfem Hinbrüten lehnte er seitab draußen an der Mauer.

„Jetzt hab' ich alles verloren," schrie er plötzlich auf, „hab' nicht einmal mein Mutterl mehr!"

„Du sollst nicht allein stehen, Wendel," flüsterte ihm da eine bewegte Stimme zu. „Darf ich nicht deine Mutter sein?"

Als er aufsah, schaute er der Brunnsteinerin in's Gesicht. Röthe und Blässe wechselten darin.

„Und kannst du nicht vergessen, nicht verzeihen," sagte sie herzlich, „so hab' ich da eine Fürsprecherin."

Mit einem Lächeln stillen Glücks in dem rosig überhauchten, wunderlieben Antlitz legte die ihm von der Mutter zugeführte Floriane ihre Hand in die seinige.

Der Schlager-Wendel richtete sich hoch auf. Es kam wieder Bewegung in seine Glieder und frisches Leben in sein hoffnungsarmes Herz; die übermächtige Empfindung aber hielt ihm die Zunge gebunden.

„Meinst nicht, daß die Flori alles wieder gut macht bei dir?" fragte die Wittwe.

„Sie wird's zuwege bringen!" jubelte er mit aufleuchtenden Augen.

1. Band: Trüber Morgen, goldener Tag.

Roman von Maria Lenzen di Sebregondi.

„Der Roman beweist die überaus glückiche Sorgfalt des Verlegers für sein neues Unternehmen; um es recht volksthümlich zu nachen, wählt er nur das Allerbeste. Nicht llein, daß die eigentliche Erzählung fein erunden und tief empfunden ist, daß e von hohem sittlichem Geiste getragen und elebt wird, sie ist auch auf das spannendste ntwickelt und gesteigert und enthält sehr zahleiche von trefflichster Lebenskenntniß und Chaakterforschung zeugende Einzelheiten, welche nur n ganz bedeutendes schriftstellerisches Talent glücklich und zart abgetönt wiederugeben vermag. Die Verfasserin führt uns war in die feinste Gesellschaft, in die ziemlich geschlossenen Kreise des alten westfälischen dels; sie weiß aber dieselben so eingehend und ebevoll zu schildern und die einzelnen Personen geschickt und lebendig zu charakterisiren, daß dieben sofort unsere volle und ganze Theilnahme wecken und festhalten. Alle einzelnen Gestalten nd lebenswahr und dabei doch origiell gehalten."

(Wochen-Rundschau f. dram. Kunst u. Litt.)

„Es ist kein trüber Morgen, den die achem'sche Zwei-Mark-Roman-Bibliothek in m Erstling ihrer Erscheinung feiert, obgleich rselbe den Namen trägt »Trüber Morgen, ldener Tag.« Es ist sogar ein glänzendes estirn ersten Ranges, das die vielverrechende Sammlung unter diesem Titel an dem ch besäeten Litteraturhimmel heraufführt. aria Lenzen di Sebregondi hat in dem vorlienden Roman ein höchst lebensvolles Gesellschaftsmälde gezeichnet, in welchem sowohl der Gang der äußern Ereignisse als die psychologischen Entwickelungen das höchste Interesse bieten."

(Bayr. Kurier.)

„Wir müssen gestehen, daß, als wir den 422 Seiten starken Band in die Hand bekamen, unsere Erwartungen weit übertroffen wurden. Die Bachem'sche Verlagshandlung bringt hier eine Haus- und Familien-Bibliothek auf den Markt, die, was zunächst äußere Ausstattung betrifft, geradezu prächtig ist."

(Vaterland, Wien.)

„»Trüber Morgen, goldener Tag« ist wirklich ein guter Roman, spannend von Anfang bis Ende, gewandt in der Darstellung, gesund in der sich hindurchziehenden sittlich-religiösen Gesinnung." **(Theolog. Litter.-Bericht.)**

„Der Roman behandelt die Familiengeschichte eines westfälischen Grafengeschlechtes, und man darf es der Verfasserin nachrühmen, daß sie das Local- und Gesellschafts-Colorit ausgezeichnet zu wahren wußte. Es kommt ihr dabei zu statten, daß sie eine praktische Geschicklichkeit für Detailmalereien hat und den Leser in die verborgensten Geheimnisse des gräflichen Lebens, in dessen seelische wie in dessen pecuniäre Sorgen einzuführen versteht. Es wird so an manchen Stellen der Roman über den Standpunkt der gewöhnlichen Fabulirung hinaus zu einem interessanten Gesellschaftsgemälde der Zeit." **(Deutsches Adelsblatt.)**

„Die Verfasserin zeigt überall, daß sie Meisterin in der Charakterzeichnung, in der Schilderung der Seelenzustände und in der Darstellung packender Scenen ist."

(Litterar. Handweiser.)

2. Band: Der Erbe von Weidenhof.

Roman von F. von Pelzeln.

„Unter dem obengenannten Titel tritt uns Roman entgegen, der unser hohes Interse in Anspruch nimmt. Die Diction ist eine gewandte, daß uns das Ganze unwillkürlich in hem Maße fesselt." **(Deutsches Adelsblatt.)**

„Band 1. »Trüber Morgen, goldener Tag«, n Maria Lenzen di Sebregondi. Band 2. er Erbe von Weidenhof«, von F. v. Pelzeln. ir möchten den ersteren einen feinen Gesellaftsroman nennen. Der zweite ist ohne Frage regender und manchfaltiger in seiner Entklung. Beides sind aber gediegene, gut schriebene Romane, die unsern Lesern pfohlen werden können."

(Neue Preuß. [Kreuz-] Zeitung.)

„Dieser als 2. Band aus »Bachem's Romanmmlung« erscheinende Roman bewegt sich in n höheren Gesellschaftskreisen der österreichien Kaiserstadt. Durch das Sensationelle ner Handlung und überraschende Wenungen in derselben wird es ihm an einem das pannende liebenden Lesepublicum nicht fehlen, mal manchfache Leidenschaften und Verirrungen der Darstellung einen lebhaften dramatischen Impuls geben." **(Schles. Ztg.)**

„Gleich Anfangs tritt die Handlung in den Vordergrund, so daß der Leser mit ungetheiltem Interesse der spannenden Entwicklung folgt. Die Schattenseiten des Lebens einer Großstadt werden in höheren Kreisen anschaulich geschildert. Im Uebrigen verweisen wir wegen der von uns oft hervorgehobenen Vorzüge der Bachem'schen Romane auf die früheren Anzeigen."

(D. Litteraturbl., Gotha.)

„Der erste Band des neuen Unternehmens (enthaltend den Roman »Trüber Morgen, goldener Tag« von Maria Lenzen di Sebregondi) fand bei Publicum und Presse eine durchgängig so warme Aufnahme, daß dies den Verleger zur Beschleunigung der Herstellung des zweiten Bandes veranlaßte, welcher den vorstehend genannten, gewandt geschriebenen Roman enthält. Derselbe erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zu Ende anhaltende Spannung."

(Magdeburger Ztg.)

3. Band: Alda Renzoni.

Roman. Nach Melati von Java von **Leo van Heemstede.**

„Einen ganz außergewöhnlichen Charakter zeichnet uns Melati von Java im dritten Bande der Sammlung. Liebevoll versenken wir uns in die eigenartige Lebensanschauung, die sich in diesem Kopfe gebildet und die dieser Mund so geistvoll zu vertreten weiß. Köstlich sind die zwei Tanten gezeichnet und ebenso fein das Urbild philisterhaften Phlegma's, der Rentmeister Hagen, und der „geistreiche" Hausfreund Bruisman, dem wir seinen Korb von ganzem Herzen gönnen. Wie wirksam hebt sich von diesem Stillleben die fahrende Komödianten-Existenz des alten Renzoni ab und seiner Tochter, die er zu sich herüberzureißen vermag von der Seite eines liebenden Gatten — in den Taumel dieser Laufbahn mit ihren rauschenden Erfolgen und Triumphen, ihrer heimlichen Oede und ihrem Weh! — Als angenehme Beigabe schließt diesen Band ein allerliebstes Lebensbildchen, wirksam besonders durch die Gegenüberstellung zweier Contraste: »Ein Lichtblick« von M. Herbert, Verfasser des bekannten Romans: »Das Kind seines Herzens.«" **(Vaterland, Luzern.)**

„Der vorliegende Roman, den dritten Band der Sammlung bildend, gehört zu den besten Erscheinungen auf diesem Gebiete. Er fesselt uns und spannt in hohem Grade. Die Dichterin erschüttert uns, sie reißt uns durch ihre brillante Darstellung gleichsam willenlos mit. Eine tiefe Kennerin des menschlichen Herzens, vorab des weiblichen, weiß sie dessen Irrwegen nachzugehen, ohne sich in dem Labyrinthe zu verlieren; sie schildert die langsame Entstehung der Neigung in dem Herzen der allzeit verständigen, aber gefühlstiefen Judith eben so meisterhaft, wie die meteorartig auftauchende stürmische Liebe Steeland's zu Alda. In Alda und Judith zeigt sie so recht ihr großes Talent in Zeichnung der Charaktere. Die dem Bande noch angefügte kleine Novellette von M. Herbert ist nicht ohne eigenartigen Reiz." **(Lit. Handweiser.)**

„Der dritte Band enthält den Roman »Alda Renzoni«, eine fein ausgearbeitete Erzählung, voll Lebendigkeit der Schilderung und von treffender Lebenswahrheit. Beigegeben ist eine Novellette »Ein Lichtblick« — anspruchslos, aber aus dem Leben gegriffen." **(Augsb. Postztg.)**

4. Band: Ein stolzes Herz. Roman von **Cuno Bach.**

Die Wüstenräuber. Erlebnisse einer Africa-Expedition durch die Sahara von **Dr. Karl May.**

„In diesem Bande sind zwei Arbeiten zusammengestellt, welche beide in ihrer Art höchst originell und fesselnd sind, so daß wir ihnen die weiteste Verbreitung wünschen." **(Deutsches Adelsblatt.)**

„Die Wandelung eines stolzen Mädchenherzens zeigt der erste Roman in ergreifender Weise. Scharf gezeichnete Gestalten erwecken in hohem Maße das Interesse des Lesers, der gleichzeitig auch die Sitten des erbangesessenen englischen Landadels kennen lernt. In dem zweiten Werk bietet Dr. Karl May aus seiner »Mappe eines Vielgereisten« einen Streifzug, den er zur Aufsuchung und Befreiung eines jungen Franzosen von Algier, der mit einer nach dem Sudan gehenden Handelskarawane von den Tuaregs überfallen und geraubt worden, quer durch den nördlichen Theil der Sahara machte. Das gefahrvolle, schwierige Unternehmen gelang mit Hilfe eines Freundes, der, ein echter Sohn Albions, vornehm, kalt, wortkarg, kühn bis zur Verwegenheit, als gewandter Fechter und sicherer Schütze den willkommensten Bundesgenossen bildete. Eine Herzensgeschichte wird der Leser in diesem Reise-Roman nicht finden, dafür aber mit der fesselnden Darstellung eigenartiger Wüsten-Bilder und Abenteuer überrascht werden." **(Post, Berlin.)**

„Außer Mildred und ihrem späteren Gatten, die beide im Vordergrund des Interesses stehen und in ihren Charaktereigenschaften vorzüglich gezeichnet sind, hat der Dichter noch durch eine ganze Reihe höchst interessanter und verschieden gearteter Persönlichkeiten seinem Werke eine ganz eigenartige Frische zu geben und die Theilnahme des Lesers für die Schicksale Aller bis zum Ende lebendig zu erhalten gewußt. »Ein stolzes Herz« bietet eine fesselnde und vielleicht für manche junge Dame nützliche Lectüre. — Einen ganz eigenartigen Genuß bietet dem Leser die an zweiter Stelle sich findende Erzählung: »Die Wüstenräuber«. In derselben schildert der vielgenannte Weltreisende Dr. Karl May eine Episode aus seinem bewegten Leben, bei deren packender Darstellung der Leser unwillkürlich sich fragt: Wahrheit oder Dichtung? Jedenfalls ist die Erzählung eine in all ihren Momenten so überaus spannende, daß kein Leser dieselbe unbefriedigt aus der Hand legt." **(Büchermarkt.)**

5. Band: Die Hexe von Scharnrode. Roman von **Herm. Hirschfeld.**

Prinzessin Irrlicht. Roman von **M. v. Pelzeln.**

H. Hirschfeld erzählt spannend aus Hamburg's Vergangenheit zur Zeit des ersten Napoleon, während M. v. Pelzeln eine Herzensgeschichte aus der höheren Gesellschaft mit merkwürdigem Vorwurf behandelt.